

*Hausiererin
mit Traggestell
und unlackierten
Strohzyklindern –
Requisiten aus
Spiegelhalders
Sammlung.*



Das Arrangement dieser gesammelten Dinge entstammt aus dem Zusammenhang eines eng mit dem Schwarzwald verbundenen Handwerks: der Strohflechterei. Diese sogenannte Hausindustrie war im Schwarzwald vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nicht nur für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, sondern auch für die Kultur- und Kunstgeschichte von Bedeutung. Das Handwerk hinterließ Spuren in Form von Dingen, in die seine Geschichte eingeschrieben worden ist.

Oskar Spiegelhalder, Uhrenfabrikant aus Lenzkirch, beteiligte sich um 1900 an einer Rettungsaktion, bei der volkskundlich-kulturgeschichtliche Dinge vor dem Verschwinden bewahrt werden sollten. Mit der Aufnahme in drei arrangierte Sammlungen verlieh er den Kulturrelikten eine neue Relevanz.

Christina Ludwig beschreibt nicht nur die museale Konservierung eines vergangenen Handwerks, sondern ergründet auch die „subjektive Dingbedeutung“ der Sammlungsstücke und damit ihren individuellen Stellenwert für verschiedene Akteure.

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 58 · 2015



25 Jahre Wasservogelzählung
**Wintergäste auf den
Gewässern der Riedbaar**

Kriegs-Protokoll 1688–1702
Stadt Bräunlingen



Verein für Geschichte und
Naturgeschichte der Baar

Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

58. Band 2015

**Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

58. Band 2015



**Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
gegründet 1805**

Impressum

Schriftleitung Dr. rer. nat. Helmut Gehring und Dr. phil. Friedemann Kawohl

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im März/April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres. Der Schriftenband kostet 20 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25 Euro enthalten.

Geschäftsstelle des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78159 Donaueschingen, Postfach 1954, Schulstraße 6
Telefon/Fax: (07 71) 92 94 205
Öffnungszeiten: Mo 18–20 Uhr (Änderungen vorbehalten)
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein

Bankverbindung:

Sparkasse Schwarzwald-Baar, Kto.Nr. 242 20 60 10, BLZ 694 500 65
IBAN: DE43 694 500 65 0242 20 60 10, BIC: SOLADES1VSS

Titelbild Silberreiherr im „sibirischen Februar“ 2012 auf der Baar
(Foto: Helmut Gehring)

Grafik/Layout Holger von Briel
Druck Druckerei Herrmann, Donaueschingen

ISSN 0340-4765

Diese Zeitschrift wird gefördert
durch das Regierungspräsidium Freiburg, die Stadt Donaueschingen,
die Stadt Hüfingen, die Sparkasse Schwarzwald-Baar
und die Firma Karl Storz (Tuttligen)



Vorwort	Seite 7
---------------	---------

Historische Abhandlungen und Beiträge

THOMAS KNOFF, JAN AHLRICHS, JESSICA HENKNER, THOMAS SCHOLTEN, PETER KÜHN Archäologische und bodenkundliche Untersuchungen zur Besiedlungs- und Landnutzungsgeschichte der Baar	9
CORINA FRITSCH „... damit klar ist, dass sein Körper hier ruht“ – Über die <i>Miracula S. Marci</i> und die Bedeutung der Markusverehrung für das Kloster Reichenau	25
MATTHIAS WIDER Zwischen Altstadt und Kulisse – Zum Bedeutungswandel der Löffinger Stadtbefestigung	39
JOHANN DIETRICH VON PECHMANN Die kaiserlich vorderösterreichische Stadt Bräunlingen in den Jahren 1688 bis 1702 nach dem „Kriegs-Protokoll“ des Schultheißen Johann Konrad Gump	55
CHRISTINA LUDWIG Vom Halm zum Strohzyliner. Wie sich das historische Handwerk der Strohflechtere in musealen Dingen materialisiert	73
ANITA AUER Moden. Eine Ausstellung, die den Schwarzwald neu denkt	95
HERMANN SUMSER Moltkestraße 18 – Zur Geschichte und Gegenwart eines Jugendstilhauses in Donaueschingen	101
ULF WIELANDT Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten	115
HARALD KETTERER Der Luftkrieg in den Jahren 1914–18 in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg	127
THOMAS KABISCH Bildwerk und Betrachter. Zum Schaffen des Trossinger Malers Gerhard Messner	135

Naturkundliche Abhandlungen und Beiträge

HELMUT GEHRING

Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar –

25 Jahre Wasservogelzählung:

Bestand, Trends und jahreszeitliches Auftreten 151

HELMUT GEHRING

Die neu renaturierte Donau bei Donaueschingen –

für nordische Watvögel ein geeigneter Rastplatz 168

WOLF HOCKENJOS

Wald und Waldwirtschaft auf der Baar –

3000 Jahre Waldnutzung 173

MATTHIAS EBERT

Die Kreuzotter im Schwarzwald-Baar-Kreis 199

Vereinschronik 205

Im Westen viel Neues –

Impressionen einer Vereinsexkursion (Hugo Siefert) 209

Jahresexkursion zur ehemaligen Residenzstadt Meßkirch

und zum Campus Galli (Hans Keusen) 222

Nachruf Dr. Raimund Adamczyk 225

Nachruf Dr. Armin Köhler 226

Buchbesprechungen 227

Hinweise für unsere Autoren 256

Vorwort

Im Jahr 1805 vereinigten sich in Donaueschingen einige Gelehrte zu einer „Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau“. Um eine Mitgliedschaft konnte man sich nicht bewerben, sondern die neuen Mitglieder wurden von den alten Mitgliedern ernannt. Nach 210 Jahren und mehreren Neugründungen hat sich dieser Verein stark gewandelt. Wir freuen uns heute über alle, die Mitglieder geworden oder geblieben sind, sich an unseren Vorträgen und Exkursionen beteiligen, unsere Bibliothek benutzen und das Vereinsleben durch andere Aktivitäten bereichern.

Auch dieses Buch haben Sie, die Vereinsmitglieder, ermöglicht: Durch Ihre Forschungen, die sie in Worte und Bilder gefasst haben, Ihre Rezensionen, die uns einen Überblick über die im letzten Jahr erschienene Literatur erlauben, Ihre Hilfe beim Korrekturlesen, beim Verpacken und Versenden und vor allem durch Ihr Interesse, das Sie – so hoffen wir – auch diesem 58. Band der Schriften der Baar wieder entgegenbringen werden.

Einen Aspekt der Frühgeschichte unseres Vereins beleuchtet Christina Ludwig, deren Beitrag erklärt, warum das badische Innenministerium 1810 die noch heute im Vereinsarchiv befindlichen Strohgeflechtmuster nach Donaueschingen sandte. Mit dem Vereinszweck „Geschichte und Naturgeschichte“ konnten damals offenbar auch sehr praktische Zwecke der Gewerbeförderung verbunden werden. Über das gewohnte Themenspektrum hinaus weisen im vorliegenden Band die ästhetisch-philosophischen Überlegungen des an der Musikhochschule in Trossingen lehrenden Thomas Kabisch, der durch Werke des Trossinger Künstlers Gerhard Messner angeregt wurde.

Wie sehr sich die Ansichten der Mitglieder dieses Vereins durch die Jahrhunderte gewandelt haben, wird deutlich an unserem Beitrag über die gelungene Renaturierung der Donau. Denn es war Joseph Freiherr von Auffenberg, der Oberaufseher des Schlossparks und ein Mitbegründer unseres Vereins, der das Motto „*olim ranis – modo sanis*“ (einst den Fröschen – jetzt den Gesunden) über dem 1813 gezeichneten Plan des Schlossparks anbringen ließ, nachdem in den Jahren zuvor Kanäle angelegt, „*die Sümpfe ausgetrocknet, das Gelände eingeebnet und Hügel und Ufer mit Rasen angeschlagen*“ worden waren (Andreas Hund in Band 19, 1933, S. 230).

Wir danken Michael Tocha und Rolf Baiker für ihre redaktionelle Mitarbeit und wünschen erhellende und unterhaltsame Stunden.

Helmut Gehring und Friedemann Kawohl

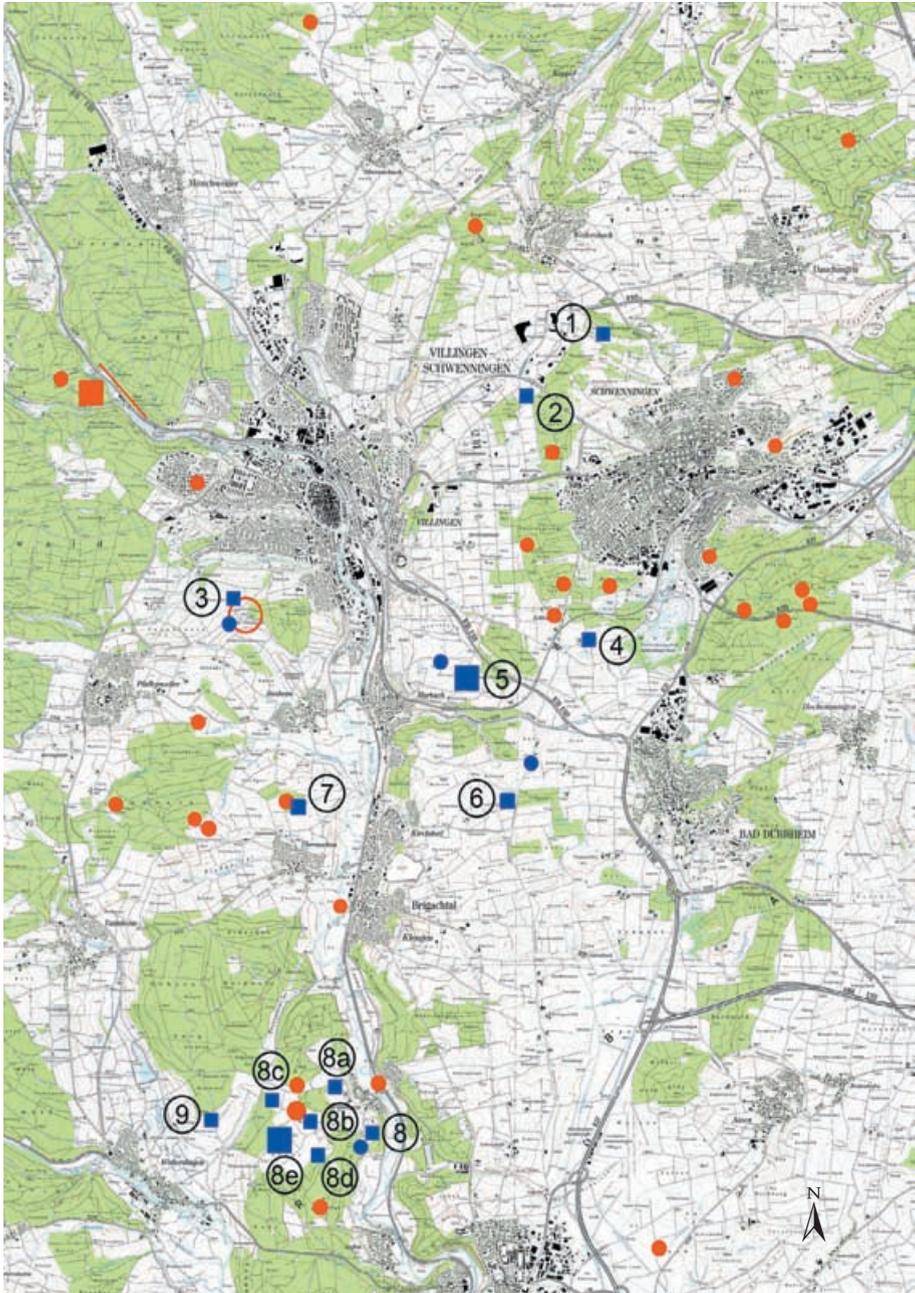
Archäologische und bodenkundliche Untersuchungen zur Besiedlungs- und Landnutzungsgeschichte der Baar

VON THOMAS KNOPE, JAN AHLRICHS,
JESSICA HENKNER, THOMAS SCHOLTEN, PETER KÜHN

Die Landschaft der Baar ist im Vergleich zu den benachbarten Räumen des Schwarzwalds und der Schwäbischen Alb ein Gunstraum: Die Böden sind agrarisch besser nutzbar, die Hangneigungen sind geringer. Und wegen der geringeren Meereshöhe sind die Durchschnittstemperaturen höher und es gibt weniger Frosttage.¹ Diese naturräumlichen Faktoren spielten bei der Besiedlung der Baar durch ur- und frühgeschichtliche Menschen eine wichtige Rolle, da deren Subsistenz auf dem Anbau von Getreiden und Hülsenfrüchten gründete. Unser Kenntnisstand zur Archäologie der Baar ist vergleichsweise gering. Es gibt nur wenige systematische Untersuchungen, etwa archäologische Ausgrabungen, aber eine größere Anzahl von Lesefundstellen prähistorischer Keramik.

Der folgende Beitrag stellt Methoden und erste Ergebnisse zweier Forschungsprojekte an der Universität Tübingen vor, die sich Teilen der Baar bzw. der Baar als Teil eines größeren Raumes angenommen haben. Im ersten Teil geht es um ein bereits abgeschlossenes, auf das Umland des Magdalenenbergs am Westrand der Baar konzentriertes Projekt, wo neben Feldbegehungen mit dem Ziel, neue Fundstellen zu entdecken, auch bodenkundliche Untersuchungen sowie eine kleine Ausgrabung durchgeführt wurden. Im zweiten Teil geht es um ein Ende 2013 begonnenes und noch bis 2017 laufendes Projekt, das sich mit der Frage nach der Aufsiedlung der benachbarten Gebiete des Schwarzwalds und der Schwäbischen Alb von der Baar aus beschäftigt. Hierbei sollen eine Gesamtbetrachtung aller bekannten archäologischen Fundstellen sowie systematische bodenkundliche Untersuchungen helfen zu klären, wann und warum Menschen von Gunst- in Ungunsträume gingen, um dort zu siedeln bzw. dortige Ressourcen zu nutzen.

Ausgangspunkt für die Untersuchung des Umlands des späthallstattzeitlichen Großgrabhügels Magdalenenberg war die Frage nach dem Siedlungs- und Wirtschaftssystem der Hallstattzeit auf der Baar.² Zwar steht mit der vollständig ausgegrabenen Begräbnisstätte wenig südlich von Villingen ein ganz exzeptioneller Fundplatz zur Verfügung, über weitere Grabhügel und vor allem Siedlungen ist jedoch wenig bekannt. Dabei liegen sowohl in der Nähe als auch im weiteren Umland zahlreiche einzelne Grabhügel oder kleine Gruppen von Grabhügeln, die auf der Übersichtskarte mit roten Kreisen markiert sind. Anders sieht es bei den dazugehörigen Siedlungen aus. Im näheren Umkreis ist lediglich die befestigte kleine Höhensiedlung des „Kapf“ westlich von Villingen bekannt, die



Fundstellen im Umland des Magdalenenbergs: Bereits bekannte Fundstellen der Eisenzeit sind rot markiert, die Hügel durch Kreise, die Siedlung „Kapf“ durch das rote Quadrat, ein Eisenerzgang als Linie um den Magdalenenberg. Blau markiert sind die aufgrund von archäologischen Begehungen seit 2010 neu entdeckten Fundstellen.



Aktuelle Erosionsspuren auf der Baar nördlich von Rietheim. Foto: Thomas Knopf

geographisch bereits zum Schwarzwald gehört (in der Übersicht markiert durch ein rotes Quadrat).

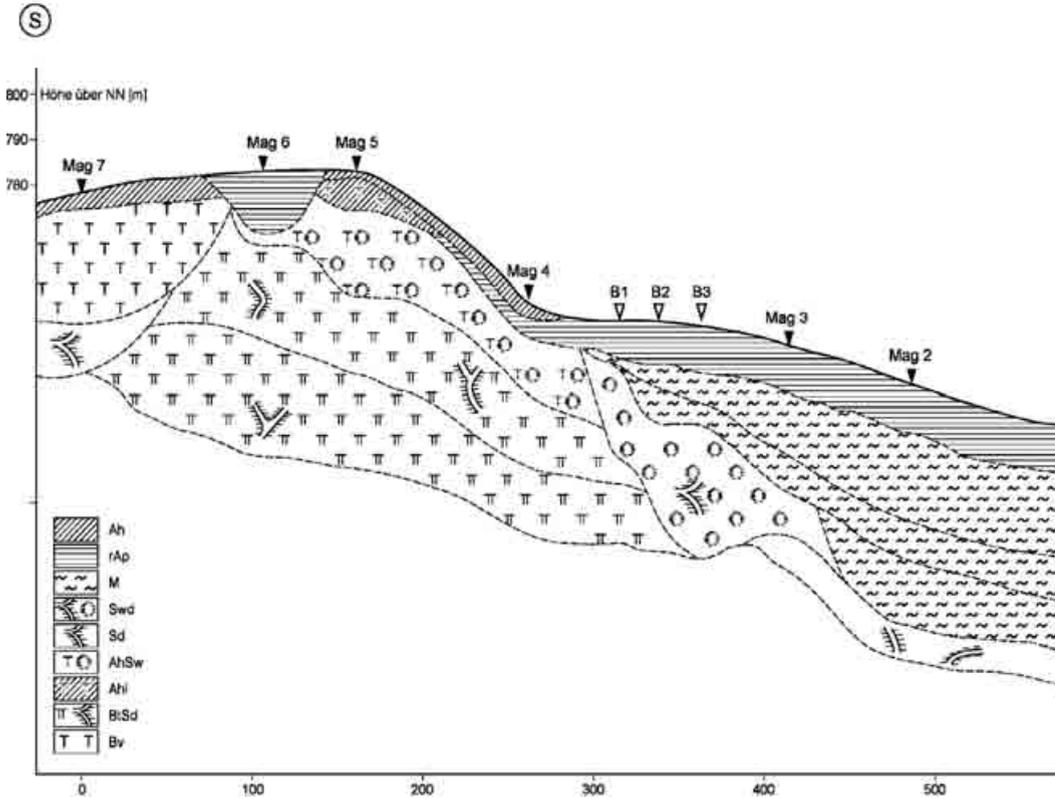
WOLFGANG HÜBENER hatte 1972 die Befunde und Funde der kleineren archäologischen Ausgrabung der 1950er-Jahre auf dem Kapf ausgewertet und die annähernde Übereinstimmung der Belegungsdauer des Kapfs und des Magdalenenbergs während Hallstatt D1 (um 600 v. Chr.) festgestellt.³ Für Hübener wie auch für KONRAD SPINDLER, den Ausgräber des Magdalenenbergs,⁴ stand zudem fest, dass der Kapf die zum Magdalenenberg gehörige Siedlung sein müsse. Entscheidend für die Argumentation war, dass der immerhin 4 km entfernte Kapf schlichtweg die einzige bekannte Siedlung im Umfeld war. Betrachtet man aber ver-

gleichbare Großgrabhügel etwa in Hochdorf oder bei der Heuneburg⁵, wo die zugehörigen Siedlungen viel näher liegen, so erheben sich starke Zweifel zumindest an der Ausschließlichkeit des damals behaupteten Zusammenhangs von



Lesefunde von bronze- und eisenzeitlicher Siedlungskeramik westlich von Grüningen (Nr. 8e). Foto: Dirk Seidensticker / Thomas Knopf

Catena Magdalenenberg



Reihe von Bodenprofilen, sogenannte „Catena“ (lat. „Kette“), am Warenberg nahe des Grabhügels Magdalenenberg.

Ah: humushaltiger Mineralbodenhorizont

rAp: reliktscher Pflughorizont; wird aktuell nicht mehr gepflügt

M: Mineralbodenhorizont, entstanden durch Erosion am Hang; das erodierte Bodenmaterial wurde hier wieder abgelagert (M = lat. migrare)

Swd: mineralischer Unterbodenhorizont mit Stauwassereinfluss, wasserleitend und wasserstauend

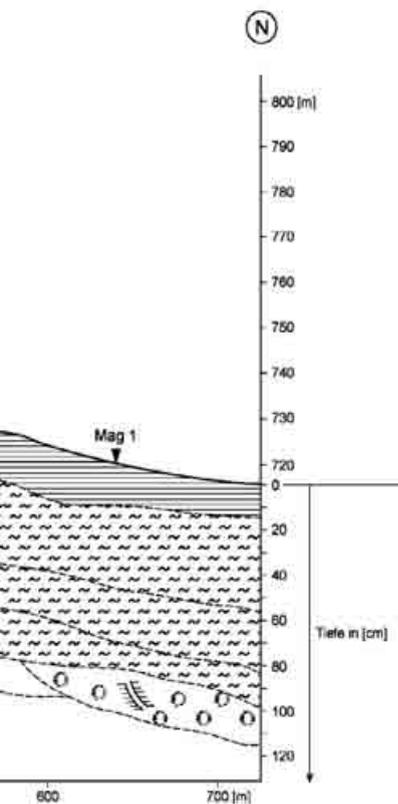
Sd: mineralischer Unterbodenhorizont mit Stauwassereinfluss, wasserstauend

AhSw: humushaltiger Mineralbodenhorizont mit stauwasserleitenden Merkmalen (Fe-Mn-Konkretionen)

Ahl: humushaltiger Mineralbodenhorizont, aus dem Ton ausgewaschen/verlagert wurde

BtSd: mineralischer Unterbodenhorizont mit Tonanreicherung (Bt) und wasserstauenden Merkmalen

Bv: mineralischer Unterbodenhorizont, durch Verwitterung verbraunt und verlehmt

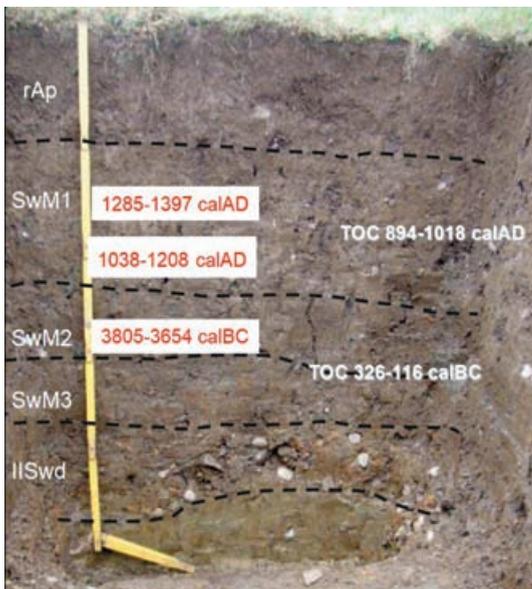


Hügel und Siedlung am Schwarzwaldrand. HÜBENER selbst hatte bereits betont, dass der im Zentralgrab des Magdalenenbergs bestattete „Fürst“ wohl kaum seinen „Wohnsitz“ auf dem Kapf gehabt haben dürfte; dafür sei die Anlage „zu bescheiden“.⁶

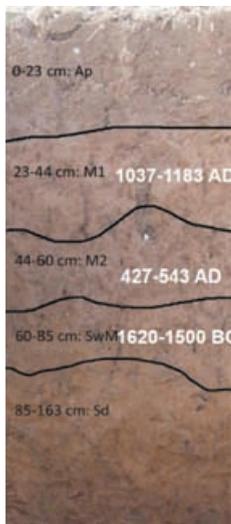
Wo aber lagen die übrigen Siedlungen, seien es einzelne Höfe oder Gehöfte oder weilerartige Anlagen? Sehr wahrscheinlich in räumlicher Nähe und Sichtweite zu den Bestattungsplätzen. Wir gehen davon aus, dass jeder Grabhügel auch eine zugehörige Siedlung in der Nähe – nur wenige Hundert Meter entfernt – besessen hat. Diese wurden aber kaum einmal entdeckt. Das liegt zum einen an den wenigen Bodeneingriffen, die bei einem kleinen Gehöft zu erwarten sind: wenige unscheinbare Pfostengruben, nur vereinzelte Keller- bzw. Abfallgruben oder Grubenhäuser. Bestanden solche Siedlungen nur kurze Zeit, ist die Chance, dass sie bei Baumaßnahmen entdeckt werden, gering. Zum anderen hat die Erosion im Laufe der Jahrhunderte viele Dezimeter, zuweilen sogar Meter Bodenmaterial abgetragen und umgelagert. Dadurch sind vorgeschichtliche Reste im Boden entweder zerstört oder überdeckt worden. Schließlich haben auf der Baar nur selten systematische Begehungen von Ackerflächen stattgefunden. Nur so jedoch lassen sich angepflügte Siedlungen entdecken, bevor sie durch akute Baumaßnahmen zerstört werden.

Mit Studierenden der Universität Tübingen wurden 2010 etwa 100 Hektar Ackerflächen in einem Umfeld von 5–10 km um den Magdalenenberg abgelauften und Scherben auf den Feldern aufgesammelt.⁷ Dabei konnte an mehreren Stellen vorgeschichtliche Keramik gefunden werden. Die handgemachte Grobkeramik des täglichen Bedarfs erlaubt nur teilweise eine genaue zeitliche Einordnung, doch an zwei Stellen deuten massive Streuungen von Scherben auf Siedlungsplätze hin: Westlich von Grüningen siedelten Menschen wohl schon in der Bronzezeit und danach evtl. auch noch in der Eisenzeit (8e in der Übersicht). Eine weitere Siedelfläche der Bronze-/Eisenzeit wurde östlich von Marbach entdeckt (5 in der Übersicht). Die übrigen Scherben können entweder ebenfalls Siedlungsreste, aber auch zerstörte Gräber anzeigen. Insgesamt konnte mit den Acker-Prospektionen gezeigt werden, dass noch Siedlungsreste aufgefunden werden können. Hier müssten weitere gezielte archäologische Untersuchungen, etwa auch geomagnetische Prospektionen, im Umfeld der bekannten Grabhügel folgen.

Neben der Frage der Siedlungen wurde auch die wirtschaftliche Grundlage der hallstattzeitlichen Siedler auf der Baar diskutiert. Prinzipiell geht man bei besiedelten Gunsträumen im oben genannten Sinne von Landwirtschaft und Bodennutzung als Grundlage aus. Die Lage am Westrand der Baar, in Sichtweite des Schwarzwalds, auf rund 700 m Höhe ließ jedoch bei den im Magdalenenberg Bestatteten die Frage aufkommen, ob nicht noch etwas anderes die ökonomische Basis bildete. Konrad Spindler ließ daran keinen Zweifel: Der im Zentralgrab Bestattete sei ein „Eisenherr“ gewesen.⁸ Funde von abgerundeten Geröllen in einigen Nachbestattungen des Magdalenenbergs deutete er als Schlegel, mit denen Eisenerz abgebaut worden wäre. Grundlage dieser Vermutung war die Existenz von Eisenerzgängen im nahen Schwarzwald, insbesondere aber im direkten Umfeld der Siedlung auf dem Kapf.⁹ Dieses Erz war im Mittelalter abgebaut worden, für ältere Zeiten fehlte aber jeder Nachweis. Inzwischen haben Untersuchungen der vermeintlichen Geröllschlegel gezeigt, dass diese weder zum Abbau noch zum Zerkleinern von Eisenerz verwendet wurden. Auch ist die Qualität der hier anstehenden Erze bei weitem nicht so gut wie derjenigen im Nord-schwarzwald – im Neuenbürger Revier – nachweislich im 5./4. Jh. v. Chr. abgebauten und verhütteten Erze.¹⁰ Schließlich haben auch eigene Begehungen im dem Magdalenenberg nahegelegenen Schwarzwald, und hier insbesondere im Umfeld der Erzgänge von Eisenbach und Vöhrenbach, bisher keinerlei alte Schlacken erbracht. Somit ist zwar eine Verhüttung im geringen Umfang nicht auszuschließen, aber sie dürfte kaum für eine wirtschaftliche Blüte ausgereicht haben. Wichtigste Grundlage war daher wohl doch die Landwirtschaft mit ihren beiden Bestandteilen, dem Ackerbau und der Viehhaltung.¹¹



Bodenkundliches Profil „Mag 1“ in der Warenbachau mit Datierungen. Die Kolluvien erbrachten hier sowohl ein jungsteinzeitliches Datum aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. als auch ein Datum aus der Jüngerer Eisenzeit (3.–1. Jahrhundert v. Chr.) und für die oberen Bereiche hochmittelalterliche Daten. In Rot sind Datierungen anhand von Holzkohlen angegeben, in Weiß Datierungen anhand der organischen Gesamtsubstanz (Total Organic Carbon). Erstere geben den Zeitpunkt der Entstehung des ehemaligen Holzes an, Letztere sind Mischdaten, da hier der gesamte Kohlenstoff datiert wird. Beides muss bei der Interpretation berücksichtigt werden.



Bodenkundliches Profil „Grü 8“ westlich von Grüningen, südlich der Nummer 8e, mit ^{14}C -Datierungen in die späte Frühbronzezeit (17./16. Jh. v. Chr.), das Frühmittelalter (5./6. Jh. n. Chr.) und wiederum das Hochmittelalter (11./12. Jh. n. Chr.)

Sollte eine intensive Landnutzung durch den Anbau von Feldfrüchten schon in der Urgeschichte stattgefunden haben, so müsste dies entsprechende Spuren hinterlassen haben. Von Anfang an waren deshalb archäopedologische Untersuchungen, d. h. bodenkundliche Forschungen im archäologischen Kontext, Bestandteil des Forschungsprojekts.¹² Begonnen wurde im engeren Umfeld des Magdalenenbergs. Schon durch erste Bohrungen mit einem einfachen 1-m-Bohrstock konnten Kolluvien nachgewiesen werden, d. h. Bodenmaterialien, die durch Wasser erodiert und am Mittelhang bis Unterhang wieder abgelagert wurden. Zudem zeigten Bohrungen, dass im Waldgebiet

„Laible“ ein alter Ackerboden erhalten geblieben ist. Hier bestanden also in früherer Zeit Ackerflächen, deren Alter aber bisher unbekannt ist. Im Jahr 2010 wurde eine Reihe von Profilgruben (siehe Abbildung oben), beginnend im Wald hangabwärts zum Warenbach hin, angelegt. Das am tiefsten gelegene Profil lieferte etwa 80 cm mächtige kolluviale Schichten, die mittels ^{14}C -Datierungen zeitlich eingeordnet wurden.

Durch die ^{14}C -Methode kann das Entstehungsalter von Hölzern oder Pflanzenresten ermittelt werden. Bei der Interpretation dieser Daten ist aber im Einzelfall zu entscheiden, ob entweder das Maximalalter für die Kolluvienentstehung oder die Bildungszeit der organischen Bodensubstanz (Humus) ermittelt wird. Wenn nämlich humusreiches Bodenmaterial (in der Regel zuerst die Krume) erodiert und am Unterhang wieder abgelagert wird, kann ältere organische Bodensubstanz im Zuge der Umlagerung eingemischt werden. Dann kann die ^{14}C -Datierung dieses eingemischten Materials zu einem höheren Alter führen als



dem tatsächlichen der Kolluvienentstehung. Wenn aber, umgekehrt, dieser Erosions- und Akkumulationsprozess mehrfach stattfand und zu einer Stapelung von Kolluvien führt, so ist zu fragen, wie lange das jeweilige Kolluvium an der Oberfläche lag und durch Pflanzenbewuchs und Bodenlebewesen jüngerer humusreiches Material einge-

Ausgrabungsszene südwestlich des Magdalenenbergs. Fotos: Thomas Knopf

mischt werden konnte. In diesem Fall führt die ^{14}C -Datierung der nachträglich eingemischten organischen Substanzen zu einem jüngeren Alter als dem tatsächlichen der Kolluvientstehung.

Ähnlich wie bei Scherbenfunden auf Äckern kann auch bei Kolluvienstandorten nicht von vornherein gesagt werden, welche ur- und frühgeschichtlichen bzw. mittelalterlichen Zeitabschnitte angetroffen werden. Bisher sind noch keine hallstattzeitlichen Kolluvien entdeckt worden, allerdings ist die Zahl der datierten Profile noch zu gering, um daraus allgemeine Schlüsse ziehen zu können. Hochinteressant bleibt indes die Tatsache, dass beginnend im Neolithikum, aber auch in der Bronze- und Eisenzeit und schließlich in allen mittelalterlichen Zeiten Kolluvien nicht nur auf der Baar, sondern auch im gesamten süddeutschen Raum entstanden.¹³ Weitere archäopedologische Forschungen, wie die im Folgenden beschriebenen, können genauere Angaben an weiteren Standorten ermitteln.

Nach den Prospektionen des Jahrs 2010 standen für 2012 finanzielle Mittel für eine kleinere archäologische Ausgrabung im Umfeld des Magdalenenbergs zur Verfügung.¹⁴ Vorausgegangen war eine Analyse von sogenannten LiDAR-Daten (Light Detection And Ranging). Die mittels Befliegung und Laserabtastung der Erdoberfläche gewonnenen digitalen Geländemodelle zeigen selbst flache, im Gelände selbst kaum mehr wahrnehmbare Strukturen relativ deutlich. So



Archäologische Befunde und Steinplatten im Grabungsschnitt südwestlich des Magdalenenbergs.

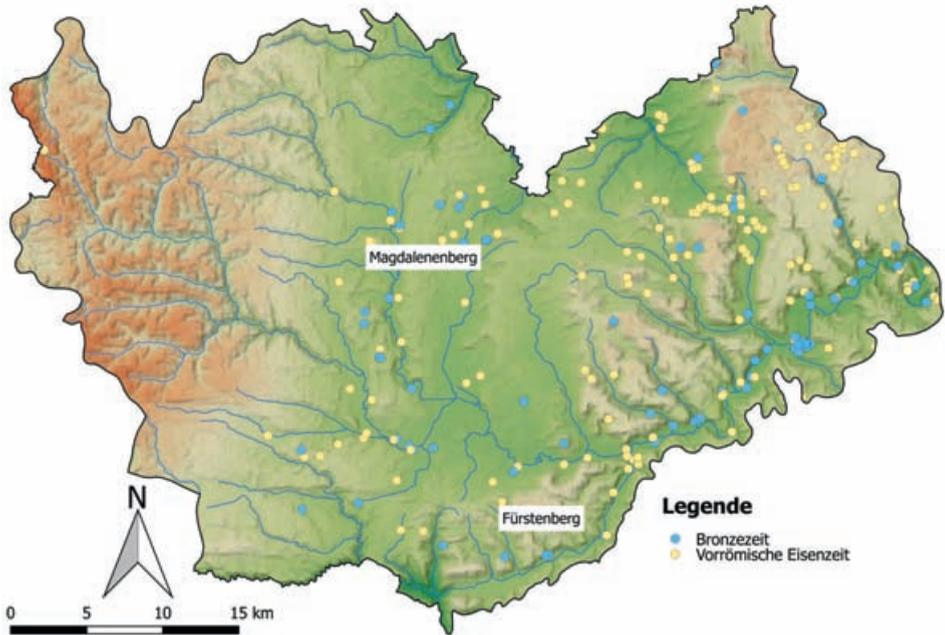
Fotos: Thomas Knopf

wurden auch in der Nähe des Magdalenenbergs auffällige Merkmale entdeckt. Im einen Fall scheint es sich um einen (Grab-?)Hügel zu handeln. Die Funktion eines langgestreckten, breiten, wallartigen Befundes konnte nur mit Hilfe einer archäologischen Untersuchung geklärt werden.¹⁵

Zunächst wurde mit einem Bagger ein etwa 1,2 m breiter und rund 30 m langer Schnitt angelegt. Da nach einem ersten Abtrag des Oberbodens keinerlei archäologische Strukturen zu entdecken waren, wurde vorsichtig tiefer gegangen und bei ersten Anzeichen dunkler Verfärbungen von Hand weiter gearbeitet. So wurde im hangabwärts gelegenen Bereich des Schnittes eine Reihe von archäologischen Befunden (Grube, Pfostengrube, Gräbchen) freigelegt, die allerdings keinerlei Fundmaterial enthielten und deshalb zunächst nicht zeitlich eingeordnet werden konnten. Im hangaufwärts gelegenen Teil des Grabungsschnittes wurde eine Art Steinpflasterung entdeckt. Meist trapezförmige, flache Steinplatten lagen häufig Stein an Stein, bildeten allerdings keinen durchgehenden Belag. Die Funktion dieser Steine erschließt sich nicht ohne weiteres. Allerdings könnte der obertägig sichtbare „Wall“ damit in Verbindung stehen. Dieser bildet nämlich keine von Menschen direkt errichtete Anlage, sondern ist als Kolluvium zu werten, wie die Schichten im Profil des Grabungsschnittes zeigten. Möglicherweise wurde das weiter oben am Hang erodierte Bodenmaterial an dieser Stelle im mittleren Hangbereich durch die hier liegende „Steinpflasterung“ gebremst und staute sich hier zu der wallartigen Struktur. Damit ist aber noch nichts über die ursprüngliche Funktion der Steine ausgesagt. Ihre Ausdehnung und genauere Interpretation könnten wohl nur durch größerflächige Ausgrabungen einer Klärung nähergebracht werden.

Die hier wie aus den beiden tieferen Kolluvien entnommenen Proben bzw. Holzkohlen wurden mit Hilfe der ¹⁴C-Datierung beginnend im 6. Jt., der bandkeramischen Zeit, bis ins 3. Jt. v. Chr. datiert. Eine solche neolithische Besiedlung an dieser Stelle ist äußerst überraschend, sind doch die naturräumlichen Bedingungen nicht eben optimal. Unklar aber bleibt, ob es sich um Siedlungsspuren handelt oder ob die Gruben und Gräbchen andere Funktionen hatten. Im Zusammenhang damit steht sicher ein vor einigen Jahren in der Nähe gefundenes neolithisches Steinbeil (heute im Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen). Sicher ist, dass die Befunde z. T. durch Erosion abgetragen, später dann aber von Kolluvien überdeckt wurden. Aus den beiden unteren Kolluvienschichten liegen ¹⁴C-Datierungen aus dem 3. Jt. v. Chr. und der späten Bronzezeit (1200–800 v. Chr.) vor.¹⁶ Zwar wurde die Frage nach der hallstattzeitlichen Nutzung des Geländes noch nicht beantwortet, doch haben die unerwarteten Befunde neue Fragen aufgeworfen. Die Baar scheint jedoch, auch in ihren Randlagen, schon sehr früh intensiv ackerbaulich genutzt worden zu sein.

Inwiefern diese frühen Bewohner der Baar von hier aus auch in den Schwarzwald und auf die Schwäbische Alb ausgriffen, wird in einem zweiten Forschungsprojekt untersucht, das unter dem Titel „Gunst/Ungunst: Ressourcenerschließung in Marginalräumen“ gemeinschaftlich von Archäologen und



Archäologische Fundstellen der Bronze- und vorrömischen Eisenzeit. Kartierung: Jan Ahlrichs

Bodenkundlern im Rahmen des Tübinger Sonderforschungsbereiches (SFB) 1070 „RessourcenKulturen“ durchgeführt wird.¹⁷ Dabei werden Ressourcen als Mittel der Etablierung, Erhaltung und Veränderung sozialer Beziehungen in unterschiedlichen Zeiten und Regionen untersucht, wobei Ressourcen hier nicht nur materiell, als Rohstoffe wie Holz oder Erz, verstanden werden, sondern auch immateriell, etwa als Wissen oder religiöse Praktiken. Alle diese Ressourcen, auch die materiellen, sind aber zunächst kulturell definiert, werden also erst zur Ressource, wenn sie entsprechend wahrgenommen werden. Beispielsweise spielte im Mittelalter Schweröl keine Rolle und war in diesem Sinne keine Ressource, obwohl Fundstätten bekannt waren. Seit dem 19. Jahrhundert aber ist Schweröl ein Grundstoff der chemischen Industrie und wesentlicher Energieträger und wird so als Ressource wahrgenommen.

Die Frage, warum sich Menschen zu bestimmten Zeiten aus günstigen – und daher schon seit dem Neolithikum intensiv besiedelten Räumen – in weniger günstige Räume begeben haben, um dort zu siedeln bzw. bestimmte Ressourcen zu nutzen, wurde lange Zeit durch eine sogenannte „Klimahypothese“ beantwortet, nach der in wärmeren Perioden auch die eher ungünstigeren Räume für eine dauerhafte Nutzung geeignet gewesen seien. Dagegen geht die im Rahmen des Sonderforschungsbereiches „RessourcenKulturen“ diskutierte „Ressourcenhypothese“ davon aus, dass auch kulturell geprägte Vorstellungen von Räumen und Ressourcen bzw. der Bedarf nach bestimmten Ressourcen in den Gunst-

räumen dafür gesorgt haben, dass Menschen die zuvor als ungünstig erachteten Gebiete besiedelten.

Im Vordergrund des Teilprojekts B02 steht die Ressource Boden. Die Nutzung des Bodens mit entsprechenden Bodenbearbeitungstechniken und die partielle Entwaldung führten meist zu Bodenverlagerungen und zur Bildung von Kolluvien, die nach aufeinander folgenden Erosionsphasen überwiegend in konkaven Hangfußbereichen¹⁸ oder als Dellen- und Talfüllungen anzutreffen sind. Phasen der Kolluvienbildung können mit Besiedlungsphasen und Phasen der agrarischen Nutzung zeitlich korreliert werden.¹⁹

Infolge des engen räumlichen Zusammenhangs von Abtrags- und Auftragsfläche ermöglicht die Analyse von Kolluvien die präziseste zeitliche Einordnung von Erosionsereignissen.

Anhand einer Korrelation von kolluvialen Archiven als Anzeiger von Landnutzungsphasen mit einer ressourcenbezogenen Besiedlungsgeschichte der Baar sowie des angrenzenden Schwarzwalds und der westlichen Schwäbischen Alb sollen Klima- und Ressourcenhypothesen geprüft werden. Hinzu kommen archäobotanische Untersuchungen an Pollen aus Mooren des Schwarzwalds und der Baar. Gerade für den Schwarzwald, über dessen frühe Besiedlung wir vergleichsweise wenig wissen, kann die Untersuchung der Vegetation und ihrer Veränderungen Einblicke in die Landnutzungs- und Besiedlungsgeschichte geben. Erste Beprobungen haben bereits stattgefunden.

Für die Rekonstruktion der Besiedlungsgeschichte der drei Regionen wurden alle bekannten archäologischen Fundstellen in eine Datenbank aufgenommen, die eine Auswertung nach Zeiten und Räumen, auch Kleinregionen, erlaubt. Durch moderne Geographische Informationssysteme (GIS) können die Fundplätze mit Karten aller Art korreliert werden und Beziehungen hergestellt werden, etwa zwischen den Siedlungen der Bronzezeit und den Gewässern oder den besten Ackerböden in der Region. Die Analyse der Fundstellen und ihrer Verbreitung zu unterschiedlichen Zeiten soll zeigen, wann und wo ein Ausgreifen von der Baar in die benachbarten Räume stattgefunden hat. Dabei sind stets auch quellenbedingte Lücken der Überlieferung und der Auffindung zu berücksichtigen, denn Funde können zerstört, überdeckt oder überbaut werden, und die Tätigkeit von Sammlern und ehrenamtlichen Beauftragten der Denkmalpflege kann dazu führen, dass ganze Fundlandschaften erst entstehen oder auch unentdeckt bleiben.

Parallel zu den archäologischen und archäobotanischen Untersuchungen werden auch archäopedologische Untersuchungen in der Nähe von archäologischen Fundstellen durchgeführt, da davon auszugehen ist, dass im Umfeld ur- und frühgeschichtlicher Siedlungen auch agrarische Tätigkeiten stattfanden und zu Erosion und Kolluvienbildung geführt haben. Zuerst wurden weitere Profile in der Nähe des Magdalenenbergs angelegt. Zusätzlich zu den beschriebenen, im Rahmen des DFG-Projektes 2010 durchgeführten Datierungen mit der ¹⁴C-Methode wurden auch Proben für die sogenannte Lumineszenzdatierung entnom-



Bodenkundliches Profil westlich von Grüningen (etwa zwischen Nr. 8b und 8c). Foto: Jessica Henkner

men, um die genannten Unsicherheiten der ^{14}C -Datierung einzugrenzen und um Bodenmaterial zu datieren, das gar keine organischen Reste oder Humus enthält.

Mit der Lumineszenzmethode kann der Zeitraum datiert werden, in dem ein Sediment zum letzten Mal belichtet wurde, d. h. der Sonnenstrahlung ausgesetzt war. Dies funktioniert auch für Kolluvien, da während des Umlagerungsprozesses das Bodenmaterial, wenn auch nur kurzzeitig, der Sonne ausgesetzt wird. Dies reicht, um die „Lumineszenzuhr auf Null zu stellen“. Werden die zu datierenden Minerale (Quarz oder Feldspäte) wieder überdeckt, fängt die Lumineszenz an zu „ticken“. Wenn bei der Beprobung kein Licht oder andere Energie (z. B. Hitze) zugeführt wird, kann damit der Bildungszeitraum für das Kolluvium ermittelt werden.²⁰ Aus den zu erwartenden Datierungen der Erosionsphasen im Umfeld des Magdalenenbergs werden möglicherweise die eisenzeitlichen Nutzungen des Geländes – neben dem hallstattzeitlichen Grabhügel ist in geringer Entfernung eine mittel- bis spätlatènezeitliche Siedlung bekannt – besser verständlich.

Im Rahmen des SFB 1070 konnte das Umfeld der durch das DFG-Projekt von 2010 entdeckten Fundplätze westlich von Grüningen einer intensiveren archäopedologischen Analyse unterzogen werden. Dazu wurden bereits untersuchte Profile noch einmal geöffnet und detaillierter – und diesmal auch für die Lumineszenzdatierung – beprobt, aber auch, wie hier zu sehen, neue, große und tiefe Bodenprofile in einer Senke angelegt, die mehrere Meter mächtige Kolluvien mit zwischengeschalteten Lagen von Steinen erbrachten.

Als Untersuchungsort wurde auch der Fürstenberg ausgewählt, dessen Besiedlungsgeschichte durch die Ergebnisse der in den letzten Jahren durchgeführten Begehungen auf dem gesamten Berg sowie Magnetprospektionen auf dem Plateau recht klar nachvollzogen werden kann.²¹ Sowohl die früheste Besiedlung im Jungneolithikum als auch weitere Phasen in der Urnenfelder- und Hallstattzeit sind belegt. Danach folgte noch eine römische Besiedlung, bevor dann im Hochmittelalter die intensive Überbauung begann. Somit kann ein hervorragender Abgleich mit den Landnutzungsphasen, wie sie in den Kolluvien in Erscheinung treten, durchgeführt werden. Rund 15 mit dem Bagger angelegte Profile am Südhang und auch Nordhang belegen mächtige Kolluvienschichten von bis zu 2 m Mächtigkeit nicht nur am Unterhang, sondern auch in Mittelhangpositionen.

Auch die Region um Spaichingen ist Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen. Über Lesefunde von Scherben hatte HERMANN STOLL hier in den 1930-er-Jahren im Rahmen der archäologischen Landesaufnahme eine Reihe vor allem hallstattzeitlicher Siedlungen entdeckt, die er als „Reste kleiner Einzelhöfe“ oder „mehrere Höfe dicht beieinander“ bezeichnete.²² Da auch Fundstellen aus anderen Zeiten bekannt sind, gibt es gute Ansatzpunkte zum Abgleich von Funden und Erosionen bzw. Kolluvien.

Die vergleichende Gegenüberstellung von archäologischem Siedlungsbild und Phasen der Kolluvienbildung infolge intensiver und/oder länger dauernder Bewirtschaftung soll Hinweise auf die Nutzung der Ressource Boden über die Zeiten hinweg liefern. Dabei kann auch eine Korrelation mit Klimakurven erfolgen, um herauszufinden, inwiefern wärmere oder feuchtere Zeitabschnitte mit verstärkter Kolluvienbildung einhergingen. Auch in den der Baar benachbarten Gebieten von Schwarzwald und Alb werden solche archäopedologischen Forschungen in den nächsten beiden Jahren durchgeführt werden. Hier wird es dann im



Bodenkundliches Profil am Südhang des Fürstenbergs. Foto: Jessica Henkner

Abgleich mit den auf der Baar ermittelten Ergebnissen sowohl um die Korrelation mit dem Klima gehen als auch, besonders im Schwarzwald, um die Frage der frühen Besiedlung, die ihren Ausgangspunkt auf der Baar gehabt haben könnte. Vor wenigen Jahren wurden am Fuße des Krumpenschlosses bei Hammereisenbach Kolluvien gefunden, die auf eine Entstehung noch vor der Erschließung des Schwarzwalds durch die Klöster hindeuten.²³ Durch die neue Auswertung lassen sich möglicherweise noch weitere Belege für vormittelalterliche Erosionsprozesse infolge einer ur- und frühgeschichtlichen Nutzung finden.

Autoren

PD DR. THOMAS KNOPF, geb. 1966, ist Privatdozent und wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Zugleich ist er wissenschaftlicher Angestellter am Landesamt für Denkmalpflege im DFG-Forschungsprojekt „Südschwarzwald“. Seine Forschungsschwerpunkte sind Siedlungs- und Umweltarchäologie, Eisenzeit, Keramikforschung und Archäologie Japans. thomas.knopf@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. rer. nat. THOMAS SCHOLTEN, geb. 1960, ist Professor für Bodenkunde und Geomorphologie an der Eberhard Karls Universität Tübingen (www.geo.uni-tuebingen.de/soilscience). Forschungsschwerpunkte sind Bodenerosionsforschung und Bodenverbreitung. Thomas Scholten hat in Europa, Zentralasien und im südlichen Afrika geforscht sowie verschiedene internationale Verbundprojekte koordiniert. Er ist Präsident der Deutschen Bodenkundlichen Gesellschaft und in namhaften Organisationen und Gremien beratend tätig. thomas.scholten@uni-tuebingen.de

Dr. rer. nat. PETER KÜHN, geb. 1964, ist Leiter des Labors für Bodenkunde und Geoökologie des Forschungsbereichs Geographie an der Eberhard Karls Universität Tübingen (www.geo.uni-tuebingen.de/soilscience). Forschungsschwerpunkte sind Archäopedologie, Bodengenese, Paläopedologie und Mikromorphologie (www.researcherid.com/rid/A-9146-2009). peter.kuehn@uni-tuebingen.de

JAN J. AHLRICHS M.A., geb. 1987, ist Doktorand im Sonderforschungsbereich 1070 „RessourcenKulturen“ an der Eberhard Karls Universität Tübingen (www.sfb1070.uni-tuebingen.de). Forschungsschwerpunkte sind Siedlungs- und Landschaftsarchäologie in Mittelgebirgen sowie Farbstoffe in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Er betreibt die Webseite www.praehistorische-archaeologie.de. jan.ahlrichs@uni-tuebingen.de

JESSICA HENKNER M.Sc., geb. 1987, ist Doktorandin im Sonderforschungsbereich 1070 „RessourcenKulturen“ an der Eberhard Karls Universität Tübingen (www.sfb1070.uni-tuebingen.de). Forschungsgebiete sind die Archäopedologie, besonders Kolluvien als terrestrische Archive, und Permafrostböden. jessica.henkner@uni-tuebingen.de

Anmerkungen

- 1 S. LAZAR/K. RILLING: Die Böden der Baar. In: A. Siegmund (Hrsg.). Faszination Baar. Porträts aus Natur und Landschaft. Donaueschingen 2006, 17–57.
- 2 Die Untersuchungen wurden 2010 im Rahmen eines Forschungsprojektes von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziell gefördert. Eine weitere Bewilligung erlaubte die unten beschriebene Ausgrabung im Jahr 2012. Den zuständigen Gutachtern sowie Herrn Dr. H.-J. Bienert sei an dieser Stelle gedankt.
- 3 WOLFGANG HÜBENER: Die hallstattzeitliche Siedlung auf dem Kapf bei Villingen im Schwarzwald. In: KONRAD SPINDLER: Magdalenenberg II. Der hallstattzeitliche Fürstengrabbügel bei Villingen im Schwarzwald 2 (Villingen 1972) 51–90.
- 4 HÜBENER ebd., 90; K. SPINDLER: Der Magdalenenberg bei Villingen. Ein Fürstengrabbügel des 7. vorchristlichen Jahrhunderts. Führer Arch. Denkmäler Baden-Württemberg 52 (Stuttgart 1999) 31.
- 5 SIEGFRIED KURZ: Untersuchungen zur Entstehung der Heuneburg in der späten Hallstattzeit. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 105 (Stuttgart 2007), I. BALZER: Die Erforschung der Siedlungsdynamik im Umfeld des frühkeltischen Fürstensitzes Hohenasperg, Kr. Ludwigsburg, auf archäologischen und naturwissenschaftlichen Grundlagen. Mit einem Nachtrag „Zu den Anfängen des Projektes“ von JÖRG BIEL. In: D. KRAUSSE/CH. STEFFEN (Hrsg.): Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes. Kolloquium des DFG-Schwerpunktprogrammes 1171 in Blaubeuren, 9.–11. Oktober 2006. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 101 (Stuttgart 2008) 143–161.
- 6 HÜBENER ebd., 89.
- 7 Siehe dazu auch THOMAS KNOPF: Neue Forschungen im Umland des Magdalenenbergs. In: C. TAPPERT /CH. LATER /J. FRIES-KNOBLACH/P. C. RAMSL/P. TREBSCH/S. WEFERS/J. WIETHOLD (Hrsg.): Wege und Transport. Beitr. Sitzung AG Eisenzeit Nürnberg 2010. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie Mitteleuropas 69 (Langenweißbach 2012) 209–220.
- 8 SPINDLER 1999 a.a.O. 31. Siehe etwa MICHAEL BLIEDTNER/MANFRED MARTIN: Erz- und Minerallagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes: Eine bergbaugeschichtliche und lagerstättenkundliche Darstellung (Freiburg 1986).
- 10 Freundliche Auskunft Dr. G. Gassmann, Tübingen.
- 11 Siehe auch THOMAS KNOPF: Siedlungswesen und Wirtschaft der Hallstattzeit auf der Baar. In: A. BRÄUNING/W. LÖHLEIN/S. PLOUIN (Hrsg.): Die frühe Eisenzeit zwischen Schwarzwald und Vogesen. Arch. Inf. Baden-Württemberg 66 (Freiburg 2012) 52–59.
- 12 Vgl. PETER KÜHN: Archäopedologie. In: S. BRATHER/M. JAGODZISKI: Der wikingerzeitliche Seehandelsplatz von Janów Pomorski (Truso?). Geomagnetische, bodenkundliche und archäologische Untersuchungen 2004–2006. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 24 (2012) 48–68; DANA PIETSCH/PETER KÜHN. Buried Soils in the Context of Geoarchaeological Research. Archaeological and Anthropological Sciences 2014. doi: 10.1007/s12520-014-0180-9
- 13 A. LANG: Phases of Soil Erosion-Derived Colluviation in the Loess Hills of South Germany. Catena 51,3–4, 2003, 209–221. doi: 10.1016/S0341-8162(02)00166-2.
- 14 Den Kolleginnen und Kollegen der Denkmalpflege am Regierungspräsidium Freiburg und Esslingen sei für die Unterstützung herzlich gedankt.
- 15 Dem Landwirt Clemens Hettich sei für die Erlaubnis, auf der von ihm gepachteten Wiese die Ausgrabung durchzuführen, herzlich gedankt. In diesen Dank eingeschlossen seien auch die Verantwortlichen der Stadt Villingen-Schwenningen, die mit mancherlei Unterstützung aushalfen. Die Fa. Bisswurm stellte darüber hinaus einen Bagger zur Verfügung. Auch dafür sei hier gedankt.
- 16 Vorbericht zur Grabung: THOMAS KNOPF: Archäologische Untersuchungen auf der Baar: das Umland des „Fürstengrabbügels“ Magdalenenberg. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2012 (Stuttgart 2013) 116–121.
- 17 Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützte die Arbeiten im Rahmen des Teilprojektes B02 „Gunst/Ungunst:

- Erschließungsprozesse und Ressourcennutzung in Marginalräumen“ im SFB 1070 RessourcenKulturen, der an der Eberhard Karls Universität Tübingen angesiedelt ist (<http://www.sfb1070.uni-tuebingen.de>).
- Wir möchten uns bei den Landwirten bedanken, die uns bei den Geländearbeiten im Jahr 2013 sehr unterstützt haben. Dies sind am Magdalenberg Herr Hettich, Herr Glatz, Herr Gross, Herr Weber und Herr Hog.
- Bei Grüningen unterstützen uns die Landwirte Herr Bucher von der Betriebsgemeinschaft Stellenhof und Herr Doser. Am Fürstenberg bedanken wir uns bei Herrn Mayer, Herrn W. Bäurer, Herrn C. Bäurer, Herrn Martin, Herrn Preis, Herrn Rothmund, bei dem Ortsvorsteher Herr Hogg und Herrn Weißhaar für die zusätzlichen Informationen.
- Ein weiterer Dank für die Unterstützung geht an die Kollegen der Denkmalpflege in Freiburg und Esslingen.
- 18 H.-R. BORK/H. BORK/C. DALCHOW/B. FAUST/H.-P. PIORR/T. SCHATZ: Landschaftsentwicklung in Mitteleuropa – Wirkungen des Menschen auf Landschaften (Gotha 1998); A. J. KALIS/J. MERKT/J. WUNDERLICH: Environmental Changes During the Holocene Climate Optimum in Central Europe – Human Impact and Natural Causes. *Quaternary Science Reviews* 22, 2003, 33–79.
- 19 S. DREIBRODT/J. LOMAX/O. NELLE/C. LUBOS/P. FISCHER/A. MITUSOV/S. REISS/U. RADTKE/M. NADEAU/M. GROOTES/H. R. BORK. Are Mid-Latitude Slopes Sensitive to Climatic Oscillations? Implications from an Early Holocene Sequence of Slope Deposits and Buried Soils from Eastern Germany. *Geomorphology* 122, 2010, 351–369; M. LEOPOLD/J. VÖLKEL: Colluvium: Definition, Differentiation, and Possible Suitability for Reconstructing Holocene Climate Data. *Quaternary International* 162/163, 2007, 133–140.
- 20 M. A. GEYH: Handbuch der physikalischen und chemische Altersbestimmung (Darmstadt 2005).
- 21 HEIKO WAGNER/BERTRAM JENISCH. Der Fürstenberg – keltische Siedlung, Grafensitz, Kleinstadt. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2011 (Stuttgart 2012) 49–53; HEIKO WAGNER: Von der Steinzeit zur Stadt. Neue Forschungen zur Besiedlungsgeschichte des Fürstenbergs. *Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar* 57, 2014, 33–62.
- 22 Fundberichte aus Schwaben N. F. 8, 1933–1935, 81; H. STOLL/P. GEHRING: Vor- und frühgeschichtliche Karte von Rottweil und Umgebung (Stuttgart 1938).
- 23 THOMAS KNOPF/TILMANN BAUM/PETER KÜHN/THOMAS SCHOLTEN: Landnutzung im Frühen Mittelalter? Eine archäopedologische Untersuchung im Mittleren Schwarzwald. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 42, 2012, 123–133.

„... damit klar ist, dass sein Körper hier ruht“ – Über die *Miracula S. Marci* und die Bedeutung der Markusverehrung für das Kloster Reichenau

VON CORINA FRITSCH

„*De miraculis et virtutibus beati marci evangelistae aliquid scribere cupientes*“¹. („Ich möchte über die Wunder und Tugenden des glücklichen Evangelisten Markus etwas schreiben.“) Mit diesen Worten beginnt der um 940 verfasste Bericht eines unbekanntenen Reichenauer Mönches über die feierliche Überführung der Reliquie, die sogenannte Translation, im Jahr 830 und die in den folgenden Jahren geschehenen Wundertaten des hl. Markus auf der Reichenau. Diese *Miracula S. Marci*, denen zufolge die Reliquie als Geschenk des Veroneser Bischofs Ratold in das Reichenauer Inselkloster kam, fallen also in die erste Blütezeit des Klosters im 8. und 9. Jahrhundert unter den Karolingern.



Die Reichenau war im 9. Jahrhundert ein religiöser und kultureller Mittelpunkt im Bodenseegebiet. Äbte wie Waldo (740–814), der Karl dem Großen nahestehende Heito (806–823) und der vom Hof Ludwigs des Frommen kommende Walahfrid Strabo (808–849) spielten eine führende Rolle in der Reichspolitik. Es entstand die Klosterschule und die Bibliothek mit dem Schreiber Reginbert, aus dessen Schule auch der St. Galler Klosterplan stammte, „die einzige nennenswerte Architekturzeichnung aus dem frühen Mittelalter“². Das Foto zeigt die Seitenansicht des Münsters St. Maria und Markus. Gut erkennbar sind die verschiedenen Bauabschnitte des Münsters, von der Romanik in die Gotik übergehend. Das Münster wurde im 9. Jahrhundert errichtet und bis ins 13. Jahrhundert immer wieder erweitert. Foto: C. Fritsch

Im Zentrum des folgenden Beitrages steht die Darstellung der Translation und der Wundertaten in den *Miracula S. Marci*. Damit verglichen wird das auf diesen basierende Quellenwerk in Reimform *Metrum de miraculis Sancti Marci*³, das vermutlich zur zweiten Blütezeit der Abtei Reichenau unter Abt Witigowo (985–997) entstanden ist. Danach möchte ich auf die Translation von Venedig nach Reichenau sowie auf die Rolle des Reliquienüberbringers Ratold eingehen und die Bedeutung der Reliquie für das Inselkloster an einer Predigt von Abt Berno zum Markusfest⁴ und an dem kunstvoll gearbeiteten Markusschrein näher beleuchten.

Die Wundererzählungen in den *Miracula S. Marci*

Die wahrscheinlich im Abbatiat (Amtszeit) von Alawich I. (934–958) entstandenen *Miracula S. Marci* lassen sich gliedern in einen Prolog, den Translationsbericht und die Wundererzählungen, die den größten Umfang einnehmen. Da man die „Unglücksprophezeiung“ des erschienenen Evangelisten auf den Ungarneinfall von 926 bezieht, muss der Text nach diesem Datum verfasst worden sein. Auf der anderen Seite spricht der Autor davon, dass „in jüngster Vergangenheit König Heinrich (919–936) und der Konstanzer Bischof Noting auf dem kirchlichen Stuhl (919–934) regierten“ („*novissimis temporibus regnante heinrico rege ac notingo episcopo constantiensis aecclisiae sedem regente*“, S. 46); hätte er die Gegenwart gemeint, würde er wohl eher von *nostris temporibus* gesprochen haben.⁵

Es erscheint plausibel, dass der Text kurz vor oder nach der öffentlichen Anerkennung der Markusreliquie durch Bischof Noting entstanden ist⁶; außerdem passt er in jene Epoche, in der vermehrt Apostel- und Apostelschülerlegenden entstanden sind, so auch die über die Jakobus-Reliquie im spanischen Santiago de Compostela⁷. Wir gehen also von einer Entstehung in der Zeit von 930 bis 940 aus. Mit dem Leib des hl. Markus, von dem das wohl älteste Evangelium stammt, konnten die Mönche der Klosterinsel im 10. Jahrhundert „den großen Bogen schlagen von ihrer Zeit bis hin zu den Anfängen der Christenheit, bis in die Zeit der Apostel“⁸.

Man habe schon einiges über Markus und seine Wirkung in Alexandria in den Heiligenlegenden gelesen („*ut in passione illius legitur*“, S. 36), so der Prolog, doch über weitere Wunder sei wenig bekannt. Der Autor jedoch „wagt nicht das zu verbergen, was wir gehört und gesehen haben“ („*quae audivimus et vidimus occultare non audemus*“, S. 36) und möchte berichten, was Markus in Alemannien „unlängst“ („*nuperrime*“, S. 36) bewirkte, allerdings erst nach der Schilderung der Translation dorthin. Nach einer Lobrede auf die Klosterinsel, die sich an Walahfrids *Visio Wettini* anlehnt⁹, wird durch das gottgefällige Leben auf der Reichenau erklärt, warum sich ein so bedeutender Heiliger auf so einer kleinen Insel „wohl fühlen“ kann. Dann kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Anliegen: Es darf nicht bezweifelt werden, dass die Reliquie des Märtyrers im Inselkloster liege. („*In illius monasterii basilica corpus praedicti martyris christi*

collocatum esse non dubitamus multi enim qui de hoc dubitaverunt“, S. 36.) Dennoch gab es Zweifler, von denen viele durch Visionen überzeugt wurden, aber um alle weiteren Zweifler zu überzeugen, verfasste der Schreiber diesen Text.

Der Translationsbericht beginnt mit Bischof Eginio, der zur Zeit Karls des Großen (*„tempore igitur magni karoli imperatoris augusti*“, S. 38) lebte und auf der Reichenau eine eigene Klosterzelle zu Ehren des hl. Petrus gründen durfte. Durch die Erwähnung Karls des Großen zieht der Bericht einen großen Bogen, der mit der Überbringung der Reliquie im Jahr 830 zur Zeit Ludwigs des Frommen (*„regnante ludouuico imperatore anno septimo decimo*“, S. 42) abgerundet wird¹⁰.

Bischof Ratold von Verona wollte diese Zelle seines Vorgängers übernehmen, was ihm vom Abt jedoch verwehrt wurde. Der Grund ist unklar, denn Ratold und Eginio hatten als Bischöfe von Verona doch dieselbe Position, und Ratold war als *frater conscriptus* sehr eng mit dem Inselkloster verbunden¹¹. Eine Erklärung besagt, dass jene Zelle zu dieser Zeit von einem Mann namens Theganmar besetzt war,¹² eine andere vermutet, sehr vage, eine Verwandtschaft zwischen Eginio und Ratold, dessen Nachfolge so verhindert werden sollte, damit sich keine Erbansprüche ableiten ließen¹³. Jedenfalls bekam Ratold doch noch, wenn auch am Ufer des Festlands, einen Platz, um seine Zelle zu gründen, „die er Ratoldszelle nannte“ (*„vocans eam ratoltescella quae nunc usque comparet*“, S. 40), woraus später Radolfzell wurde¹⁴.

Ratold richtete dort alles ein und kehrte dann aber nach Verona zurück. Dort schloss er mit einem Venezianer „in echt germanischer Weise Brüderschaft“¹⁵, d. h. die beiden versprachen sich gegenseitig Schutz und Austausch von Geschenken, wobei Ratold um wertvolle Reliquien für seine neue Zelle bat und im Austausch Geld zusagte. In einem Jahr wollten sie sich wieder treffen und so wurde es gemacht. Ratold aber „nahm die Reliquie erst an, als die Echtheit bestätigt war“ (*„hoc est sub testatione iuramenti ed iudicio ferventis aquae et calidi ferri*“, S. 40). Der Venezianer im

Gegenzug gab Ratold den Leib des hl. Markus erst, als dieser den Eid geleistet hatte, zu seinen Lebzeiten nie die wahre Identität der Reliquie preiszugeben. So kehrte Ratold mit der Markusreliquie und den Reliquien des Senesius und Theopontus, die er in Treviso erhalten hatte, nach Alemannien zurück.



Weil er die Klosterzelle seines Vorgängers auf der Reichenau nicht übernehmen durfte, gründete Ratold von Verona, der Überbringer der Markusreliquie, seine „ratoltescella“ am nahen Ufer. An Ratold erinnert der Sarkophag im Münster in Radolfzell.

Foto: Dietrich Krieger / Wikimedia Commons

Der Verfasser der *Miracula* schreibt, es entziehe sich seiner Kenntnis, auf welche Weise die Reliquie von Alexandria nach Venedig gekommen war, unzweifelbar wäre es aber so gewesen („*quomodo corpus eius ab alexandria translatum fuisset ignoramus sed haec ut diximus ita se habere non dubitamus*“, S. 42). Nach der Legende der *Translatio Sancti Marci*¹⁶, die nach neuerer Forschung wahrscheinlich sehr bald nach diesem Ereignis, evtl. von einem Augenzeugen, verfasst worden ist¹⁷, gelangte der Leib des Heiligen 829 von Alexandria nach Venedig. Die Markusreliquie brachte Ratold auf die Reichenau und nannte sie Valens („*appellavit eum valentem*“, S. 42), die beiden anderen brachte er in seine eigene Zelle aufs Festland .

Dass Ratold die Markusreliquie, anders als ursprünglich geplant, nicht für sein eigenes Kloster nutzte, lag möglicherweise an der Geheimhaltung der Identität, zu der er sich verpflichtet hatte. So kam der Evangelist zunächst unerkannt auf die Reichenau, wobei in dem Namen Valens eine Eigenschaft des Markus versteckt war, „weil er einflussreich und mächtig ist“ („*quia valens atque potens est*“, S. 42). R. DENNIG-ZETTLER behauptet, dass Ratold die Reichenauer Mönche eindringlich gebeten habe, die wahre Identität von Markus geheim zu halten und sie sich gemeinsam auf den Namen Valens geeinigt hätten,¹⁸ was so aber nicht aus der Quelle hervorgeht. Vielmehr scheinen auch die Reichenauer nicht gewusst zu haben, um wen es sich handelte, denn in dem Bericht über die Wunder, die am Markustag, und eben nicht am Valenstag, geschehen seien, wird erwähnt, dass der Name immer noch unbekannt gewesen sei („*adhuc ignota nominis illius*“, S. 42).



Im Jahr 829, also nur ein Jahr bevor der Leib des Markus auf die Reichenau gebracht wurde, soll er von Alexandria nach Venedig überführt worden sein. Diese Szene *Translatio Sancti Marci* wird auf einem Mosaik am Markusdom in Venedig dargestellt. Foto: Sherlock/Wikimedia Commons

Man hielt die Reliquie wohl für den hl. Bischof Valens aus Auxerre, dessen Fest am 21. Mai begangen wurde.¹⁹ Es gibt auch Zeugnisse der Verehrung des hl. Valens auf der Reichenau. So ruft Walahfrid Strabo in einem Begrüßungshymnus für Kaiser Lothar I. (795–855), dessen Besuch in die ersten zehn Jahre des Besitzes der Valensreliquie fiel, die Patrone des Klosters zum Schutz des Kaisers an²⁰: „*Et Valens iunctus beatis hoc precetur omnibus, vestra pax ut pace cunctos firmet apta subditos*“²¹. Später verschwinden dann die Zeugnisse über eine Valensverehrung, was angesichts seiner Enthüllung als Markus nur folgerichtig erscheint²².

Die zunächst am Markustag geschehenen Wunder wurden also nicht auf die Reliquie zurückgeführt, da diese ja als Valens galt.²³ Deshalb erschien Markus 874/875 dem Konstanzer Bischof Gebehard I. in der Form, wie man ihn aus der Schrift kennt („*in ea qua eum legimus fuisse forma in visione appararuit tali modo*“, S. 44), womit die Beschreibung in der *Passio S. Marci* gemeint ist, die als ausreichend individuell und glaubwürdig galt. Der Heilige gab sich zu erkennen: „Ich bin der Evangelist Markus, der ich hier körperlich an diesem Ort ruhe“ („*ego sum marcus evangelista qui corporaliter in hoc loco requiesco*“, S. 44) und beschwerte sich beim Bischof darüber, dass seine Gebeine schlecht verwahrt seien und zu faulen begännen. Dies solle er dem Reichenauer Abt mitteilen. Erst nachdem Markus Bischof Gebehard in der dritten Nacht drohte, er werde bald merken, was geschieht, wenn man seine Befehle missachtet, erzählte dieser dem Abt seine Vision und starb, wie Markus prophezeit hatte, wenige Tage darauf²⁴. Die Mönche kümmerten sich, wie befohlen, um die Gebeine von Markus und trockneten sie in der Sonne²⁵, dennoch wurde sein Name vorerst nicht bekanntgegeben („*tamen adhuc celata nominis eius notitia*“, S. 46).

Zur Zeit dieser Vision von Gebehard I., also in den 70er-Jahren des 9. Jahrhunderts, kam auch eine Januariusreliquie ins Kloster, welche aber „nicht im entferntesten die Stellung des Evangelisten im Inselkloster“²⁶ erlangen konnte. Da sich damals die Klöster der näheren Umgebung, vor allem das sehr verbundene Kloster St. Gallen²⁷, um Reliquien spezieller Heiliger bemühten, hat sich sicher auch auf der Reichenau der Wunsch verstärkt, einen eigenen Klosterpatron zu haben²⁸. Dennoch dauerte es noch fast ein halbes Jahrhundert, bis Bischof Noting auf Bitten der Reichenauer Mönche auf einer Synode öffentlich bekanntgab, dass sich der hl. Markus auf der Reichenau befindet („*in sua synodo iussit publice quod sanctus marcus evangelista in augiensi monasterio corporaliter requiescit*“, S. 46).

Näher eingehen möchte ich auf vier weitere Wunder, bei denen entweder Zweifel an der Präsenz der Reliquie auf der Reichenau beseitigt oder Krankheiten geheilt wurden. Zunächst wird beschrieben, wie zwei zweifelnde Mönche auf die Reichenau kamen. Einer der beiden, Symeon, kam aus Griechenland und war also erzogen in der Sprache, in der der Heilige sein Evangelium verfasst hatte. Der andere, Philippus, kam aus Venetien, woher die Reliquie auf die Reichenau transferiert worden war. Dem älteren der beiden gab sich der Heilige in einer

Vision zu erkennen: „Ich bin Markus der Theologe, der von weit weg hierher gebracht wurde“ („*Ego sum inquit Marcus theologus de longinquo huc advectus*“, S. 48) und prophezeite ein Unglück, bei dem viele Orte angezündet und Kirchen zerstört würden und dem ein Großteil der Bevölkerung durch Schwertgewalt zum Opfer fallen würde („*quia intra paucos dies et plurima loca incenduntur et aecclesiae destruuntur maximaque pars populi cadet in ore gladii*“, S. 50).

Der Autor schreibt, die Vorhersage des Markus sei eingetroffen („*haec omnia postea celeriter percata vidimus sicut praedicat beatissimus marcus*“, S. 50) und meint damit wohl den Ungarneinfall von 926. Allzu lange kann es nicht her gewesen sein, da der Verfasser keine genaueren Angaben macht und den zeitgenössischen Lesern wohl klar war, was gemeint war. Die Glaubwürdigkeit der Reliquie wird hier bekräftigt, sowohl dadurch, dass die beiden Zweifler aus Griechenland und Venetien, und damit aus wichtigen Regionen der Markusverehrung stammen, als auch dadurch, dass der allgemein bekannte Ungarneinfall die Prophezeiung erfüllte.

In der nächsten Geschichte geht es um einen griechischen Bischof Konstantin, einen Verwandten des Symeon aus der letzten Erzählung, der an Altären der auf der Reichenau verehrten Märtyrer beten wollte. Er glaubte zwar, dass die Gebeine des Januarius auf der Insel ruhten, auch weil er davon schon auf seiner Reise durch Benevent gehört hatte, bestritt aber heftig, dass die Reliquie des Markus auf der Reichenau sein könne, da er dessen Grab schon in Alexandria besucht habe. Auch Konstantin wurde durch eine Vision überzeugt, in der der Heilige seine Identität auf Griechisch, in der Sprache, in der er auch sein Evangelium verfasste, preisgab: „Ich bin Markus der Theologe“ („*EGO HYMH MAPKOC ΘΕΟΔΟΓΟΣ*“, S. 52). Der Bischof hatte hier durchaus berechtigte Zweifel, er hatte ja das Markusgrab in Alexandria gesehen, wie konnte es dann gleichzeitig auf der Reichenau sein. Vielleicht lässt der Autor Markus griechisch sprechend auftreten, damit er noch glaubwürdiger erscheint und auch solche schwerwiegenden Zweifel beseitigen kann. Bezüge zu den Griechen und dem Griechischen waren in Reichenauer Reliquienerzählungen jener Zeit üblich, bei den *Miracula* aber besonders ausgeprägt.

Eine weitere Geschichte berichtet von einem Kleriker, der, blind und an allen Gliedmaßen verkrüppelt auf die Welt gekommen, von Heiligenort zu Heiligenort zog, u. a. nach Galizien zu Jakobus und nach Jerusalem zum Grab des Herrn. Überall wurde er von einem Leid befreit. Als er auf die Reichenau kam, war er schon ziemlich geheilt, nur ein Arm war noch unbrauchbar. Als er vom Grab des hl. Markus hörte, versicherte auch dieser, dass das nicht sein könne, da auch er das Markusgrab in Alexandria gesehen habe. Als er dann am Markusaltar beten wollte, „ist bezeugt, dass der heilige Märtyrer jenem eine Ohrfeige gab“ („*testatus est sanctum martyrem illi alapam dare*“, S. 54). Anschließend waren sein Arm und seine Zweifel geheilt.

In dem letzten Wunderbericht geht es zum ersten Mal um Frauen. Dienstmägde wollten am Festtag des heiligen Markus arbeiten, ihr Herr wollte sie

davon abhalten. Eine von ihnen tat Markus als einen unbekanntem Heiligen ab.²⁹ Der hl. Markus schlug sie mit einer schweren Krankheit, von der sie erst genes, als sie versprach, seinen Festtag in Zukunft zu feiern. In diesen beiden Geschichten tritt die Heilung und damit verbunden der Glaube an den hl. Markus erst nach Bestrafung ein, nämlich der Ohrfeige bzw. der schweren Krankheit³⁰. Die Bestrafung ist hier Mittel zum Zweck der Beseitigung aller Zweifel.

Im Schlusswort betont der Verfasser noch einmal, warum er diese Erzählung aufgeschrieben hat: „nicht, dass dessen Wundertaten hier selten sind, sondern damit klar ist, dass sein Körper hier ruht.“ („*non quod eius miracula apud nos sint rara sed ut quisque cedat firmiter hic eum requiescere corporaliter*“, S. 56). Dieses apologetische, d. h. einen Glaubenssatz rechtfertigende Werk, „will den auf der Reichenau zur Zeit des Verfassers herrschenden Kult des hl. Markus fundieren und vor allem begreiflich machen, wieso erst kürzlich („*temporibus novissimis*“), nach fast einhundertjähriger unbeachteter Ruhezeit des Heiligen auf der Insel, die so bedeutenden Reliquien aufgedeckt werden konnten, wie sie überhaupt zur Insel gelangt, wem sie zu verdanken waren“³¹. Als Grundlage für die Reliquiengeschichte werden historische Personen wie Eginio, Ratold, Gebhard I., Noting und König Heinrich genannt, um eine zeitliche Einordnung zu ermöglichen. Ungewöhnlich aber bleibt die anfängliche Geheimhaltung und erst spätere Offenbarung als Markus, so dass es nicht nur damals Zweifler gab, sondern auch in der späteren Forschung.³²

Über die Glaubwürdigkeit des Translationsberichtes

Auch wenn zum Teil betont wird, dass die Echtheitsfrage weniger relevant sei als das Verständnis der Erzählung und ihre Bedeutung für die weitere Geschichte des Klosters³³, lohnt es sich dennoch, zu überlegen, ob die Translationsgeschichte überhaupt in den Bereich des Möglichen fällt. R. DENNIG-ZETTLER hat dazu die außenpolitische Situation von Venedig, von wo die Reliquie kam, mit der des Frankenreichs und Ratold in Verbindung gesetzt.³⁴ Wie groß die politische Bedeutung der Markusreliquie war, ist daran zu sehen, dass sie sofort nach ihrer Ankunft in Venedig 828/829 vom amtierenden Dogen Justinian in Beschlag genommen wurde und seinem noch aufsteigenden Dogengeschlecht zu mehr Macht verhalf³⁵.

Man war damals sehr um die Überführung wichtiger Reliquien ins Frankenreich bemüht³⁶, und so waren die fränkischen Adligen in Norditalien, unter ihnen Ratold, auch an dieser Reliquie interessiert³⁷. Die politische Situation in Venedig änderte sich allerdings durch den Tod von Justinian. Sein Bruder Johannes wurde vom Dogen von Malamocco vertrieben und flüchtete ins Frankenreich zu Kaiser Ludwig dem Frommen, dessen Söhne damals schwerwiegende Auseinandersetzungen mit dem Kaiser hatten. Ludwigs ältester Sohn Lothar bekam das *Regnum Italiae*, er war zwar in diesem Gebiet isoliert, allerdings war seine Stellung dort gefestigt. Der Doge von Malamocco war mit Lothar verbündet und konnte Johannes aus Venedig auch deshalb vertreiben, weil Lothars Stellung in Italien so sicher war. Johannes flüchtete also zu Ludwig, weil dieser

im Streit mit seinem Sohn Lothar war, während Ludwig in Italien nur noch wenige Verbündete hatte, unter ihnen den Bischof Ratold von Verona³⁸.

Zurück zum Reliquienerwerb. In den *Miracula* heißt es, dass sich Ratold mit einem Mann aus Venedig³⁹ traf. Dieser wurde schon in der frühen Neuzeit als Doge von Venedig betrachtet. In der Handschrift vermerkt eine Randnotiz aus dem 15. Jahrhundert an dieser Stelle *duce Venetiae*⁴⁰. Dass diese beiden in Beziehung standen, ist wahrscheinlich, denn Ratolds Stellung als Anhänger Ludwigs war in Italien gefährdet und er musste damit rechnen, seinen Bischofssitz in Verona zu verlieren, weshalb er ja auch als Rückzugsmöglichkeit seine Ratoldszelle in der Nähe der Reichenau gründete⁴¹. Johannes war indirekt auch von Lothar bedroht, da dieser seinen Feind unterstützte.

Möglicherweise nahm der in Venedig entmachtete Johannes auf seiner Flucht ins Frankenreich die Markusreliquie mit. Da er im Jahr 836 die erste Markuskirche weihte, muss er auch nach seiner Rückkehr aus dem einjährigen Exil im Frankenreich noch im Besitz der Reliquie gewesen sein. Er könnte aber Ratold einen Teil davon gegeben haben.⁴²

Ratold, der wohl ein Angehöriger des Geschlechts der Grafen von der Bertoldsbaar⁴³ war und als Bischof von Verona und Anhänger Ludwigs⁴⁴ eine hohe Stellung im Frankenreich einnahm, traf sich beim Reliquienhandel wahrscheinlich mit einer Person von ähnlich hohem Rang, also jemand wie dem Dogen Johannes. In den *Miracula* ist von einem Vertrag die Rede, und es ist möglich, dass Ratold für Johannes politische Schützenhilfe vermittelte und dafür einen Teil der Reliquie forderte. Jedenfalls konnte Johannes nach seinem Exil den Aufstand in Venedig niederschlagen.⁴⁵ Diese politische Brisanz könnte auch erklären, warum Ratold die Reliquie unter einem Decknamen auf die Klosterinsel brachte. Sie war zwar käuflich erworben, wegen des politischen Hintergrunds aber war eine Geheimhaltung zwingend notwendig⁴⁶.

Der Erwerb eines Teils der Markusreliquie fällt also durchaus in den Bereich des Möglichen, und deshalb ist, wie R. DENNIG-ZETTLER schreibt, „die Tradition, es seien Reliquien des Evangelisten Markus durch einen der wichtigsten italienischen Anhänger Ludwigs des Frommen 830 von Venedig in ein fränkisches Reichskloster geschaffen worden, kaum einfach als Erfindung abzutun“⁴⁷.

Folgen der *Miracula*: Das Reimgedicht *Metrum de miraculis Sancti Marci*, die Markuspredigt des Abtes Berno und der Reliquienschrein

Dass man sich weiterhin bemühte, Zweifler zu überzeugen, zeigt die polymetrische Dichtung *Metrum de miraculis Sancti Marci*, ein poetisches Pendant zu den *Miracula*⁴⁸. Dieses um das Jahr 1000 möglicherweise in der blühenden Schreiberschule des Abtes Witigowo (985–997)⁴⁹ entstandene Gedicht lässt sich in die Vorrede zur Translation (52 Verse) und den Translationsbericht an sich (51 Verse) gliedern. Ob diese beiden Einheiten von demselben Autor stammen, ist unklar.⁵⁰ Da sie aber in der ältesten Quelle, dem Codex Aug. CCXLIV, welcher der Entstehungszeit zeitlich sehr nahe stehen muss, gemeinsam abgefasst sind, hat

man sie unter einem Gesamtnamen zusammengefasst. Auch in dieser Dichtung war man sehr bemüht, die Anwesenheit des Heiligen zu beweisen, indem man versuchte zu erklären, warum der hl. Markus gerade auf dieser kleinen Insel ruhe.

Die historische Ebene der Prosaerzählung wird hier um theologische Elemente erweitert, etwa durch Bezüge auf Christi Menschwerdung und Tod, während triviale Elemente wie Visionen und Wunder nur am Rande erscheinen⁵¹. Der erste, wiederum aus drei Abschnitten bestehende Teil beginnt mit der *Prefatio de sancto Marco evangelista*⁵², in der lobend auf Markus eingegangen wird, der mit seinem Leib die Insel beschützt. Dann folgt eine Erklärung, warum die Reliquie gerade auf der kleinen Insel liegt, da die Reichenau *non minus ipsa sacros com gignas sedulo natos* (S. 60). Dies bewirke aber, dass es Neider gibt, und so beginnt der zweite Abschnitt mit denen, welche die Echtheit der Reliquie leugnen.⁵³ Diese Neider würden sagen, dass an einem so unwürdigen Platz keine derart berühmte Reliquie ruhen könne und könnten nicht verstehen, warum der alte Ruheort zugunsten eines neuen aufgegeben worden sein sollte. Der Schluss des ersten Hauptteils – *Responsio contra eosdem* (S. 62) – versucht die Zweifler vom Gegenteil zu überzeugen: Weil auch Christus vom Himmel auf die Erde kam und dort unter einfachen Bedingungen geboren wurde und lebte, könne auch der hl. Evangelist Markus auf jedem beliebigen Platz der Erde liegen, auch auf einer kleinen Insel.

Im zweiten großen Teil, dem *Ymnus de eodem sancto Marco* (S. 62), wird die Translation ähnlich wie in den *Miracula* beschrieben. Noch einmal wird am Schluss argumentiert, warum die Reichenau würdig ist, die Markusreliquie zu besitzen, nämlich durch die vorbildliche gottgemäße Lebensführung (*quae supernae civitatis patriaeque celium*, S. 66). Deshalb sei Markus den Zweiflern höchstpersönlich erschienen und habe sie überzeugt.

Welche Auswirkung die Reliquie für die Klosterinsel hatte, zeigen die Bauten Witigowos und Bernos zu Ehren von Markus. Seit der Zeit von Abt Berno (978–1048) war die Markusreliquie zu einem Anziehungspunkt für deutsche Herrscher im Mittelalter geworden. So kamen unter anderen Heinrich V. und Karl IV. wegen der Reliquie auf die Reichenau.⁵⁵ Als weitere Zeugnisse der Markusverehrung lassen sich von besagtem Abt Berno mindestens drei Markuspredigten nachweisen, zwei davon sind noch ganz überliefert.⁵⁶ Auf die erste Predigt, *Sermo (I) de S. Marco*⁵⁷, möchte ich hier kurz eingehen. Im ersten Teil geht Berno auf die eigene Klosterinsel ein und lobt die Augia als Ort der Studien und Künste („*eo quod sapientiae studiis dedita multarum artium dicipilinis aucta*“, S. 70). Mit dem letzten Wort *aucta* (von *augere*, vermehren) spielt er auf den lateinischen Namen der Insel „Augia“ an⁵⁸, der am Anfang des Satzes steht, so dass die Formulierung eine schöne geschlossene Einheit ergibt.

Dann leitet er zu Markus über und erklärt, warum dieser als Löwe dargestellt wird. Nicht nur, weil sein Evangelium mit den Rufen des Johannes in der Wüste beginnt – *Ecce vicit leo de tribu iuda* (S. 70) –, sondern auch, weil dieser wie ein Löwe, der König der Tiere, mit dem Gebrüll seiner Predigt die gesamte



Abt Witigowo ließ den Markusaltar erneuern und Abt Berno erbaute die nova sancti Marci basilica, das Westwerk des Reichenauer Münsters, welches passenderweise am 24. April 1048, also am Vorabend des Markusfestes, unter Anwesenheit des Kaisers Heinrich III. eingeweiht wurde⁵⁴
Westansicht des Münsters mit dem Markusaltar. Foto: Wamito/Wikimedia Commons

Welt erreicht. Weiter geht es mit Stationen des Lebens des hl. Markus und der Bedeutung des Friedens bei Markus. Interessant ist, wie Berno gegen Schluss der Predigt erklärt, warum der Heilige aus Ägypten auf die Reichenau gelangt ist, „da alles Heilige dieser Welt aus Ägypten fliehen muss“ („*quia omnis sanctus mundi huius aegyptum debet fugere*“, S. 82). „Ägypten“ steht hier für etwas Schlechtes. Das erinnert an den Exodus aus Ägypten, als Mose das Volk Israel aus der Unterdrückung führte. Aber es steht auch für das Ägypten der damaligen Zeit. Die Heiden lebten in Alexandria⁵⁹, wo das ursprüngliche Grab des Heiligen war. Die Reliquie war also auf dieser gottesfürchtigen Insel besser verwahrt.

Außerdem, so fährt er fort, blieben die Schriften der Evangelisten den Leuten dort präsen-ter, wo auch ihre Leiber ruhten. Zudem, so verteidigt Berno den Ruheort der Reliquie weiter, befänden sich die Gebeine der Evangelisten Matthäus und Lukas auch nicht mehr an ihren ursprünglichen Orten⁶⁰. Der Evangelist warte auf der Reichenau auf seine Auferstehung, so schließt Berno seine Predigt, und dank seiner Anwesenheit auf der Insel gedeihe alles gut und werde Keuschheit und Tugend gepflegt. Die Predigt wurde anlässlich des Markusfestes verfasst, auf welches der Abt im Schlusssatz noch hinweist.



Der Reliquienschrein – hier die Nachbildung, die den Besuchern des Münsters St. Maria und Markus zugänglich ist – wird getragen von vier Löwen, den Attributen des Markus, die als Wächter und Begleiter der Reliquie dienen⁶³. Auf den Längsseiten werden in chronologischer Folge Szenen aus dem Marienleben und der Passion Christi dargestellt, hier die Darstellung Christi im Tempel und die Flucht nach Ägypten. Foto: C. Fritsch

Wie wichtig die Reliquie für die Reichenau im Mittelalter blieb, bezeugen die gefälschten Gründungsurkunden aus dem 12. Jahrhundert, die auf den 25. April⁶¹, den Tag des Markusfestes, datiert sind. Ein besonderer Ausdruck der Wertschätzung dieser Reliquie ist in dem prächtigen, feuervergoldeten, um 1303–1305 geschaffenen Silberschrein für die Markusreliquie zu sehen, der als erstes und einziges Kunstwerk sicher den Konstanzer Goldschmieden jener Zeit zugeordnet werden kann.⁶²

J. ESCHWEILER nimmt als Stifter des Schreins Bischof Heinrich von Klingenberg an⁶⁸, welcher durch die Schenkung des wertvollen Schreins vielleicht sein Gubernat, das 1305 endete, verlängern wollte. So ist der Markusschrein wahrscheinlich zwischen 1303 und 1305 hergestellt worden. Man sieht durch diesen Schrein deutlich, dass das Interesse am hl. Markus zu dieser Zeit sehr groß war. Die Königin selbst spendete Geld zu Ehren des Evangelisten, und mit diesem Geld wurde dann wahrscheinlich der sehr edle Schrein finanziert. Auch hier spielt wieder ein politischer Aspekt mit. Der Stifter Heinrich von Klingenberg wollte durch dieses Geschenk eine Verlängerung seiner Amtszeit bewirken, was dann allerdings wegen seines Todes zu Anfang des Jahres 1306 nicht mehr möglich war⁶⁹.

Auf einer Schmalseite wird eine Szene aus den *Miracula S. Marci* dargestellt, nämlich der Echtheitsbeweis der Reliquie durch Gottesurteile. Zu sehen sind Ratold, der die Reliquie in den Händen hält, und der Venezianer, der die rechte Hand zum Schwur hebt und die linke in einen Kessel mit heißem Wasser über brennendem Feuer taucht. In der Mitte ist ein Schrein dargestellt, der dem eigentlichen Markusschrein ähnelt⁶⁴ Foto: C. Fritsch



Durch die vorliegende Untersuchung wurde klar, dass die *Miracula S. Marci*, dieses apologetische, d.h. den wahren Glauben rechtfertigende Werk, hauptsächlich die wohl sehr zahlreichen Zweifler überzeugen sollten, welche nicht glauben konnten, dass eine derart wertvolle Reliquie in einem so kleinen Inselkloster beherbergt sei. Zu diesem Zweck werden die zahlreichen Wunder geschildert, die der Evangelist wirkte und in denen er den Zweifelnden seine Präsenz auf der Reichenau bewies. Dennoch darf man einen ganz anderen Zweck der Markusgeschichte nicht vergessen. Die Geschichte war für klosterinterne Interessen sehr wichtig. So zeigen Leseabschnitte in der Originalquelle, dass sie auch im liturgischen Gebrauch Verwendung fand⁷⁰.

Seit der Ankunft der Reliquie im 9. Jahrhundert prägt die Reliquie das Leben auf der Reichenau, und noch heute wird sie am Markusfest in einer feierlichen Prozession über die Insel getragen.⁷¹ Man wollte und will sie erklären, sie als politisches Mittel einsetzen, ihr Ehre erweisen oder nur bei ihr beten.



Auf der anderen Schmalseite sind Markus und ihm gegenüber zwei Personen mit Zepter und Reichsapfel in der Hand zu sehen. Dabei handelt es sich um Albrecht von Habsburg, der als Albrecht I. seit 1298 römisch-deutscher König war und seine Frau Elisabeth von Kärnten, Görz und Tirol, die 1299 als Königin gekrönt wurde⁶⁵. Die Königin kniet im Vordergrund, vermutlich weil sie im Jahr 1303 dem Kloster 40 Mark Silber zu Ehren des hl. Markus spendete, wie eine Urkunde des mit König Albrecht verbündeten Konstanzer Bischofs Heinrich von Klingenberg belegt, der damals Pfleger („gubernator“) des Klosters war⁶⁶. Der Reichsapfel, den die Königin Markus überreicht, soll die Spende in übertriebener Weise versinnbildlichen. Das Zepter des Königs zeigt, dass dieser sich und seine Herrschaft unter den Schutz von Markus stellt⁶⁷. Foto: aus dem Bodenseebuch 31 (1944)



Jedes Jahr am 25. April findet auf der Insel Reichenau das Markusfest mit einer feierlichen Prozession statt, bei welcher der Markusschrein über die Insel getragen wird.

Foto: Tourist Information Reichenau

Autorin

CORINA FRITSCH ist in Döggingen aufgewachsen. Nach dem Abitur am Fürstenberg-Gymnasium in Donaueschingen studierte sie in Freiburg die Fächer Spanisch, Italienisch und Geschichte. Nach dem Referendariat in Kirchheim unter Teck ist sie seit dem Schuljahr 2013/2014 Studienrätin an der Luise-Büchner-Schule in Freudenstadt. CorinaAlexandra@web.de

Anmerkungen

- 1 Zitiert wird im Folgenden nach der Ausgabe: *Miracula Sancti Marci*, ed. TH. KLÜPPEL. In: WALTER BERSCHIN/THEODOR KLÜPPEL (Hg.): *Der Evangelist Markus auf der Reichenau*. Sigmaringen 1994, S. 36–57, hier S. 36. Unter www.dmgh.de ist die Edition von Pertz aus dem Jahr 1841 *Monumenta Germaniae Historica*, Bd. 6, S. 449–452 verfügbar.
- 2 REGINA DENNIG/ALFONS ZETTLER: *Der Evangelist Markus in Venedig und in Reichenau*. In: ZGO 144 (1996), S. 19–46, S. 27.
- 3 *Metrum de miraculis Sancti Marci*, ed. TH. KLÜPPEL. In: WALTER BERSCHIN/THEODOR KLÜPPEL (Hg.): *Der Evangelist Markus auf der Reichenau*. Sigmaringen 1994, S. 60–67.
- 4 Bern, abbas Augiensis, *Sermo (I) de Sancto Marco*, ed. TH. KLÜPPEL. In: WALTER BERSCHIN/THEODOR KLÜPPEL (Hg.): *Der Evangelist Markus auf der Reichenau*. Sigmaringen 1994, S. 68–85.
- 5 THEODOR KLÜPPEL: *Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno*. Sigmaringen 1980, S. 102.
- 6 DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2, S. 41–42).
- 7 BERSCHIN/KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 4, S. 15).
- 8 KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 26).
- 9 KONRAD BEYERLE: *Die Kultur der Abtei*

- Reichenau. Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724–1924, München 1925, S. 356, und KLÜPPEL 1980 (wie Anm. 5, S. 95) sowie REGINA DENNIG-ZETTLER: *Translatio Sancti Marci*. Ein Beitrag zu den Anfängen Venedigs und zur Kritik der ältesten venezianischen Hagiographie, Diss. Phil. Freiburg 1992, S. 209. DENNIG-ZETTLER schreibt, die Worte seien „im Wesentlichen“ aus der *Visio Wettini* übernommen.
- 10 KLÜPPEL 1980 (wie Anm. 5, S. 96–97).
 - 11 URSULA BEGRICH: *Die Benediktiner in der Schweiz*. Reichenau D. In: *Helvetia Sacra III*, 1 (1986), S. 1059–1100, hier S. 1060.
 - 12 PETER P. ALBERT: *Aus der Geschichte der Stadt Radolfzell*. Einzelne Personen und Sachen. Allensbach 1954, S. 18. Aus Walahfrids „*Visio Wettini*“ würde man nämlich erfahren, dass Theganmar 826 noch lebte, was ungefähr zu der Zeit gewesen sein dürfte, als Ratold seine Zelle gründen wollte.
 - 13 DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 212).
 - 14 ALBERT 1954 (wie Anm. 12, S. 7–37).
 - 15 BEYERLE 1925 (wie Anm. 9, S. 356).
 - 16 *Translatio Sancti Marci*, ed. R. DENNIG-ZETTLER. In: DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 76–113).
 - 17 DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2, S. 24).
 - 18 DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 210).
 - 19 Notker von St. Gallen schreibt in seinem *Martyrologium* am 21. Mai Folgendes dazu: *Autisiodori depositio beati Valdis presbyteri, a quo nostrates aestimo nomen Valentis mutuatos*. Notker von St. Gallen, zitiert nach BEYERLE 1925 (wie Anm. 9, S. 352).
 - 20 Ebd., S. 353.
 - 21 MGH *Poetae Latini Medii Aevi*. In ERNST DÜMMLER (Hg.): *Die lateinischen Dichter des deutschen Mittelalters*, Band 2. Berlin 1884, S. 406.
 - 22 BEYERLE 1925 (wie Anm. 9, S. 353).

- 23 *Miracula S. Marci*, ed. KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 42–44). *Cum iam per multa tempora non manifestaretur ipsius nomen omnipotens deus perpetualiter suum occultari militem*. Ebd., S. 44.
- 24 Ebd., S. 46.
- 25 DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2, S. 32) schließen daraus, dass es sich um den Teil einer Mumie handeln musste, da ein Skelett nicht faulen kann. Dies stärkt die Theorie, dass die Reliquie aus Alexandria über Venedig auf die Reichenau kam, denn in Alexandria wurden menschliche Leichname typischerweise mumifiziert.
- 26 Ebd., S. 43.
- 27 In St. Gallen wurde 867 der Gründer des Klosters, Abt Ottmar, öffentlich vom Konstanzer Bischof als Hauptheiliger neben Gallus anerkannt. Ebd., S. 44.
- 28 Ebd., S. 45.
- 29 *Nos nescimus quis ille sit marcus certe propter marcum non omitto quod mihi videtur esse comodum*. *Miracula S. Marci*, ed. KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 56).
- 30 KLÜPPEL 1980 (wie Anm. 5, S. 98).
- 31 Ebd., S. 101.
- 32 Dazu: DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2) und DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9).
- 33 KLÜPPEL 1980 (wie Anm. 5, S. 95). KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 27).
- 34 Dazu: DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9) und DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2).
- 35 DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2, S. 33).
- 36 So kam z. B. der hl. Genesius nach Schienen oder der Märtyrer Petrus nach Michelstadt. Vgl. DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 217).
- 37 BEYERLE 1925 (wie Anm. 9, S. 360) und DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2, S. 33).
- 38 DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 205–208).
- 39 *cum viro quodam de venetia veniente* *Miracula S. Marci*, ed. KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 40).
- 40 DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 211).
- 41 Ebd., S. 216.
- 42 DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 211).
- 43 ALBERT 1954 (wie Anm. 12, S. 11).
- 44 DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 208, 214).
- 45 DENNIG/ZETTLER 1996 (wie Anm. 2, S. 35–36).
- 46 Ebd., S. 41, DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 216–217).
- 47 DENNIG-ZETTLER 1992 (wie Anm. 9, S. 211).
- 48 BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 18), BEYERLE 1925 (wie Anm. 9, S. 360).
- 49 KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 58).
- 50 BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 19–20). KLÜPPEL 1980 (wie Anm. 5, S. 102) denkt nicht, dass es sich um denselben Autor handelt.
- 51 BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 19–20).
- 52 *Metrum de Miraculis Sancti Marci* ed. KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 60).
- 53 *Obiectio erorum qui negant corpus sancti Marci Augiae haberi*. Ebd., S. 60.
- 54 BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 20).
- 55 BEYERLE 1925 (wie Anm. 9, S. 360). Vgl. BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 20–23).
- 56 Ebd., S. 20. Vgl. KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 68).
- 57 Bern, abbas Augiensis, *Sermo* (I) de S. Marco, ed. KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 70–85).
- 58 BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 21).
- 59 Ab 642 war Alexandria islamisch, was bei einigen Christen den Wunsch erweckte, die Markusreliquie von dort wegzubringen, an einen christlichen Ort. BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 9).
- 60 *Sermo* (I) de S. Marco, ed. KLÜPPEL 1994, (wie Anm. 7, S. 82).
- 61 HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Die „Gründungsurkunden“ der Reichenau. Das äußere Bild. In: PETER CLASSEN (Hg.): *Die Gründungsurkunden der Reichenau*. Sigmaringen 1977, S. 9–30, hier: S. 9.
- 62 JAKOB ESCHWEILER: *Der Markusschrein der Reichenau*. In: *Pantheon* 31 (1943), S. 134–141, hier: S. 140–141. Er kann dies mit Hilfe der Emailarbeiten auf dem Schrein begründen.
- 63 Ebd., S. 134.
- 64 HANS-JÖRGEN HEUSER: *Oberrheinische Goldschmiedekunst im Hochmittelalter*. Berlin 1974, S. 162.
- 65 JAKOB ESCHWEILER: *Der Stifter des Markusschreins der Reichenau*. In: *Das Bodenseebuch* 31 (1944), S. 56–58, hier: S. 56.
- 66 Ebd., S. 57. Vgl. BERSCHIN 1994 (wie Anm. 7, S. 22).
- 67 ESCHWEILER 1944 (wie Anm. 65, S. 57).
- 68 Im Bild mit dem schlafenden Soldaten will J. ESCHWEILER das Wappen der Klingenberg erkannt haben, als versteckter Hinweis auf den Stifter (wie Anm. 65, S. 57–58).
- 69 Ebd., S. 58.
- 70 KLÜPPEL 1994 (wie Anm. 7, S. 28).
- 71 DENNIG-ZETTLER 1996 (wie Anm. 2, S. 28).

Zwischen Altstadt und Kulisse – Zum Bedeutungswandel der Löffinger Stadtbefestigung

VON MATTHIAS WIDER

Die Altstadt – ein ästhetisches Terrain

Wer einem touristischen Hinweisschild „Historische Altstadt“ folgt, wird selten von geschichtlichem Erkenntnisinteresse bewegt.¹ Man erwartet ein Ensemble aus Stadttoren, Stadtmauern, Brunnen, Türmen und allerlei „alten“ Gebäuden, sieht in solchem Inventar aber weniger Zeichen bestimmter Zeiten, sondern pittoreske Ansichten, die es von allen Seiten zu betrachten und aus günstigem Blickwinkel schließlich per Handkamera einzufangen gilt. So gesehen ist die „historische Altstadt“ weniger historisches als ästhetisches Terrain: Ein „Stadtbild“, das gleich einem Gemälde angeschaut, bewertet und dessen Schönheit nicht zuletzt auch genossen werden will.

Was wirkt anziehend an solchen Stadtbildern? Die Überreste erinnern zumeist an das Mittelalter (respektive an die frühe Neuzeit), das als schaurig-schöne Epoche nach wie vor besonders gerne fliehend gesucht wird. Kaum eine andere Zeit interessiert und fasziniert mehr als die der Ritter, Knappen, Edel-frauen: Fassungslos schaudert man hier vor der umstandslosen Bereitschaft der Zeitgenossen zu hemmungsloser Gewaltanwendung, ergriffen bewundert man da deren gleichzeitige Fähigkeit zu innigem Glauben, tief sinniger Mystik und wahrhafter Nächstenliebe.

Das Mittelalter gefällt als eine Zeit, in der die Menschen die großen Spannungen des Lebens ohne zu zerbrechen ausgehalten haben, als eine Zeit, die, wie Johan Huizinga es einst zuspitzte, „den Geruch von Blut und Rosen in einem Atemzug vertrug“². Vor dieser wundersamen, fremdartigen Zeit und ihren stummen Hinterlassenschaften möchte man heute staunend stehen und sich beeindruckt fühlen. Der Spaziergang durch die „historische Alt-



An der B 31 lädt seit einiger Zeit ein
touristischer Wegweiser nach Löffingen ein.

Foto: Matthias Wider 2014

stadt“ ist also in gewisser Hinsicht erinnernde Selbstreflexion, so als würde man, um es mit Barbara Tuchmann zu sagen, in einen „fernen Spiegel“ schauen.

Orte mit einer entsprechenden Substanz tun sich auf dem engen Tourismusmarkt fraglos um einiges leichter als andere. Daher wundert es überhaupt nicht, wenn die Stadt Löffingen wissen lässt, „der gut erhaltene, mittelalterliche Kern Löffingens“ sei „immer eine Reise wert“.³ Dass Werbetexte wie dieser stets mit einer Abbildung des Mailänder Tores illustriert sind, verdeutlicht einmal mehr den engen Zusammenhang zwischen Altstadtambiente und mittelalterlicher Stadtbefestigung. Von ihrer Vergangenheit, die vor allem eine Geschichte des Bedeutungs- und Funktionswandels ist, so viel sei hier schon einmal vorweggenommen, soll im Folgenden die Rede sein.

Dorf und Etter – die Magie der Grenze

In Anbetracht der verfassungsgeschichtlichen Nähe zwischen mittelalterlichem Dorf und mittelalterlicher Kleinstadt⁴ sollten wir, wenn wir die Funktion der Stadtbefestigung im Mittelalter verstehen wollen, einen Schritt zurücktreten und uns erst der Vorgängersiedlung, dem Dorf Löffingen, dessen Topografie und dessen Rechtsstellung annehmen.

Mit einer Schenkungsurkunde vom 16. Januar 819 tritt Löffingen in das Licht der schriftlich überlieferten Vergangenheit ein. Darin ist die Rede von „*villa, que dicitur Leffinga*“⁵, was so viel wie „Dorf, genannt Löffingen“ meint. Auch wenn der Textinhalt über die Topografie dieses Dorfes Löffingen nicht mehr verrät, als dass es dort eine St. Martinskirche („*ad basilicam sancti martini*“) und den dazu gehörigen Hof („*in domo*“) gegeben hat, so besteht doch Anlass, von einer Gruppensiedlung mit mehreren Hofstätten auszugehen.⁶

Die Martinskirche und der dazugehörige Herrenhof werden meist auf dem Alenberg lokalisiert; erstens, weil dessen Flurname aller Wahrscheinlichkeit nach auf das althochdeutsche Wort „*alah*“ zurück geht, was sowohl „geschützter Ort, Siedlung, Hof, Haus“ wie auch „Heiligtum, Tempel“ bedeutet, womit der fragile Baubestand mitsamt symbolischer Ausstattung tatsächlich sehr gut getroffen wäre,⁷ und zweitens, weil auf ihm einige alemannische Reihengräber, datiert in das 6. Jahrhundert, gefunden wurden. Vielleicht sind sie die Überreste einer einstigen Hofgrablege? Eine endgültige Klärung dieser Frage kann wohl erst die Bodenarchäologie herbeiführen.

Im Laufe der Zeit reifte Löffingen vom Einzelhof zum Weiler und irgendwann zum Dorf heran, das in organisatorischer Hinsicht mehr war und mehr sein musste als ein bloßes Nebeneinander von Höfen. Mit steigender Bevölkerungszahl bedurfte es nämlich klarer Absprachen und verbindlicher Regelungen in ökonomischen und in straf- und zivilrechtlichen Angelegenheiten. Was in diesem sozial-kommunikativen Prozess entstand, war eine Lebensgemeinschaft mit stabilen Rechtsgewohnheiten, über die sich auch die unterschiedlichen Herrschaften nicht hinwegsetzen konnten. Den Gültigkeitsbereich der dörflichen Hoheit zeigte der Dorfzaun, der sogenannte Etter, an.

Eine Funktion des Etters war die Absicherung des Dorffinneren hin zur Flur: Beispielsweise musste weidendes Vieh ferngehalten werden, auch vor Raubtieren oder Wildverbiss sollte er die Siedlung schützen. Die in den Etter eingelassenen „Falltore“ waren daher so konstruiert, dass die Gatter, wie Ventile, nur nach außen aufgedrückt werden konnten und nach der Passage wieder von selbst zufließen.⁸ Gegen räuberische Übergriffe hingegen half das alles freilich wenig, schließlich war der Etterzaun in aller Regel weder besonders hoch noch widerstandsfähig und nicht selten musste auch einmal eine Hecke, genannt „Hag“⁹, als Zaunersatz erhalten.

Dass der Dorfzaun den Menschen damals noch weit mehr bedeutete, hat mit einer Art christlich-abergläubischen Metaphysik zu tun, deren Wurzeln tief in die altgermanische Vergangenheit hineinreichen. Demnach sind sich die Sphäre der Menschen und die Sphäre des Göttlichen – in der Religionsgeschichte spricht man hier von dem „Numinosen“ – an bestimmten Orten, zu bestimmten Zeiten oder auch in bestimmten Personen besonders nahe. Solche Kontaktpunkte sind von einem geheimnisvollen „Kraftfeld“¹⁰ umgeben, auf dessen Konstitution nicht eingewirkt werden darf, da unvorhersehbar ist, welchen Effekt das auf das fragile Verhältnis zwischen Göttern und Menschen haben könnte. Aus dieser prinzipiellen Unsicherheit heraus erklärt sich eine Vielzahl an Vorschriften, Legenden und Bräuchen, die alle in unterschiedlichem Maße dem Grundsatz des „Nichtwagens“ folgen: Auf heiligem Terrain war jedes unüberlegte Verhalten, insbesondere jede eigenmächtige Gewalthandlung, zu unterlassen.

Die Randzone des Numinosen wird als ebenso heilig definiert wie das Umgeschlossene selbst, denn die Grenze zeigt nicht nur die Reichweite des Sonderbezirkes an, vielmehr schließt sie gewissermaßen als Membran das Innere schützend ein, bannt also das „Unheilige“ nach außen und muss in dieser Funktion mit besonderen apotropäischen Eigenschaften ausgestattet sein. Noch in christlicher Zeit finden wir diesen altgermanischen Gedanken unvermindert: Eine Kirche ohne Einfriedung kann nicht geweiht werden, sie ist kein Heiligtum, ihr fehlt noch das Wesentliche, die Abgrenzung. Es ist daher leicht zu verstehen, dass das mittelalterliche Recht die Grenze im Allgemeinen unter besonderen Schutz gestellt hat; wer sich an Marken, also an Grenzzeichen wie Mahlsteinen oder Grenzbäumen, verging, hatte in älterer Zeit fürchterliche Strafen zu erwarten.¹¹

Im Volksglauben machte sich die Vorstellung von der Kontaktzone zwischen den Welten in Gestalt von Dämonen und Geistern bemerkbar,¹² allen voran: die Hexe. Sie heißt im altnordischen „*túnripa*“,¹³ im althochdeutschen „*hagzissa*“ oder „*hagzussa*“,¹⁴ was jeweils „Zaunreiterin“ bedeutet. Die „Zaunreiterin“, ein Zwischenwesen, in Büschen, Bäumen oder auf Zäunen sitzend, changiert als Grenzgängerin zwischen drinnen und draußen. Nicht von ungefähr hat der Mensch des Mittelalters seinen Abwehrzauber gegenüber den schädigenden Einflüssen der Hexe an den Zaun¹⁵ gehängt. Und selbst in christlichen Brauchtümern wie der „Eschprozession“¹⁶ zu Pfingsten oder dem „Stefansritt“¹⁷ am zweiten Weihnachtsfeiertag, bei denen die Bauern unter Anführung des Pfarrers die

Flurgrenzen begangen respektive mit Pferden abgeritten haben, scheint noch klar erkennbar die uralte heidnische Magie des Bannkreises durch.¹⁸

Im mittelalterlichen Asylrecht, einem an bestimmte Orte, Personen oder Zeiten gebundenen altgermanischen Freiheits- und Immunitätsversprechen, welches in Abtönungen an mittelalterliche Dörfer, Städte, Fronhöfe, Mühlen und nicht zuletzt an Kirchen und Kirchhöfe weitergereicht wurde,¹⁹ spiegelt sich die symbolische Bedeutung des Etters ebenfalls wieder:²⁰ „*Item hat auch dis dorf die friheit, das ein ieglicher fri ist, der daher flüchtet und für den etter inkombt, dem soll niemand nachjagen, er hab getan tots chleg oder gewundet oder von geldschuld wegen*“, heißt es in einem Weistum des Dorfes Istein am Oberrhein.²¹ Der zuständige Vogt durfte die Etterlinie nicht überschreiten, um den Flüchtigen selbst herauszuholen; er musste warten, bis ihm der Dorfammann den Betreffenden am Zauntor auslieferte. Alles andere hätte den Frieden des Dorfes gestört.²²

Folgerichtig galt die Ettergrenze auch als strafrechtliches Kriterium: „Innert Etters“, wo dörfliches Sonderrecht galt, waren die Bußen durchweg empfindlicher als außerhalb. In Hartheim betrug die Strafe für „Raufhändel“ innerhalb des Dorfraumes 30 Schillinge, außerhalb des Dorfraumes nur 10 Schillinge.²³

Da Beispiele aus der Löffinger Dorfverfassung leider nicht beizubringen sind, bleibt uns vorläufig nur der Versuch, den einstigen Verlauf des Dorfetters zu definieren. Dabei zeigt sich, wenn wir die Zaunführung mittels kombinierter Betrachtung von Relief und Flurnamen wohl einigermaßen zutreffend herleiten, dass der innere Dorfraum und die spätere Stadtfläche nahezu deckungsgleich sind. Die vermutete Linie im Einzelnen: Im Süden und Südwesten finden wir die Flur „kleiner Brühl“ und „Breite“, beides sind normalerweise außerörtliche Flächen direkt am Etter gelegen; im Norden begrenzt der Alenberg, als vermuteter Standort des besagten Herrenhofes den Etterbezirk; im Osten liegt die natürliche Grenze etwa dort, wo es zum Gewann Haslach hinauf geht, hier finden wir wieder einen ehemaligen „Aschbühlweg“ (heute: Talstraße); und im Westen schließt sich die Lücke entlang der kürzesten Linie zwischen Alenberg und Breite durch einen weiteren ehemaligen „Brühl“ (heute Weberweg).²⁴

Stadt und Mauer – das vermehrte Dorf

Dass aus dem Dorf Löffingen eine Stadt wurde, verdankt sich der Herrschaftspolitik des Grafen Heinrich von Fürstenberg, in deren Mittelpunkt die Konsolidierung des Terrains zwischen Freiburg und Fürstenberg stand, was praktisch hieß, die beiden wichtigsten Ost-West-Verbindungen über den Schwarzwald durch die Anlage eigener Städte abzusichern. So erklären sich, die Südroute durch das Höllental betreffend, die Gründungen: Neustadt („Núwenstatt“) um 1250²⁵, Bräunlingen („Brülingen“) um 1275²⁶ und sowohl geografisch als auch chronologisch auf halbem Wege: Löffingen („Loeffingen“) um 1260²⁷. Dieses Datum wird durch eine Beobachtung gestützt, die der Bad-Boll-Gast Samuel Pletscher im Jahr 1879 machte, als ihn eine seiner Wanderungen durch Löffingen führte. In seinem Reisebericht lesen wir:



Die Löffinger Altstadt aus der Vogelperspektive. Klar erkennbar ist das „Gründungs oval“ im Zentrum. Der gesamte Bildausschnitt markiert in etwa die vermutete Fläche des alten Dorfes.

Foto: Christa Maier, 2009

An dem noch stehenden Thorhause [Mailänder Tor, M.W.] liest man am inwendigen Thorbogen 1580 über dem Wappenschild mit zwei in's Kreuz gelegten Löffeln von althertümlich runder Form. Über dem äußeren Thorbogen ist die Jahreszahl 1261 eingehauen.²⁸

Vielleicht haben wir hier das Gründungsjahr der Stadt Löffingen. In unserem Zusammenhang wichtiger sind jedenfalls die Fragen: Wie steht die Stadt verfassungstopografisch im Verhältnis zum alten Dorf und was hat es mit der Stadtbefestigung auf sich?

Unschwer ist an Flurkarten und Luftbildern abzulesen, dass der Löffinger Stadtgrundriss, wie er in seinem Kernbestand die Jahrhunderte wohl fast unverändert überdauert hat, auf den Willen eines Gründers und das Konzept eines „Stadtplaners“ zurückgeht, wodurch nebenbei auch das Fehlen einer schriftlichen Gründungsurkunde kompensiert wird, denn der Gründungsplan ist „ein urkundliches, einer schriftlichen Quelle ebenbürtiges Zeugnis für die Entstehungsgeschichte einer Stadt“.²⁹ Schon die Verortung des Neubaugebietes im Gelände ist bezeichnend: Der neue Marktplatz, als rechteckförmige Erweiterung der bestehenden, dörflichen Handelsstraße, wird auf das zum Bachgrund hinab geneigte Relief gelegt; was nämlich beim Marktbetrieb an Unrat anfällt, kann so per natürlichem Gefälle über Rinnen und Kanäle zu dem Wasserlauf abgeführt werden. Um den Markt herum hat man eine bestimmte Anzahl etwa gleich großer Hofstätten („Area“) ausgemessen und zur Bebauung an die Neusiedler für einen

jährlichen Zins, zu zahlen an die fürstenbergische Stadtherrschaft, freigegeben.³⁰

Zum offenen Land hin grenzt man die Stadt durch eine Befestigung ab. Das ist für Löffingen durch die erste schriftliche Erwähnung der Stadt belegt, wo von einem „superiorem portam“, also einem oberen Tor, in „oppidi nobis Loeffingen“ die Rede ist.³¹ Oppidum meint zwar (im rechtlichen Sinne) Stadt, deutet aber weniger auf eine Steinmauer, eher auf eine einfache Erdwerksgrenze, also Wall und Graben, davor Palisaden, sowie hölzerne Tore hin, von denen Löffingen mindestens zwei hatte: Ein oberes Tor fordert logischerweise ein unteres.³² Neben diesen beiden Hauptdurchgängen in Nord-Süd-Richtung dürften auch schon zu diesem Zeitpunkt zwei kleinere Tore existiert haben: Im Westen das Tor „so gen Oberhofen hinausgeht“ (1508), später „Mailänder Tor“ (1746) genannt, und im Südosten das „Tor an der Zuben“ (1439), spätere Erwähnung als „Schweinebogen“ (1649) oder einfach als das „Bögli“ (1721).

Diese Stadtbefestigung schrieb die Grenztradition des Dorfetters physisch und rechtlich wie symbolisch fort, und zwar mit einem etwas kräftigerem Gefälle zwischen innen und außen. Man darf etwa annehmen, dass bestimmte, ungeschriebene Dorfgewohnheitsrechte auf die Stadt übergegangen sind und dass, als zusätzlicher Anreiz, noch das eine oder andere Privileg hinzukam. So mussten die Löffinger beispielsweise weder Fastnachts- noch Weihnachtshühner geben, es entfiel für sie auch die Fronarbeit auf den herrschaftlichen Äckern.³³ Gegenüber den anderen fürstenbergischen Städtegründungen wie Neustadt, Geisingen, Vöhrenbach oder Fürstenberg, wo es auf jeden Zuzügling ankam, blieb die Rechtsstellung der Löffinger Bürger allerdings merklich zurück. Dem Stadtrat etwa, der zugleich auch das Stadtgericht stellte, setzte der Landgraf speziell in Löffingen schon um 1440 einen Vogt hinzu, um den herrschaftlichen Einfluss sicherzustellen, und bisweilen mischte sich der Graf auch einmal direkt in Beurkundungen oder Rechtsgeschäfte ein, was ebenso unüblich war.³⁴

Außerhalb der neuen Befestigung lagen noch ältere Siedlungsreste von offenbar dörflicher Abkunft, die rechtlich dem Stadttinneren mehr oder weniger angeglichen waren. Für Oberhofen, einer westlich der Stadt gelegenen Hofgruppe, galt das besonders. Die dortigen, den Stadtbewohnern oder den Oberhofenern zugehörigen Gärten waren unter dasselbe Zinsrecht gestellt wie die Haus- und Hofstätten im Innern der Stadt,³⁵ die Bewohner Oberhofens entrichteten den Kleinzehnten gemeinsam mit den Löffingern³⁶ und sie kamen, wie die Stadtbürger, in den Genuß des Vorrechtes, keine Hühnerabgabe³⁷ leisten zu müssen.

Über die sogenannte Vorstadt, in den Quellen auch Dorf Löffingen genannt, erfahren wir aus den schriftlichen Quellen leider sehr wenig. Dreimal (1406, 1435 und 1485) sind Vorstadt und Dorf als fürstenbergisches Lehensgut erwähnt. 1503 scheint die Siedlung aber arg heruntergekommen zu sein, in dem betreffenden Schriftstück heißt es, dort stünden nur noch ein „gar bös hus und ... eine alte schmidthütt“.³⁸ Auf einen „Abgang“, wie TUMBÜLT meint,³⁹ muss das allerdings nicht unbedingt hindeuten, „bös“ heißt ja keineswegs völlig zerstört

oder verschwunden, sondern (nur) „wertlos“. Schließlich ist dann noch die Rede von einem „cimiterium exterius“, also einem außerhalb der Stadt gelegenen Friedhof, der TUMBÜLT zufolge nur „der Begräbnisplatz um die alte abgegangene St. Martinskirche“ gewesen sein kann.⁴⁰ Er wurde 1503 geschlossen und von seinem alten Platz, wahrscheinlich ein wenig östlich der Vorstadt, an den neu angelegten Friedhof bei der Stadtkirche St. Michael verlegt.

Ziehen wir jetzt noch ergänzend bildliche Darstellungen hinzu, etwa die Stadtansicht (Vedute) von Martin Menrad aus dem Jahr 1680, dann liegt uns das eben skizzierte mittelalterliche Siedlungsbild noch immer deutlich vor Augen: Es ist die Stadt mit ihrem Mauerring, überwiegend bestehend aus den Rückseiten der Bürgerhäuser. Auffällig ist auch das obere Tor, im 17. Jahrhundert zum Stadtturm mit Turmuhr aufgewertet, dann St. Michael mit Kirchhof und der Kirchhofmauer, die wiederum physisch, juristisch und symbolisch als Fortsetzung der Stadtmauer gilt. Wir sehen darüber hinaus, dass die Siedlungen Oberhofen und Vorstadt inklusive Bildstock St. Kümmernis, wo der Standort der einstigen St. Martinskirche mit ihrem „cimiterium exterius“ vermutet wird, dazu noch etliche andere Flächen im Vorfeld der Mauer, auch vor dem Kirchhof, von Zäunen, die man in summa durchaus einen „äußeren Etter“ nennen könnte, eingehegt sind.⁴¹

Solche „äußeren Etter“ oder „Stadtetter“⁴² haben in mancher Kleinstadt noch lange neben der Stadtmauer her weiter existiert. Sie zeigen gewissermaßen die Ausstülpung des inneren Rechtsbezirkes über den eigentlichen Stadtraum hinaus an. Für die Städter, auch für die Kleinstadter, war dieser sogenannte „Friedkreis“⁴³ in landwirtschaftlicher Hinsicht ein Erfordernis erster Klasse, denn hier, in unmittelbarer Stadtnahе, lagen die Gärten, Bebauungsflachen, Weiden, Teiche, die im Inneren der dicht zusammengedrängten Siedlung keinen Platz mehr fanden. Den richtigen Abstand zwischen Stadtetter und Mauer hat man mancherorts auf eine anrührend altertümliche Weise, etwa durch einen Pfeilschuss oder einen Hammerwurf, ermittelt, später haben die Beteiligten dann offenbar rationalere Methoden gewählt.⁴⁴



Nördlicher Teil der Stadt. Ins Auge fällt der Stadtturm mit Zinnengiebel, Sturmglocke und Turmuhr. Kopie der Stadtansicht / Vedute von Martin Menrad, 1680, Stadtmuseum Löffingen

Aufbruch in die Moderne – Mauern werden überflüssig

Die Physis der Stadtbefestigung wurde in den Jahrhunderten nach der Stadtgründung gründlich gestärkt: An die Stelle der vermutlichen Palisade tritt eine steinerne Ringmauer, schriftlich erstmals 1508⁴⁵ erwähnt und bei Martin Menrads späterer Stadtansicht gut zu sehen. Aus dem „superiorem portam“ (oberes Tor) des 13. Jahrhunderts ist ein stattlicher Turm mit Uhrwerk, Sturmglocke und Gefängnis geworden, genannt „Fronfeste“, „Stadtturm“ oder „Torturm“. Auch das untere Tor, mal als „Scherers Tor“ oder „Göschweiler Tor“ bezeichnet, zählt immerhin drei Stockwerke. Und schließlich kann man die Stadt durch das Tor „so gen Oberhofen hinausgeht“ betreten, den Löffingern seit 1746 als „Mailänder Tor“ bekannt.

Umherstreifendes Gesindel, marodierende Soldaten oder Räuberbanden konnte man mit dieser Infrastruktur vielleicht gerade noch so abwehren: Der zur „Thorhut“ eingeteilte Wächter sitzt oben im Stadtturm, er hält nach allen Seiten Ausschau, es naht von fern eine Rotte unbekannter Reiter, sofort schlägt er die Glocke an, Alarm! Die Löfflinger eilen von den Feldern nach Hause, brechen ihr Tagwerk ab, die Männer schließen die hölzernen Gatter, besetzen Tore und Mauern. Die frechen Reiter ziehen nach einigen hitzigen Wortgefechten und einem Scharmützel mit Schwertern und Speißen unverrichteter Dinge wieder ab, die Stadt ist sicher, bis zum nächsten Mal. Dem Eindringen größerer, bewaffneter Verbände konnten die Einwohner aber nichts entgegensetzen und haben, dem unwiderstehlichen Druck der angedrohten Gewalt weichend, die Tore der Stadt immer wieder öffnen müssen.

Aus dem Dreißigjährigen Krieg, als das Landvolk zwischen Freund und Feind ohnehin fast keinen Unterschied mehr sehen konnte, hören wir beispielsweise: *„Am 4. Juni 1639 um ein uhren sindt die weimarischen Reiter allhier bei des Scherers Thor hereinkommen, und haben an Roß und Vieh, was sie kundten bekommen, hinweg getrieben“*⁴⁶, vielsagend auch die schwermütige Anmerkung des Schreibers der Gemeinde aus dem für Löfflingen wohl schlimmsten Kriegsjahr 1638: *„Wo Gott die Statt nit bewaren thuet so ist umbsunst der Wächter Huet.“*⁴⁷ Allerspätestens haben die sogenannten Franzosenkriege an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit ihren andauernden Durchzügen, Plünderungen und Besetzungen den Menschen vor Augen geführt, dass die Zeit der Tore, Gatter, Türme und Mauern endgültig vorüber war. Die Befestigung aus dem Mittelalter wurde überständig.

Zuerst schlägt die Stunde dem altehrwürdigen Stadtturm. Als baufälliges Verkehrshindernis eingestuft, lässt ihn die Stadt im Sommer 1819 abreißen. Auch das untere Tor entgeht seinem Schicksal nicht. Nach einigem Hin und Her erfolgt auf Anordnung der großherzoglichen Straßenbauinspektion der Abbruch des völlig verwahrlosten Gebäudes im September 1836. Beladen mit fast sechshundert Jahren Vergangenheit fallen die beiden Wahrzeichen der Stadt.⁴⁸ Schuld sind die gestiegenen Anforderungen des Straßenverkehrs. Auch der Zeitgeist überhaupt hat sich in jenen Jahren gegen sie gestellt: Dem Mittelalter wollte man

keinen Wert mehr zuerkennen, es galt als dunkel und rückständig. Die Zeichen der Zeit standen jetzt auf Wissenschaft und Fortschritt. Im Triumphzug der Technik konnten die alten, verwinkelten Tore und Türme nur stören. So mag es den Menschen des frühen 19. Jahrhunderts tatsächlich vorgekommen sein, als müssten sie Breschen in die Mauern schlagen, um den frischen Wind der neuen Zeit hereinzulassen.

Das „Charakteristikum des Ortes“ – ein Tor macht Karriere

Etwa einhundert Jahre nach dem Abriss der beiden großen Stadttore steht auch die Existenz des letzten der beiden kleineren Stadttore auf dem Spiel. Diesmal hat es nichts mit nüchternen Verkehrssicherheitsfragen zu tun, diesmal ist es eine Naturkatastrophe, die in schwerer Zeit auf Löffingen hereinbricht. Am 28. Juli 1921 gegen 14 Uhr entzündet sich mitten in der Stadt ein Feuer, das unter dem Eindruck der Sommerhitze bald weitere Nahrung und rasche Ausbreitung fand. Über die Geschehnisse dieses Tages sind wir durch einen Augenzeugenbericht⁴⁹ des Löffinger Feuerwehrmanns Karl Bader informiert. Was er schreibt, versetzt den Leser noch heute mitten in eine höllische Szenerie aus Feuer und Rauch, aus Schreckensrufen und Sirenengeheul. Auch deswegen sollen hier einmal einige Passagen zitiert werden:

Das Unheil nimmt seinen Lauf. Von einem leichten Südostwind begünstigt, frisst sich das entfesselte Element mit unheimlicher Geschwindigkeit über die Dächer die Gasse hinauf bis zum Schmiedemeister Viktor Fürst. Ich sehe noch, wie die Spritze der jungen Hilfsmannschaft durch das Bögle bei der Post auffährt. Sie haben gleich Wasser vom Hydrant vor Rombach. Es ging sehr schnell. Kaum hat ihre Kälberspritze den richtigen Druck, kommt vom Kommandanten der Befehl „zurück“, denn das Feuer war schneller ... Entsetzen ergreift die Menschen! Es waren fürchterliche Minuten! Mir gellt jene Symphonie des Großbrandes heute noch in den Ohren. Das Prasseln und Krachen des Feuers, verzweifelte Hilferufe geängstigter, händeringender Menschen, das Brüllen der Schweine, die aus den Ställen gezogen wurden. Dies alles vermischte sich mit der ununterbrochen die Nachbargemeinden um Hilfe anrufenden Dampfsirene der Holzindustriewerke Josef Benz zur schrecklichen Melodie.⁵⁰

Die sehnsüchtig erwartete Unterstützung trifft nach und nach ein, alle Dörfer der Umgebung, von Rötenbach über Seppenhofen bis Unadingen, schicken ihre Männer, auch die Feuerwehren aus Döggingen, Neustadt, Bräunlingen, Hüfingen, Donaueschingen rücken an, die Autospritzen aus der Papierfabrik Neustadt und aus St. Blasien kommen hergefahren und sogar die Spritze aus Freiburg hat sich in Bewegung gesetzt: „Löffingen sieht aus wie ein Heerlager“⁵¹. Irgendwann heißt es: „Vor allen Dingen muß das Mailänder Tor gehalten werden.“⁵² Es wird gehalten. Das Weitere liest sich wie die Reportage eines Kriegsberichterstatters, der inmitten eines verbissenen Kampfes steht und bangt, der Richtige möge gewinnen. Und tatsächlich, am Ende dieses schicksalhaften Tages kann er stolz ver-



Das alte Mailänder Tor unmittelbar nach dem Stadtbrand von 1921. Stangen sollen den Einsturz des Giebels verhindern.

Foto: Anton Rebholz / Archiv Werner Waßmer

melden: „Die Schlacht [ist] geschlagen, der Sieg [...] errungen, jawohl es war ein Sieg! Doch der Sieg war teuer erkauft. Sechsenddreißig Häuser liegen in Schutt und Asche. Was ehrsame Bauern- und Handwerkergeschlechter in mühsamer Arbeit aufgebaut hatten, war in Minuten vernichtet.“⁵³

In den folgenden Wochen wurde der Schauplatz des Unglücks ein ums andere Mal begutachtet, man erörterte den Zerstörungsgrad und diskutierte etwaige Wiederaufbaukonzepte. Das alte Mailänder Tor, das zunächst noch gerettet schien, drohte aufgrund von Setzungen nun doch einzustürzen, weshalb die obere Hälfte des Brandgiebels eingerissen wurde, was die Stabilität des Gebäudes noch weiter beeinträchtigte. In dieser ausweglosen Lage sah sich die Bauinspektion gezwungen, das Tor aufzugeben und die Abtragung zu veranlassen. Mit der fälligen Entschädigungssumme siedelte Toreigentümer Brunner in den Winkel um, den frei gewordenen Platz übernahm die Gemeinde.

Zweimal hatten die Löffinger das Mailänder Tor nach großem Feuerschaden wieder errichtet (1535 und 1580). Jetzt, im Jahr 1921, stellte sich das Thema erneut. Während Gemeindeg Spitze und Wiederaufbau-Kommission einen Neubau aus städtebaulichen Gründen befürworteten, war man im Bürgerausschuss geteilter Meinung. Dort wollten kritische Stimmen kein Verständnis dafür aufbringen, „daß wieder ein Thor gebaut werden solle“; manch einem sei „eine Lücke in der Bebauung lieber als ein Thor“.⁵⁴ Dessen ungeachtet legte der federführende Architekt August Meckel aus Freiburg den Löffingern auftragsgemäß einen Entwurf für das Projekt „Wiederaufbau des Mailänderthores“ vor, der von allen zuständigen Gremien eingehend geprüft wurde. Schließlich, am 30. März 1922, stand der Entscheid an. Die 40 Mitglieder des Löffinger Bürgerausschusses stimmten zur Frage ab: „Genehmigt der Bürgerausschuß, daß das Mailänder Tor nach den vorliegenden Plänen durch die Gemeinde mit einem Kostenaufwande von 165.000 M wieder aufgebaut“ wird? Mit 24 gegen 16 Stimmen fiel das Ergebnis ziemlich knapp für einen Torneubau aus.⁵⁵ Nicht auszudenken, hätten damals nur vier Männer im Ausschuss anders votiert; manchmal hängt der Lauf der Geschichte eben an wenigen.

Ende 1923 war Löffingen wieder einigermaßen hergerichtet, auch das Mailänder Tor stand in neuer Gestalt am alten Platz. Es erinnerte an ihm fast nichts mehr an den alten, gedrungenen Vorgänger aus dem Jahr 1580, dessen Durchfahrt nicht in der Höhe und kaum in der Breite für eine voll beladene Heufuhre ausreichte; vielmehr präsentierte sich der Öffentlichkeit ein Stück veredeltes Mittelalter, das mehr oder weniger über Nacht zum „Charakteristikum des Ortes“⁵⁶ aufgestiegen war und dessen Karriere bis heute ungebrochen fort dauert.

Die dreifache Stadtbefestigung heute: ein Ineinander von Tradition, Überrest und Zitat

Heute können wir den alten Befestigungen in dreifacher Gestalt begegnen: Als Tradition, als Überrest und als Zitat.

Erstens zur Tradition: Zu ihr gehört eine dezidierte Überlieferungsabsicht und ein klarer Erinnerungsauftrag; hier sei auf das Mailänder Tor verwiesen, das, wenn nicht substantiell, so doch immerhin funktional und am historisch korrekten Platz an die Geschichte weitergegeben wurde. Sollte es in Löffingen übrigens je eine Konkurrenz um den Status des wirkungsvollsten Ortes gegeben haben, dann hat sich das Tor mitsamt Vorplatz deutlich vom Verfolgerfeld abgesetzt. Was findet hier neuerdings nicht alles statt: Die Stadtmusik präsentiert seit 2005 alle zwei Jahre ihr Sommerkonzert vor der „magischen Kulisse“⁵⁷ des Mailänder Tors. Bei den Kulturnächten kann man vor dem Bogen den Auftritt orientalischer Tänzerinnen verfolgen oder den Klängen moderner Musikkapellen lauschen. Den Nikolausmarkt hat das Stadtmarketing im Jahr 2008 aus



Orientalische Tanzgruppe bei der Kulturnacht 2013. Foto: Stadtmarketing Löffingen

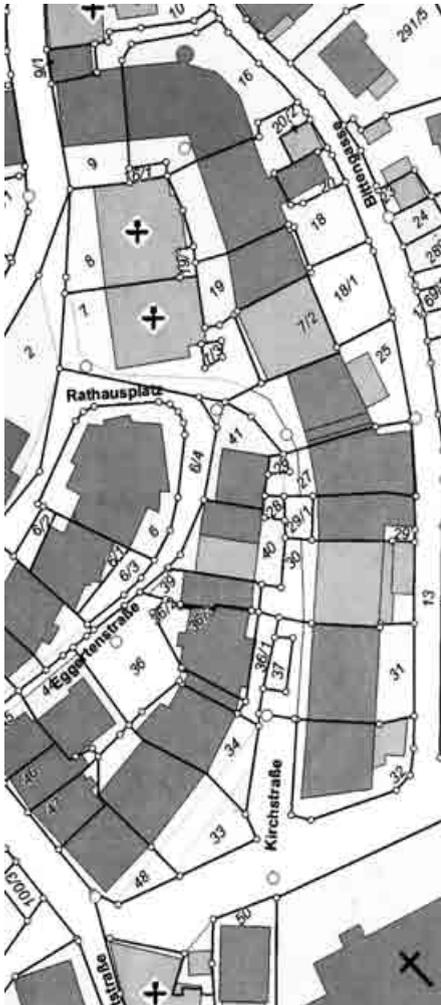
Zwischen Altstadt und Kulisse

Fastnachtsschauspiel vor dem Mailänder Tor.

Foto: Philippe Thines 2010



Luftbild Löffingen 2009 (Foto: Christa Maier 2009) und darunter Stadtansicht Martin Menrad 1680 (Kopie im Stadtmuseum Löffingen) zum Vergleich. Die weiße Linie zeigt die heutigen Grenzen der Flurstücke 53/1769 an, gelb hinterlegt ist das Flurstück 1770.



Nordöstliche Stadthälfte. Die Innenkante der Ringstraße (hier: Bittengasse) markiert den einseitigen Verlauf der Außengrenze des mittelalterlichen Rechtsbereiches Stadt. Interaktive Karte, Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald

Stimmungsgründen von der Kirchstraße hierher verlegt, und in der Durchfahrt bezaubert nun eine „lebende Krippe“ alljährlich das Publikum. Mittelpunkt der Fanmeile ist das Tor seit dem „Sommermärchen 2006“, wenn es, behängt mit einer Großbildleinwand, zum Public Viewing einlädt. Und *last not least* haben die Laternenbrüder das Tor in ihr „Fastnachtsschauspiel“ mit anschließendem Hemdglunkerumzug eingebaut. Dramaturgisch ist das nur konsequent, schließlich sind die Narren mit ihrer Zunftstube in der rechten Hälfte des Mailänder Tores schon seit 1995 zu Hause, und 2013 wurde es ihnen nach dem Auszug des letzten „normalen“ Mieters dann ganz zur Nutzung überlassen.

Die Stadtbefestigung begegnet uns – zweitens – als Relikt, als ein Überrest, der uns nicht über die Vergangenheit unterrichten „will“, sondern gewissermaßen unbeabsichtigt oder zufällig bis heute überdauert hat. Hierzu zählen etwa die in manchen Häuserfundamenten noch enthaltenen Mauerstücke und auch die verschiedenen, an Mauer, Stadt- oder Dorffetter erinnernden Grundstücksfluchten. Der fast durchgehende Straßenring um das Stadtoval herum stellt einen solchen Überrest dar. Seine Innenkante und nicht etwa die Häuserfront folgt heute noch der mittelalterlichen Grenze des städtischen Friedens- und Rechtsbereiches. Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Kontext zweifelsohne die rechtstopografische Situation im Bereich Bauhofareal/ehemalige Post. Hier ist die Übereinstimmung von früheren und heutigen Grundstückslinien so signifikant, dass man schon von räumlicher Kontinuität sprechen möchte. Die Grenze zwischen der Flurstückeinheit 53/1769 und dem Flurstück 1770 markiert dann vielleicht sogar den Verlauf nicht nur der ehemaligen Außengrenze des Stadtweichbildes, sondern auch den des einstigen, noch älteren Dorffetters; der Baumrespektive Heckenbewuchs an der Nahtstelle würde zumindest sehr gut in diese Vorstellung passen.

Die Stadtbefestigung lebt – drittens – als Architekturzitat fort, d. h. als partielle Vergegenwärtigung älterer Stile, Formen oder Strukturen. Beispielhaft steht dafür die in den Jahren 1910/12 errichtete einstige Industrie- und Gewerbeschule, heute „Stadtbau“ genannt. In dezent gewandetem Historismus erinnert das repräsentative Erscheinungsbild des Gebäudes mit Bogen, Säule, Erker und Turm-Imitat nicht von ungefähr an das Mittelalter; schließlich war der Vorgänger einst Teil des nördlichen Mauerringes und grenzte unmittelbar an das ehemalige obere Tor. Ein Exempel aus neuerer Zeit ist das Kultur- und Fremdenverkehrszentrum, heute „Tourist-Info“ genannt. Ende der 80er Jahre auf authentischen Stadtmauerresten neu errichtet, fügt es sich schlüssig in die Baufluchten des einstigen Ringes ein, spielt mit Rund- und Torbögen, Zinnengiebeln sowie gedrungenen Fenstern. Der schlanke, dreistöckige Rundturm zitiert schließlich noch wortgetreuer als der „Stadtbau“ aus dem Wortschatz des alten Befestigungsapparates das gründerzeitliche „superiorem portam“ (oberes Tor) herbei.

Traditionen und Überreste, ja sogar Zitate ragen als „unvergangene Vergangenheit“ durch die Zeiten hindurch in unsere Gegenwart hinein; doch sprechen sie uns je anders an. Den Mangel des Überrestes, unter den Sediment-



Sogenannter Stadtbau (1910/12) mit Turm-Imitat. Foto: Matthias Wider 2014

Turm hinter der Löffinger Tourist-Info. Im Innern befindet sich die Wendeltreppe zum Dachgeschoss. Foto: Matthias Wider 2014

schichten der Geschichte „versteckt“ und daher geradezu „unsichtbar“ zu sein, wiegt die kaum zu übertreffende Glaubwürdigkeit des unpräntösen Zeugen auf. Ihn umgibt die geheimnisvolle Aura des „vergessenen Menschlichen“⁵⁸, seine Anmutung als ein „sonderbares Gespinst aus Raum und Zeit“⁵⁹ entgrenzt ihn zum „Imaginarium“, zur „Kontaktzone“⁶⁰ zwischen einst und jetzt: Der Betrachter sieht und staunt.

Traditionen hingegen bewegen sich stets im öffentlichen Diskurs. Menschen haben sie irgendwann einmal mit einer bestimmten Botschaft ausgestattet, mit einem ideellen Wert bewidmet und in die Geschichte hineingegeben. Dieses Umfeld macht die Tradition zwar keineswegs unseriös, mit dem Wandel von Zeit und Mentalität gerät aber die ideelle Statik naturhaft aus den Fugen, sie fällt gewissermaßen aus der Zeit, so dass sie immer wieder neu vermessen, aufgegeben oder adaptiert werden muss.

Am schwächsten wirkt schließlich das Zitat. Ist es nicht nur ein Versatzstück, das dort zum Einsatz kommt, wo man selbst nichts zu sagen hat? Auf den ersten Blick vielleicht. Jedoch: Mit Bedacht gewählt und an der passenden Stelle platziert, befördern Zitate die Botschaften eines eigenständigen Textes. Auch vermag das Zitat im Idealfall selbst eine Wertsteigerung erfahren, wenn es in einen neuen Sinnzusammenhang eingebettet und auf diesem Wege in einem neuem

Licht gelesen wird. Bedient sich also der Stadtplaner des Bauzitates, dann müsste er es aus Respekt vor der Würde der belehnten Zeit tun und zugleich auch aus Respekt vor der (historischen) Eigenart des Ortes. Vielleicht liegt hier die bemerkenswerte Ästhetik des Löffinger Stadtbildes begründet. Das Ineinander von Tradition, Überrest und Zitat wirkt nirgends aufgesetzt oder bemüht, vielmehr gewinnt der Betrachter bereits nach flüchtiger Durchsicht den Eindruck eines Ganzen, dessen äußere Schönheit aus Ringstraßen, Torbögen, Mauerresten, Türmen und Zinnengiebeln, seien sie nun überliefert, hinterlassen oder zitiert, auf einer inneren Bindung beruht, die mehr eine „Seele“ denn ein „Zusammenhang“ ist.

Und nun, am Ende, scheint es gerade so, als kämen wir gewissermaßen durch die Hintertür der romantischen Stadtwahrnehmung wieder an jenen Punkt zurück, von dem unsere kleine Mauerbegehung ihren Ausgang nahm: bei der (unwiderstehlichen) Magie der Grenze.

Autor

MATTHIAS WIDER, 45 Jahre alt, ist Realschullehrer im Bildungszentrum Bonndorf, Fachleiter Geschichte am Seminar für Didaktik und Lehrbeauftragter für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Schwerpunkte seiner Arbeit sind das Lernen an historischen Orten und die Sachquellendidaktik. Als Brauchbeauftragter ist er auch für die Löffinger Brauch- und Fastnachtsgeschichte zuständig.

Matthias Wider, Martinstraße 21,
79843 Löffingen
matthias.wider@t-online.de

Anmerkungen

- 1 Zum Thema „Geschichte als touristisches Erlebnis“ noch immer: ROLF SCHÖRKEN: Geschichte in der Alltagswelt. Wie uns Geschichte begegnet und was wir mit ihr machen. Stuttgart 1981, S. 118 ff.
- 2 Zitiert nach ARNO BORST: Alltagsleben im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1983, S. 22.
- 3 <http://www.stadt-land-regiokarte.de/Ausflugsziele/Loeffingen/Historischer-Stadtrundgang>
- 4 Vgl. KARL SIEGFRIED BADER: Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, Teil 1). Köln/Wien/Böhlau 1981³, S. 229–264.
- 5 Antiquarische Gesellschaft in Zürich (Hg.): Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Bearbeitet von H. Wartmann, 6 Bände. Band I: Jahr 700–840. Zürich 1863, Nr. 240.
- 6 *Villa* muss nicht unbedingt Dorf heißen, es kann auch einfach Hof bedeuten (Vgl. BADER 1981, wie Anm. 4, S. 91, 123). Allerdings stehen die in der Urkunde erwähnten Besitztümer in Rötenbach („villa, que dicitur Rotinbah“) im Plural („Domi-bus“); analog müsste die Mehrzahl auch Löffingen betreffen, zumal im Jahr 886, also nicht einmal 70 Jahre danach, die Schenkung von mehreren Löffinger „Gebäuden“ und „Mühlen“ beurkundet wird. Vgl. GEORG TUMBÜLT: Forschungen zur älteren Geschichte der Stadt Löffingen vornehmlich im Mittelalter. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile 16 (1926), S. 3–47, hier S. 5.
- 7 Der Flurname taucht schon 1290 als *Ala-berg* auf. Vgl. TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 4, Anm. 3. Zur Etymologie: GERHARD KÖBLER: Althochdeutsches Wörterbuch. Göttingen 1993⁴, S. 31, auch MICHAEL RICHARD BUCK: Oberdeutsches Flurnamenbuch. Ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde deutscher Sprach- und Kulturgeschichte. Bayreuth 1931², S. 4.
- 8 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 104/105.
- 9 Ebd., S. 87.
- 10 Die folgenden Ausführungen nach ORTWIN HENSSLER: Formen des Asylrechts und ihre Verbreitung bei den Germanen. Frankfurter wissenschaftliche Beiträge. Rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Reihe, Band 8.

- Frankfurt 1954, S. 61.
- 11 „Man [soll] denselben ... graben in das Loch dain der Mahlstein gestanden hait, in die Erde bis an sein Görtel und soll dann mit einem Pfluge und vier Pferden ober ihn fahren“. RUDOLF OERI-SARASIN: Allerlei über Grenzzeichen, Grenzfrevl und Grenzspuk in der alamannischen Schweiz. Basel 1917, S. 16.
 - 12 Grenzfrevler etwa mussten als Irrwische um die Mahlsteine herumgeistern. Ebd., S. 16.
 - 13 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 102.
 - 14 KÖBLER 1993, wie Anm. 7, S. 174.
 - 15 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 102.
 - 16 WILHELM MANNHARDT: Wald- und Feldkulte, Band 1. Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen. Berlin 1904², S. 397 ff. Zu den „Umgängen“ beispielhaft: OERI-SARASIN 1917, siehe Anm. 11, S. 15/16.
 - 17 Ebd., S. 402.
 - 18 Zum „Bannkreis“: HENSSLER 1954, wie Anm. 10, S. 60, 61.
 - 19 Zum Asylrecht ausführlich ebd.
 - 20 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 101f.
 - 21 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 128.
 - 22 Ebd. S. 127.
 - 23 Ebd. S. 132.
 - 24 Zu den ehemaligen Namen: EMIL KETTERER: Löffingen. Beiträge zur älteren Geschichte. Konstanz 2005, S. 280.
 - 25 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 78.
 - 26 Ebd. S. 82.
 - 27 Ebd. S. 80.
 - 28 SAMUEL PLETSCHER: Der Kurort Bad Boll im obern Wutachthal bei Bonndorf und Löffingen im Schwarzwald. 1879, S. 125, 126.
 - 29 HANS STRAHM: Zur Verfassungstopographie der mittelalterlichen Stadt mit besonderer Berücksichtigung des Gründungsplanes der Stadt Bern. In: Zeitschrift für schweizerische Geschichte 30 (1950), S. 372–410, S. 395. Außer Vöhrenbach und Fürstenberg wurde keiner fürstenbergischen Stadt eine Stadtrechtsurkunde verliehen. GERT LEIBER: Das Landgericht der Baar. Verfassung und Verfahren zwischen Reichs- und Landesrecht 1283–1632 (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, 18). Allensbach 1964, S. 169.
 - 30 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 38.
 - 31 Fürstliches Hauptarchiv in Donaueschingen (Hg.): Fürstenbergisches Urkundenbuch. Sammlung der Quellen zur Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande in Schwaben. Bearbeitet von S. RIEZLER und F. L. BAUMANN, 7 Bände. Tübingen 1877–1891, Nr. 429. Die Urkunde bricht ohne Datum ab, ihre Entstehung fällt in die Zeit zwischen 1250 und 1275.
 - 32 HANS PLANITZ: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen. Graz 1980⁵ (unv. Nachdruck von 1954), S. 234 und 243.
 - 33 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 44.
 - 34 LEIBER 1964, wie Anm. 29, S. 172f.
 - 35 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 41.
 - 36 Ebd. S. 27.
 - 37 Ebd. S. 44.
 - 38 Fürstenbergisches Urkundenbuch III, wie Anm. 31, Nr. 56.
 - 39 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 39.
 - 40 Ebd. S. 21, Anm. 1.
 - 41 BADER 1981, wie Anm. 4, S. 243.
 - 42 Ebd. S. 249.
 - 43 Ebd. S. 244–247.
 - 44 Ebd. S. 249. Zur „Wurfmethode“ siehe auch: HENSSLER 1954, wie Anm. 10, S. 64–67.
 - 45 TUMBÜLT 1926, wie Anm. 6, S. 40 f.
 - 46 KETTERER 2005, wie Anm. 24, S. 71.
 - 47 Ebd. S. 531.
 - 48 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 3016.
 - 49 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 128.
 - 50 Ebd. S. 2.
 - 51 Ebd. S. 4.
 - 52 Ebd. S. 3.
 - 53 Ebd. S. 6.
 - 54 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 1003.
 - 55 Stadtarchiv Löffingen, Nr. 1002.
 - 56 Deutsche Bauzeitung 56/1922, R. 29. Berlin 1922, S. 173.
 - 57 <http://www.badische-zeitung.de/loeffingen/sommerkonzert-der-stadtmusik>
 - 58 MARLEEN STOESSER: Aura. Das vergessene Menschliche. Zur Sprache und Erfahrung bei Walter Benjamin. München/Wien 1983.
 - 59 WALTER BENJAMIN: Kleine Geschichte der Photographie (1931). In ders.: Gesammelte Schriften, Band II. Frankfurt am Main 1977, S. 378.
 - 60 ALEIDA ASSMANN: Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses. München 2009⁴, S. 337.

Die kaiserlich vorderösterreichische Stadt Bräunlingen in den Jahren 1688 bis 1702 nach dem „Kriegs-Protokoll“ des Schultheißen Johann Konrad Gump

VON JOHANN DIETRICH VON PECHMANN

Im Stadtarchiv Bräunlingen hat sich ein von seinem Verfasser selbst als „Kriegs-Protokoll“* überschriebenes Konvolut erhalten, aus dem sich Details über die Truppenbewegungen in der Region und über die von der Stadt Bräunlingen zu tragenden Kriegslasten sowie einige private Begebenheiten aus dem Leben des Oberschultheißen entnehmen lassen.

Am 2. Oktober 1688 erfolgte die erste Eintragung, am 17. Juli 1702 die letzte. Somit umfasst dieses Kriegstagebuch die Zeit des Pfälzischen Erbfolgekrieges von 1688 bis 1697 sowie die Anfänge des Spanischen Erbfolgekrieges ab 1701. Nach einer Darstellung der politischen Hintergründe der kriegerischen Auseinandersetzung zu Ende des 17. Jahrhunderts beschreibt der folgende Beitrag das Amt des Bräunlinger Schultheißen, die Lebensumstände des Johann Konrad Gump und die Kriegsergebnisse in und um Bräunlingen, soweit sie aus seinem Tagebuch hervorgehen.

Die allgemeine politische Lage

Im Westfälischen Frieden 1648 waren Frankreich große Teile des bis dahin zu Vorderösterreich gehörenden Elsass zugesprochen worden (Sundgau sowie Unterelsass, heute Departement Haut- und Bas-Rhin). Damit wurde der vorderösterreichische Breisgau zu einer Grenzprovinz des Deutschen Reiches. Die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Frankreich verfolgte sogenannte Reunionspolitik war darauf ausgerichtet, auch angrenzende Gebiete in Besitz zu nehmen. Das Heilige Römische Reich unter dem Habsburger Kaiser Leopold I. verfügte nur über bescheidene Mittel zur Abwehr eines französischen Einfalls, denn die umständliche Wehrverfassung des Reichs erlaubte keine kurzfristige

* Das „Kriegs-Protokoll“ ist überliefert im Stadtarchiv Bräunlingen unter A. Verwaltungssachen, IX. Militär- und Kriegssachen, Convolut I, 1. Kriegsprotokoll der Kaiserl. Vorderöstr. Stadt Bräunlingen vorm Schwarzwald. Die zitierten Passagen sind auffindbar unter dem jeweiligen Datum in der vom Autor angefertigten Transkription, die unter www.braeunlingen.de sowie als Nr. 8 in der Reihe der Digitalen Veröffentlichungen des Stadtarchivs Villingen-Schwenningen verfügbar sind. Editions Hinweis: In diesem Aufsatz werden die Buchstabenkombinationen „sz“ und „ß“ wegen der besseren Lesbarkeit als „s“ wiedergegeben. Erläuternde Anmerkungen innerhalb der Zitate sind in eckige Klammern gesetzt. Besonderer Dank gilt der Stadt Bräunlingen und ihrer Museumsbeauftragten Susanne Huber-Wintermantel M.A. für die Bereitstellung der Akten, für Hilfe bei der Suche und Erläuterung der Abbildungen und für die Genehmigung zur Veröffentlichung.

Aufstellung schlagkräftiger Verbände. Besondere Bedeutung kam deshalb den „armierten“ Reichsständen zu, d.h. den Reichsständen, die über eigene stehende Heere verfügten und relativ rasch Soldaten stellen konnten. Auch die nicht-armierten Reichsstände der zehn Reichskreise sollten im Kriegsfall entweder selbst Truppen stellen oder für den Unterhalt der Truppen aus den armierten Reichsständen sorgen und diesen Quartiere stellen.

Bräunlingen gehörte wie die Herrschaft Triberg und die Stadt Villingen zum Österreichischen Reichskreis. Die fürstenbergischen Gebiete sowie die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach gehörten zum Schwäbischen Kreis. In Vorderösterreich gab es zudem eine ausschließlich der Landesverteidigung dienende Landmiliz, der sogenannte „Aufbott“. Der Aufbott war in acht Landfahnen gegliedert, die von jeweils einem Hauptmann kommandiert wurden. Bräunlingen, Triberg und Villingen bildeten das „Villinger Fandl“.¹

Nachdem die 1686 zur Abwehr der französischen Ansprüche gegründete „Augsburger Allianz“ wirkungslos blieb, gelang es Kaiser Leopold I. 1689, die sogenannte „Große Allianz“, bestehend aus den Niederlanden, Kurbrandenburg, Kurbayern, Kursachsen und dem Herzogtum Hannover, zu bilden und zusätzlich noch ein Bündnis mit England zu schließen. Dieses Bündnis hatte bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekrieges Bestand, nur Kurbayern verbündete sich 1702 mit Frankreich und wurde damit vom Freund zum Gegner. Das Oberkommando über die Reichstruppen an der Rheinfront hatte von 1689 bis April 1690 Herzog Karl von Lothringen und von 1693 bis 1704 Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der Türkenlouis. Der Pfälzische Erbfolgekrieg wurde durch den Frieden von Rijswijk am 20. Oktober 1697 beendet. Philippsburg, Breisach, Freiburg und Kehl wurden wieder kaiserlich. Es folgten drei relativ friedliche Jahre, die aber mit dem Tod des spanischen Königs Karl II. aus dem Hause Habsburg am 1. November 1700 ein jähes Ende fanden. Die Auseinandersetzung zwischen Kaiser Leopold I. und Ludwig XIV. um das spanische Erbe führte zu neuen Kriegshandlungen, die erst mit dem Frieden von Rastatt 1714 beendet wurden.

Die Situation im Schwarzwald und auf der Baar

Am 16. November 1677 wurde Freiburg nach kurzer Belagerung dem französischen Marschall François de Créquy übergeben. Im September 1681 besetzten die Franzosen Straßburg. Nach dem Tod des kinderlosen Kurfürsten von der Pfalz, Karls II., im Jahr 1685 erhob Ludwig XIV. Anspruch auf die Rheinpfalz, und am 24. September 1688 überschritten 40.000 Mann französischer Truppen den Rhein. Am 10. und 11. Dezember 1688 versuchte Noël Bouton, der Marquis de Chamilly und damalige Gouverneur von Straßburg, vergeblich, Villingen im Handstreich zu besetzen. Er dehnte dann seinen Raubzug bis in die Gegend von Ulm aus und kehrte mit reicher Beute unbehelligt wieder nach Straßburg zurück.

Der Sitz der vorderösterreichischen Verwaltung war im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges vom linksrheinischen Ensisheim zunächst nach Breisach und

nach 1648 nach Freiburg verlegt worden. 1677 floh die Regierung von dort nach Waldshut und kehrte erst 1697 zurück. In den 20 Jahren französischer Herrschaft wurde Freiburg zu einer starken Festung ausgebaut, während der Schwarzwald und die Baar zum Aufmarsch- und Rückzugsgebiet der kaiserlichen Truppen wurden. Villingen diente als Nachschubbasis für die kaiserlichen Truppen im Rheintal und teilweise als Winterquartier der Generalität.

Verkehrstechnisch war der Schwarzwald im 17. Jahrhundert für Fußgänger und Saumtiere kein unüberwindliches Hindernis. Die meisten Verbindungen waren einfache Karrenwege, die für den Verkehr zwischen den Dörfern und Weilern ausreichten. Geeignete Straßen für Wagen, wie sie das Militär für seine Kanonen und Munitionsfahrzeuge benötigte, gab es nur wenige. Eine wichtige Verbindung lief von Freiburg über Buchenbach, den Wagensteig, den Thurner, den Hohlen Graben bis zur Kalten Herberge und dann durch das Urach- und Bregtal nach Villingen und Donaueschingen. Eine zweite Verbindung verlief durch das Gutachtal über Hornberg, das Schwanenbachtal, Langenschiltach, und Peterzell nach Villingen. Die Versuche, diese Straßen durch das Anlegen von Schanzen für den Feind zu sperren, waren zwar eindrucksvoll, aber wirkungslos, denn die Sperren konnten jederzeit von Infanterieverbänden mit ortskundiger Führung umgangen werden. Im Winter war dies je nach Schneelage nicht so einfach, aber in dieser Jahreszeit kam auch der Wagenverkehr praktisch zum Erliegen.

Zur Person des Johann Konrad Gump

Als ältester Sohn von insgesamt sieben Kindern des aus Innsbruck stammenden Kaiserlichen Rats und Ingenieurs Elias Gump und seiner Ehefrau Klara Ritzin wurde Johann Konrad Gump 1646 oder 1647 geboren². Elias Gump war von 1651 bis 1671 Oberschultheiß in Bräunlingen und wurde in dieser Zeit zum größten Grundbesitzer in der Stadt. 1660 verkaufte Erzherzog Ferdinand Karl von Tirol die schellenbergischen Lehen um 800 Gulden als Eigengut an ihn. Der Vorbesitzer Wolf Ferdinand von Schellenberg war wegen Majestätsbeleidigung seiner Lehen für verlustig erklärt worden. In kurzer Zeit kaufte Elias Gump sämtliche früher adeligen Besitzungen in Bräunlingen. Diese Güter waren steuerfrei. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts betrug der Gumpische Familienbesitz rund 645 Jauchert Acker und 180 Mannsmahd Wiesen³.

Johann Konrad Gump absolvierte ein Jurastudium ohne Abschluss, er brachte es bis zum „*iur. utriusque candidatus*“. Mit „*Vergleich und Receß*“ vom 7. April 1671 übernahm er im Alter von 25 Jahren das Amt des Oberschultheißen in Bräunlingen von seinem Vater, der am 5. Januar 1676 in Bräunlingen starb. Der Oberschultheiß wurde vom Landesherrn als sein Vertreter eingesetzt. Er war erzherzoglicher, ab 1665 kaiserlicher Beamter⁴ und unterstand direkt der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg bzw. Waldshut. Über die Zeit des Holländischen Krieges (1672–1679) musste Gump mit Stadtsiegel, Stadtsäckel und Dokumenten nach Schaffhausen fliehen. Im Jahr 1677 heiratete er Maria Theresia Jonassin von Buoch. Aus dieser Ehe stammten elf Kinder, die älteste



Für ihre Verdienste war der Innsbrucker Familie Gump 1607 durch Erzherzog Maximilian ein Wappenbrief verliehen worden. Das Wappen nimmt einen großen Teil des Epitaphs für Elias Gump in der Remigiuskirche ein und zeigt den Stolz der Familie auf ihr Herkommen und ihre Bedeutung. Foto: Stadt Bräunlingen.

Tochter Maria Klara Antonia wurde am 8. November 1680 getauft.⁵

Im Jahre 1684 führte Gump im Auftrag der vorderösterreichischen Regierung eine detaillierte Aufnahme der Villingener Befestigungsanlagen durch. Besonders der äußere Verteidigungsring, die Fülle, war in schlechtem Zustand und streckenweise eingestürzt, aber auch die innere Stadtmauer war nicht in bester Verfassung und der

Turm über dem Niederen Tor hatte Risse und war einsturzgefährdet. Die Arbeitskosten für die Instandsetzung des Turmes ohne Material schätzte er auf 1.400 bis 1.500 Gulden, Arbeit für 30 Maurer für ein Jahr.⁷

Gumps starkes Selbstbewusstsein wird von zwei Vorfällen trefflich charakterisiert: Am 25. September 1684 warf er den Sigmund Regnatus von Schellenberg eigenhändig aus der Kirche hinaus, weil dieser den Kirchenstuhl des Oberschultheißen besetzt hatte. Den Streit hatte allerdings von Schellenberg provoziert, denn dieser ging sonst nie in die Kirche. Auch sonst gab es laufend Streit mit von Schellenberg, auch vor Gericht. Einen dieser Prozesse musste Kaiser Leopold I. im Jahre 1700 entscheiden, zu Ungunsten des Sigmund Regnatus von Schellenberg. Eine besondere Reibungsfläche bot die Tatsache, dass beide Familien je einen Flügel des gleichen Gebäudes in Bräunlingen bewohnten. Hier hat sicher auch eine Rolle gespielt, dass Johann Konrad Gump für von Schellenberg ein bürgerlicher Emporkömmling war.⁸

Das Familienbild (rechte Seite) entstand 1736, also 32 Jahre nach dem Tod des Johann Konrad Gump, und wurde von einem seiner Söhne, dem als Priester und Historiker im Kloster St. Blasien wirkenden Josef Anton Gump (1691–1763), im Jahr seiner Priesterweihe in Auftrag gegeben. Vermutlich hatte das mit „Gottlieb Reb(le)“ signierte Gemälde zunächst einen Platz in der durch Johann Konrad Gump neu erbauten Marienkirche, später hing es im Pfarrhaus und heute hängt es im Bräunlinger Kelnhof-Museum. Neben Johann Konrad Gump und Maria Theresia Jonassin von Buoch sind acht Söhne und Töchter zu sehen, die das Erwachsenenalter erreicht hatten. Das Gemälde enthält die einzige Darstellung der Amtstracht des Oberschultheißen und dokumentiert das Selbstbewusstsein und die Glaubenswelt der Familie Gump.⁶ Kelnhof-Museum Bräunlingen



Im Streit mit dem Haus Fürstenberg um die Forstgerichtsbarkeit scheute Gumppe nicht davor zurück, zur Absicherung der Position Bräunlingens am 9. Januar 1685 Soldaten des kaiserlichen Regiments Stadl von Villingen in die Stadt Bräunlingen und seine Dependenz (das sind die zu Bräunlingen gehörenden abhängigen Gebiete) ins Winterquartier zu holen. Sonst war er stets bemüht, das Militär von Bräunlingen fernzuhalten. Schon am 11. Dezember 1684 war die Stadt Villingen von der vorderösterreichischen Regierung aufgefordert worden, „mit der Landmiliz wider die fürstenbergisch hüfingischen Beamten zu manutenerien“. Der Rat in Villingen wollte sich aber in den „Bräunlinger Krieg“ nicht einmischen, damit die gute Nachbarschaft mit Fürstenberg nicht unterbrochen werde.⁹ Am 16. Juli 1686 einigten sich Oberschultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Bräunlingen und das Haus Fürstenberg.

Fürstenberg war dabei durch fünf Fachleute, das Haus Österreich durch drei und Bräunlingen nur durch Gumppe vertreten. Fürstenberg erklärte sich bereit, den Bräunlingern ihr Hoheitsrecht über die Stadt und den ganzen Zwing und Bann, also über den Wald und alle Dependenzorte, unbestritten anzuerkennen.¹⁰ Durch seinen persönlichen Einsatz beendete Gumppe damit den seit 200 Jahren andauernden Streit mit dem Haus Fürstenberg um den Waldbesitz der Stadt Bräunlingen zu Gunsten Bräunlingens.

Im Spätsommer 1687 (12. August und 16. September) sah sich Gumppe mit einer „Conspiration“ konfrontiert. Eine Gruppe unzufriedener Bürger beklagte sich bei der vorderösterreichischen Regierung über die Amtsführung des Oberschultheißen. Der eigentliche Grund ist in den Ratsprotokollen nicht mehr feststellbar. Möglich wäre eine Beschwerde einiger Bürger vom 16. Juni, denen bei der Bestellung des Stadtschreibers die Mitwirkung versagt worden war. Nach den Statuten war dies aber ausschließlich Sache des Rates. Wie schon sein Vater gemeinsam mit seinem Stabhalter die Ratsprotokolle fertigte, so trägt der Sohn seit dem 11. November 1672 dafür die Verantwortung. Die Stadt bezahlte ihm deswegen eine jährliche Entschädigung von 40 Gulden. Für die Aushilfe durch den Schulmeister Anton Armbruster kam der Oberschultheiß selbst auf.¹¹

Für seine Person selbst war Gumppe bestrebt, in allen nötig werdenden Maßnahmen sich seinen Mitbürgern gleichzustellen. In einem neuerlichen „Vergleich und Receß“ vom 13. April 1693 begibt er sich in Bezug auf seine eigenen im unmittelbaren Umkreis um die Stadtmauer gelegenen Felder jeglicher Ausnahme zu Gunsten der Gesamtbürgerschaft. Er verspricht für sich und seine Erben gegen das allgemeine Öhmdrecht nichts zu unternehmen, es sei denn, die Veränderung treffe ihn wie seine Mitbürger im gleichen Verhältnis. In diesem Zusammenhang äußerte sich der für diese Angelegenheit von der Gemeinde Deputierte lobend über die nun schon 23 Jahre andauernde Amtsführung des Oberschultheißen. Dabei gedenkt er der Abwehr der fürstenbergischen Unterdrückung und der in Kriegszeiten immer wiederkehrenden Belastungen für die Gesamtheit der Bürgerschaft und besonders der Kleinleute.

In seiner Amtszeit habe Gumppe die Stadtschulden um 6.000 Gulden

verringern können, während die Gemeinden in der Nachbarschaft verarmten. In besonders bedrängten Zeiten habe er mit ansehnlichen Barbeträgen ausgeholfen, ohne dafür Zinsen zu nehmen. Er habe auch nie die gebührenden Tag- oder Rittgelder gefordert, obwohl sie sich auf bis zu 3.000 Gulden summierten. Dieser „Freiheitsbrief“ wurde auch noch von kirchlicher Seite mit zwei geistlichen Würdenträgern und von je zwei Vertretern des Rates und der Bürgerschaft als Zeugen bestätigt. Als Gump sich dankbar erweisen wollte und eine Spende von 100 Reichstaler zum anstehenden Kirchenbau versprach, zog die Bürgerschaft von Bräunlingen allerdings einen Bestätigungstrunk vor. Am 12. Mai 1693 fanden sich daher in den Räumlichkeiten des Oberschultheißen 132 Personen (die gesamte verheiratete Bürgerschaft) zum Essen und Trinken ein. Die Kosten beliefen sich auf mehr als 200 Gulden.¹²

Gump's Freigiebigkeit gegenüber Bräunlingen kommt auch in anderen Leistungen zum Ausdruck. 1684 hatte ein Brand im Schulhaus ein außergewöhnliches Ausmaß angenommen und brachte auch die Nachbarhäuser und die gegenüberliegende Liebfrauenkapelle in höchste Gefahr. Der Bürgerschaft gelang es, den Brand auf seinen Herd zu beschränken. Zum Dank für die glückliche Errettung gelobten Schultheiß, Rat und Bürgerschaft dem hl. Donatus einen örtlichen Feiertag mit Umgang innerhalb der Stadt nach einem Gottesdienst mit Predigt. Johann Konrad Gump stiftete dazu ein Bildnis des Heiligen, aus Holz geschnitten und reich gefasst. Seit dieser Zeit gilt der hl. Donatus als Patron der Stadt Bräunlingen.¹³

Am 28. Juni 1679 hatte die Stadtverwaltung unter Führung des Oberschultheißen beschlossen, die Liebfrauenkapelle neu zu erstellen. Der Neubau erfolgte aber erst in den Jahren 1693/94 und wurde am 10. Oktober 1695 geweiht. Auf Bitten der verordneten Pfleger der Pfarrkirche, Pfarrrektor Johann Baptist Frankh, Anton Armbruster und Georg Kaiser, beteiligte sich Gump mit 300 Gulden an den Baukosten. Als Gegenleistung verlangte er, dass jährlich um Martini ein Jahrtag mit einem Seelenamt und fünf heilige Messen für die Geschlechter Stehelin, Ramschwang und die Familie Gump von sechs Priestern gehalten werden sollen. Der Oberschultheiß stiftete auch den Hauptaltar als „Bruderschaftsalter“ mit den Psaltergeheimnissen des Rosenkranzes.¹⁴

Im Mai 1704 floh der bereits seit einem Jahr kranke Oberschultheiß vor den anrückenden Bayern und Franzosen unter Max Emanuel und Marschall Villars zu seiner ältesten Tochter nach St. Blasien. Sie war dort mit dem Oberamtmann Dr. Johann Melchior Schmid von Schmidfelden verheiratet. Johann Konrad Gump starb, versehen mit den heiligen Sakramenten, mit 57 Jahren am 26. Mai 1704 in St. Blasien.¹⁵

Der Pfälzische Erfolgkrieg ab 1688

Wie den Aufzeichnungen zu entnehmen ist, war Gump bemüht, Einquartierungen durchziehender Truppen und besonders Winterquartiere zu vermeiden. Die Stadt Bräunlingen und die von ihr abhängigen Orte waren verpflichtet,

kaiserliche Truppen und ihre Pferde auf dem Marsch zu verpflegen und ihnen Unterkunft zu gewähren. Die Soldaten mussten auf die einzelnen Bürger verteilt werden, dabei waren Oberschultheiß, Pfarrer und Apotheker von Einquartierungen befreit. Diese Belastung dauerte einige Tage, wenn die Einheit einen Rasttag hielt.

Für die Einwohner oft unerträglich waren im Unterschied dazu die Winterquartiere. Wie viele Tiere, Pferde, Rinder oder Schafe ein Bauer über den Winter durchfüttern konnte, hing von der Heuernte ab. Überzähliges Vieh musste geschlachtet oder verkauft werden. Die Verpflegung der Familie und die Hauptlast der Abgaben beruhten auf einer ausreichenden Getreideernte. Um zwei bis fünf Reiter mit ihren Tieren zusätzlich zu verpflegen, musste der Bauer weitere Tiere aus seinem Bestand schlachten oder verkaufen oder Menschen und Tiere in seinem Haushalt hungern lassen. Gumpff war nicht nur aus christlicher Milde bestrebt, seine Leute möglichst zu schonen, sondern auch höchst eigennützig, denn verarmte Bauern ohne Zugtiere konnten keinen Acker bestellen und daher auch keine oder nur minimale Abgaben leisten. Bräunlingen hatte nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges 125 erwachsene männliche Einwohner. 1701 werden 122 Bürger, welche ein Feld bebauen, genannt.¹⁶

Bräunlingen war als vorderösterreichische Stadt auch zum sogenannten „Ausschuß“ verpflichtet, d. h. im Bedarfsfall waren Bürger zur Landesverteidigung zu stellen. Wer ausrücken musste, wurde durch das Los bestimmt. Für Bewaffnung und Verpflegung musste jeder Betroffene selbst sorgen. Die damals in Waldshut amtierende vorderösterreichische Regierung erwartete im Oktober 1688 einen Einfall der Franzosen in den Schwarzwald und war bestrebt, besonders die Stadt Villingen zu schützen. Zu Kampfhandlungen kam es nicht und die wackeren Bräunlinger waren nur zum Wacheschieben verurteilt. Gumpff wurde darüber hinaus von der Regierung in Waldshut aufgefordert – *„weilen ich wegen der Wald Päß alle Notation trage“* – über den Zustand der Übergänge über den Schwarzwald zu berichten. Man wollte die Pässe besetzen und dazu den Landsturm aufrufen.

Am 24. Oktober 1688 wurde Bräunlingen aufgefordert, 3.000 Pfund (Livres) zu zahlen als Teil einer allgemeinen Contribution für den Breisgau und für Schwaben, die der französische Kommandant von Freiburg, Charles Faitrien du Fay, ausgeschrieben hatte. In einer am 28. Oktober abgehaltenen Konferenz in Villingen konnte man sich weder darauf einigen, den Landsturm aufzubieten noch der Forderung der Franzosen nachzukommen. Bräunlingen sandte daher Martin Mayer und Johann Stich nach Freiburg, die mit einer Zahlung von 500 Pfund davonkamen.

Villingen verweigerte die Zahlung an die Franzosen. Dass der Landsturm nicht aufgeboten werde, hatte sich noch nicht überall herumgesprochen, und so rückten am 31. Oktober 200 Mann aus Villingen und den zugehörigen Dörfern mit Trommeln und Pfeifen in Bräunlingen an und zogen am folgenden Tag unverrichteter Dinge wieder ab.

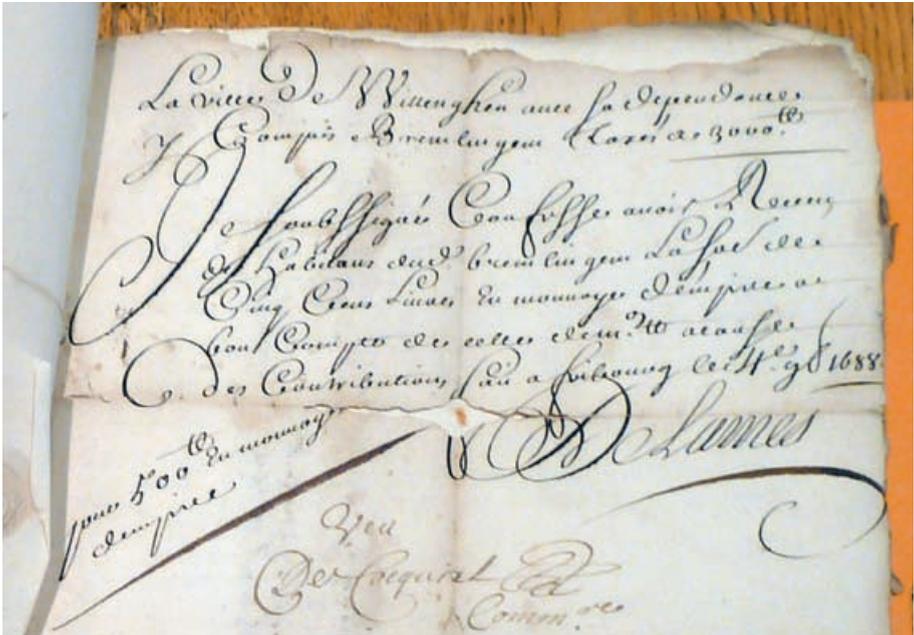
Die Verbindung der Dörfer im Brigachtal mit der Stadt Villingen war durch die Franzosen unterbrochen. Daher wandten sich die Vögte an Gump:

Den 5. Novembris Nachts umb 9 uhren wurden von dem Brigenthal 2 Vögte zu mir Oberschultheiß abgeordnet, mit vermelden, daß zu Obereschen 4 bis 500 Frantzosen angelangt, und alda auch anderwärts albereit übel exequiert hetten.

Der Oberschultheiß empfahl den beiden Vögten, zu zahlen und dazu eine Delegation nach Freiburg zu schicken. Am nächsten Tag wurden von den Franzosen Nordstetten und drei Mühlen vor der Stadt Villingen niedergebrannt, danach zogen sie sich über St. Georgen wieder nach Freiburg zurück. Villingen forderte Bräunlingen auf, sich an dem erlittenen Schaden mit 500 Pfund zu beteiligen. Dies wurde nach langem Hin und Her von Bräunlingen aber abgelehnt.

Über den Jahreswechsel 1688/89 waren die Bräunlinger Soldaten des „Ausschusses“ in Villingen eingesetzt.

Den 22. Decembris haben wir abermahl aus befelch Ihro Durchlaucht des Herrn Herzogs zu Lothringen [Karl V. Leopold] und Herrn General Stadel [Ferdinand Freiherr von Stadl] unsern ausschuß à 20 Man nacher Villingen abschikken müssen, welche dan je für 10 Tügen abgelösd, und solchen täglich, bis dero Kehr vellig herumb gewesen, aus der gemeinds anlag ein reichs halb batzen geraicht worden.



Die vom französischen Kommandanten in Freiburg geforderten 3.000 Pfund konnten die Bräunlinger auf 500 Pfund reduzieren. Die im Stadtarchiv Bräunlingen erhaltene Quittung ist auf den 4. November 1688 datiert.¹⁷ Foto: Stadt Bräunlingen.

Das Jahr 1689 war geprägt vom Durchzug kaiserlicher Truppen, teilweise in Kompaniestärke (bis 400 Mann), aber auch ganze Regimenter (bis 4.000 Mann), und im Herbst kam das aus 16 Regimentern bestehende kaiserliche Armeekorps unter Graf Serényi. Gumpfs Bemühungen, sein Bräunlingen und die umliegenden Ortschaften vor Einquartierungen zu bewahren, waren nicht immer erfolgreich. Ende Februar erfolgte die erste Einquartierung in der Stadt. „*Den 28. huius ist aus Ordre Herrn Generaln von Steinaw alhier ein kayserliche saxische Compagnie zu Fuß sambt dem Regiments Staab¹⁸ zum Nachtläger assigniert worden*“. Gumpff war emsig bemüht, ein gutes Verhältnis zu dem General Adam Heinrich Graf von Steinau aufzubauen. Es gelang ihm dadurch, die Belastung Bräunlingens zu lindern, ganz verhindern konnte er sie nicht.

Anfang März 1689 bestellte General von Steinau ihn nach Hüfingen und er musste wieder einmal den Zustand der Pässe über den Schwarzwald beschreiben. Der General sei mit seiner Schilderung „*ganz content*“ gewesen. Im März übernachteten noch zwei Kompanien des Prinz Veldentzischen Regiments zu Fuß und am 11. März das „*Gallfelsische Regiment¹⁹ zu Fuß sambt dem Regiments Staab ohne pagage*“ in Bräunlingen. Am folgenden Tag war Bräunlingen Sammelpunkt für das gesamte Regiment Gallfels, das am selben Tag nach Neustadt abrückte. Gumpff notierte, dass dieses Regiment allein einen Tross („train“) von 36 Wagen mitführte. Dazu kamen sicher noch die Kutschen der höheren Offiziere, die gleichzeitig als Büros dienten. Es ist daher verständlich, dass der Zustand der Straßenverbindungen für die Truppenbewegungen äußerst wichtig war. Er bestimmte oder beeinflusste zumindest wesentlich die jeweilige Marschroute.

Bräunlingen lieferte in diesem Monat auch noch tausend Palisaden aus den Wäldern der Stadt bei Obereisenbach nach Neustadt. Dafür waren vier Tage lang 16 Fuhren nötig. Der Transport musste ohne Bezahlung geleistet werden. Am 25. März 1689 war Gumpff bereits wieder bei General von Steinau in Hüfingen zur Tafel geladen. Für seine Dienste stellte dieser ihm eine Schutzwache („*Salva Guardia*“) für Bräunlingen und Hubertshofen aus. Viel Wert hatte das Papier nicht, denn schon am nächsten Tag musste Bräunlingen einen Wagenmeister mit 15 Personen und 16 Pferden versorgen. Auch dafür, dass die Stadt den ganzen Monat März von Einquartierungen verschont worden war, wurde Geld verlangt. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 120 Gulden.

Ende März 1689 erreichte Gumpff beim österreichischen Ober-Kriegs-Kommissar Wilhelm von Völcker, dass zwei abziehende Kompanien ihr Nachtlager in Döggingen und Unadingen nahmen und nicht in Bräunlingen. Am 17. April bezog der Ober-Kriegs-Kommissar mit drei Bedienten und fünf Pferden in Bräunlingen Quartier. Er stieg im „Schwarzen Adler“ ab. Damit war die Stadt wieder einmal von größeren Einquartierungen und Nachtlagern verschont, musste aber zur Verpflegung der Soldaten und Pferde des Regiments Lothringen beitragen. Von diesen mussten doch noch elf Personen in Bräunlingen untergebracht werden. Am 13. Mai rückte sowohl das kaiserlich sächsische wie auch das lothringische Regiment zur Hauptarmee nach Frankfurt am Main ab. Gumpff konnte

die Marschroute festlegen und damit wieder eine Belastung von Bräunlingen und Hubertshofen vermeiden.

Am 24. Mai 1689 ritt Gump wegen 600 Mann des Regiments Stadl, die aus den Waldstädten zur Hauptarmee ziehen sollten, nach Bonndorf. Der Blumberger Forstmeister Riescher hatte für sie das Nachtlager in Bräunlingen und Hubertshofen vorgesehen. Mit Hilfe von 18 Gulden Rheinisch erreichte er, dass die Truppe in Schwenningen und Tuningen übernachtete. Gump kannte den kommandierenden Hauptmann Hinteregger aus seiner Zeit in Villingen und lud die Offiziere für den 25. Mai zum Mittagessen ein „*denen dan ich ein guten rausch angehenkhd, und darmit in ihre Quartier abgefertiget.*“²⁰ Am 28. Mai hatte er General von Steinau samt Gattin sowie einige Offiziere und den vorderösterreichischen Kammerrat Martin Has in Bräunlingen zu Gast, „*welche dan ich honorifice tractiert.*“ Am letzten Tag des Monats verehrte er dem General von Steinau noch einen vom Bräunlinger Jäger im Zimmerschachen geschossenen Hirsch und legte damit große Ehre ein. Vier Tage später zog das steinauische Regiment samt General und Anhang nach Bretten ab.

Die Durchzüge der kaiserlichen und kurbayrischen Truppen nahmen auch im Monat Juni nicht ab. Gump war bestrebt, die dadurch entstehenden Belastungen von seiner Gemeinde fernzuhalten. Nicht immer ist ihm das gelungen. Schon am 7. Juni musste Bräunlingen eine Kompanie des Regiments Veldentz beherbergen.

Den 24. July ist das Churbayrische Leibregiment zu Pfert under Herrn Graf Sérenis [der kurbayrische Feldzeugmeister Johann Karl Graf von Serényi] von der Armee diser orthen angelangdt, auch in den Villingischen Dorfschaften, zu Donaueschingen, Hüfingen, Bella [Behla], Hausen und Mundafingen ein Rasttag gehalten, und wiewohlen auch ein Compagnie auf Wolterdingen assigniert, so ist aber solche von denen aldortigen Einwohnern aberkauft und hievon auf Bruggen sambt dem Capitain Leutenant Baron Speth 30, auf Mistelbrunnen 20 und dan auf Haubertzhofen mit dem Cornet Marquis de Dabin 30 Man verweisen worden. Und obwohl ich alsobald nach berierten Haubertzhofen geritten, so habe aber wegen albereit beschehner Einlogierung nichts mehr effectuieren könden.

Vom 9. bis 12. September 1689 lagerten 16 Regimenter unter dem Kommando des Grafen Serényi bei Mönchweiler. Gump war am 12. September dort – wahrscheinlich musste Bräunlingen Lebensmittel liefern – und erlebte als Zaungast eine Feier der hohen Offiziere wegen des Sieges des Markgrafen von Baden über die Türken bei Batotschina und der Kapitulation der Franzosen in Mainz.

Und den 12. in aller Frühe von dannen ihren alten Marche durch das Wirtenbergische gegen Heidelberg zu genomen, alwo vorm abmarche die erfrewliche Zeitung eingeloffen, daß Maintz an die Allierten mit accordo übergangen und die Türken in Bulgarien von Prince Louis von Baden geschlagen worden [bei Batotschina/Patacin am 30. August 1689], worbey dan ich in solchem Läger alle Herrn Generals und Obriste bey obbesagten

Herrn Sereni Excellenz zur Tafel sbeisend gesehen, deren nachfolgende Namen: als Herr General Montecalin Obrist uber ein kayserliches Regiment zu Pfert [das Kürassierregiment des Leopold Philipp Montecuccoli], Prince [Eugen] von Savoyen Obrister uber ein kayserliches Regiment Tragoner, Herr General Robatin [Johann Ludwig Rabutin de Bussy] Obriste uber ein kayserliches Regiment Tragoner, Herr General von Lathour Chur Bayrischer Obriste zu Pfert, Herr General [Johann Philipp von] Arco Obrister uber ein bayrisches Regiment Tragoner, Herr Obrist Salfs [vermutlich Ignaz Servatius Sohler Freiherr von Windmühl] bayerischer Obrister zu Pfert, Herr General Prince Louis von Wirtenberg Obrist uber ein schwäbisch Regiment zu Pfert, Herr General Graf von Cronsfield [Johann Franz von Bromhorst zu Gronsfield und Eberstein] schwäbischer Obrister zu Pfert; so dan deren zu Fuß: Saxen Mersburgische kayserliche Regiment, dessen Obrister nit alda wahr, Herr General Steinawische, Herr General Sebelsdorfisch, Prince Valdentzisch und Obrist Schwanenfeldische [das ehemalige Regiment Gallenfels, vgl. oben Anm. 19], alle 4 bayrische Regimenter, General Margraf Durlachisch [Karl Gustav von Baden-Durlach] schwäbische, und General Graf Oettingische [Notger Wilhelm zu Öttingen-Kat-



Der Ausschnitt aus diesem 1721 erstellten Gemarkungsplan zeigt die Stadt Bräunlingen und deren gesamte Gemarkung sowie die Nachbarstadt Hüfingen mit umliegenden Ortschaften und Höfen. Genau zu sehen sind die Grenzsteine, deren Position vom Oberschultheißen und dem Rat der Stadt einmal jährlich kontrolliert wurde. Am Ende der Amtszeit Johann Konrad Gumpss sah Bräunlingen so aus wie auf dem Kartenausschnitt: 1680 hatte Gumpss den Turmhelm der Remigiuskirche (im oberen Teil der Abbildung, außerhalb der Stadtmauern) nach Zerstörung durch einen Blitzschlag neu aufbauen lassen und 1694/95 war auf Initiative Gumpss die Marienkapelle neu und größer aufgebaut geworden. Foto: Stadt Bräunlingen.

zenstein] *auch schwäbische Regimenter zu Fuß sambt einem wirtzburgisch Thingischem Regiment [des Johann Karl von Thüngen] zu Fueß.*

Vom 20. bis 26. September 1689 lagerte die kaiserliche Infanterie unter dem Kommando des Markgrafen Karl Gustav von Baden-Durlach bei Dürrheim. Gump hatte die Ehre, neben dem kaiserlich österreichischen Residenten, dem ortenauischen Landvogt Franz Michael von Neveu von Windschlag, an der markgräflichen Tafel zu speisen. Wegen der bis Bräunlingen streifenden Fouriere [Futterholer für die Armee, von franz. *fourrier*, Verpflegung] war man bestrebt, die Ernte so schnell wie möglich einzubringen, „*in dem solche in den Früchten großen Schaden zugefiedt haben.*“

Am 3. Oktober 1689 lagen sechs Kompanien des Regiments Thüngen über Nacht in Bräunlingen, weitere Einheiten in Hubertshofen, Bruggen und Mistelbrunn. Sie hatten aber gute Ordnung gehalten. Die Stadt musste auch sechs Fuhrwerke für den Transport von Proviant von Villingen nach Neustadt stellen. Anfang November konnte Gump eine Einquartierung vermeiden, am 23. November jedoch, als er in Schaffhausen war, hielten zwei Kompanien mit etwa 300 Mann entgegen den Zusagen des Obervogts von Neustadt, Franz Kegel, in Bräunlingen einen Rasttag. Der Stadt kostete dies 300 Gulden.

Noch im Oktober hatte der Oberschultheiß auf Ersuchen des Landschreibers Scholl von Hüfingen einen Vorschlag zur Verteilung der Winterquartiere erstellt. Dieser wurde von Scholl bestätigt und an den kaiserlichen Hof in Augsburg geschickt.

Der Dezember brachte wieder einen stetigen Zug kreuz und quer marschierender kaiserlicher Regimenter. Am 2. Dezember war Gump bei Feldmarschall Johann Heinrich Graf von Dünewald und dem am 1. März 1689 zum Feldzeugmeister ernannten Karl Ludwig Raduit Graf de Souches in Rottweil wegen der Winterquartiere. Er half eifrig bei der Festlegung der Marschrouten „*dardurch das breinlinigsche völlig ausgelassen worden.*“ Ganz vermeiden konnte der Oberschultheiß allerdings nicht, dass einzelne Kompanien in Bräunlingen, Hubertshofen und Allmendshofen Quartier machten. Soldaten vom Regiment Stadl schleppten noch dazu eine „*hitze Krankhaith*“ in Bräunlingen ein.

Am 19. Januar 1690 bekam Gump Besuch vom Feldzeugmeister de Souches. Er ritt mit ihm von Hüfingen nach Bräunlingen, wo der General nach einem feierlichen Empfang eineinhalb Stunden im Haus des Oberschultheißen mit „*confecture auch rothen und weißen Wein*“ bewirtet wurde. Dafür konnten die fünf Bräunlinger vom „Ausschuß“, die in Breitenau stationiert waren, nach Hause gehen. Ende Januar rückte der der Stadt zugewiesene Artillerietross nach Böhmen ab.

Am 23. Juli 1690 forderte Kriegskommissar Egger 1.500 Pferde an, um die in Villingen liegende Artillerie abzutransportieren. Niemand unter den betroffenen Ständen wollte die Aufgabe der Verteilung übernehmen, sie waren „*ganz desperat*“. Gump übernahm die Verteilung von immerhin 1.675 Pferden, und sowohl die Stände als auch der Kommissar waren damit zufrieden. Bräunlingen

und Hubertshofen mussten sechs Pferde stellen. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Am 26. September 1690 rückte die kaiserliche Hauptarmee unter dem Kurfürsten von Bayern aus dem Breisgau in den Schwarzwald. Schon Anfang des Monats wurden die beiden Bräunlinger Bäcker nach Villingen beordert, um für die Armee Brot zu backen. Bräunlingen musste dazu noch Ende des Monats 24 Backöfen liefern. Sechs Reiterregimenter kamen schon am 25. September über Villingen und Donaueschingen mit dem Ziel Rheinfelden und sollten in Bräunlingen Station machen. Der direkte Weg entlang des Rheins war den Kaiserlichen versperrt, da Freiburg von den Franzosen besetzt war. Gumpff konnte „*vermitteltst göttlicher Gnade und unser Lieben Frau Vorbitt*“ erreichen, dass Bräunlingen verschont wurde. Es kostete die Gemeinde allerdings einen Maststier samt vier Kälbern und etliche junge Hühner als Ergötzlichkeit für den General von Gronsfeld. Gumpff ritt der anmarschierenden Infanterie bis Mönchweiler entgegen und besorgte bei den ihm wohlbekanntem Generälen des Souches und von Steinaw für Bräunlingen eine „*Salva Guardia*“.

Den 27. hat sich die sambtliche Armee nach volgender Gestalt gelägert, als Ihre Churfürstliche Durchlaucht in Bayern [Max Emanuel] mit der Retroguarda [Nachhut] zu Obereschach, Ihro Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen [Johann Georg IV.] mit dem linken Fligel zu Direm [Dürrheim], der rechte Fligel aber under General de Souches und Steinaw zu Marbach und Kilchdorf und selbigem Akher Veld, alwo sye samethaft ein gantzen Monath gestanden.

Täglich waren um die 500 Fouriere in der ganzen Gegend unterwegs und sammelten Getreide, Heu und Stroh für die Armee, natürlich ohne zu bezahlen. Bräunlingen verschloss die drei Stadttore wie auch alle Löcher in den Stadtmauern mit Mist und die Bürger mussten Tag und Nacht Wache schieben. Die Stadt war mit Flüchtlingen aus der Umgebung und deren Habe, darunter mit Heu und Getreide beladene Wagen, angefüllt. Die Feldfrüchte in Hubertshofen und bei den Brend-Höfen konnten nicht gerettet werden. Am 16. Oktober wurde das Hauptlager aufgelöst und die Regimenter auf die verschiedenen Dörfer verteilt. Jeweils drei Dörfer mussten für den Unterhalt eines Regiments sorgen. Dies dauerte bis zum 19. November und hat „*dem Landmann das uberige, was er noch an Früchten und Fourage [Pferdefutter] conserviert, aufgezert*“. Bräunlingen war von dieser sogenannten „*Kantonierung*“ ausgenommen, musste aber 70 Malter Hafer und 20 Wagen mit Heu an das Hauptquartier in Pfohren liefern. Hubertshofen war dagegen für drei Kompanien eines bayrischen Reiterregiments vorgesehen. Da aber die Fouriere „*nicht das geringste auch ainichen menschen in den Heusern nit gefunden, als seindt solche von danen unverichter Sachen abgewichen*“.

Am 1. November versuchten einige Kompanien aus dem schwäbischen Kreisregiment Graf Öttingen mit Gewalt in Bräunlingen Quartier zu machen, wurden aber von den Bürgern abgewiesen und wichen nach Grüningen aus. Am 20. November übernachteten vom bayrischen Regiment zu Pferd Graf Arco vier



Als Vorlage für die Figur auf dem „Gumpbrunnen“, den die Stadt Bräunlingen 1950 in der Kirchstraße gegenüber dem Rathaus errichten ließ, diente die Darstellung des Oberschultheißen auf dem Gumppschen Familienbild. Foto: H. von Briel

Kompanien in Donaueschingen, drei in Hüfingen und drei in Bräunlingen, weil sie in den Dörfern kein Futter mehr gefunden hatten. Gump erreichte, dass Bräunlingen für den Rest des Jahres weitere Belastungen erspart blieben. Er war allerdings gezwungen, für das bei Rheinfeldern lagernde Dragonerregiment des Obersten Sohier täglich zwölf Pferderationen zu 20 Kreuzer zu bezahlen. Die Kosten beliefen sich bis zum 20. Mai 1691 auf 724 Gulden. Zusätzlich wurden dem General von Stadl

zehn Malter Hafer und 60 Zentner Heu und dem Herren Sekretär 18 Zentner Heu im Gegenwert von 184 Gulden geliefert. Das Jahr klang dann friedlich aus: „Den 28. Decembris haben Ihre Excellenz [gemeint ist der General von Stadl] sambt dero gnädigen Frowen Gemahlin mich und meine Eheliebst alhier heimbesucht und in die 3 Stund divertiert [unterhalten].“

Das Jahr 1691 begann für Gump damit, dass General von Stadl ihm seine Spielleute nach Bräunlingen sandte, die ihm das neue Jahr aufmachen mussten. Es folgte ein Besuch der Frau von Stadl zusammen mit der Frau von Gronsfeld, und Anfang Februar kümmerte sich Frau von Stadl um den an Fieber erkrankten Sohn Franz Xaver des Oberschultheißen. Auch Fasnet wurde gebührend gefeiert:

Den 25. Februar haben Ihro Excellenz mich und meine Eheliebsten neben andern alberaith genoßen Tafel, zu der Faßnacht einladen lassen, alwo wür dan alle 3 Tag verbleiben müssen, und nachdeme der zu Neustatt gelegene General Graf von Aursperg sein Secretarium Hugon den 24. dis alhero zu mier geschicht, daß ich auf den 25. zway Wägen Dannreis [Tannenreisig] einflechten und in Bereitschaft halten solle, welches geschehen. Inmaßen hierauf seine Excellenz der Herr General von Aursperg und seine Frau gemahlin sambt andern Herren Officieren von Neustatt in Bauren Klaiden, und dan in solchem Habitu die Fraw Generalin von Kronsfeld mit baid Frowlein²¹ von Hausen, alhero zu mier komen, alwo alsdan wür sambtlich in solche Wägen eingeseßen, und zu Hüfingen bey dem Undern Thor mit denen Sbilleuthen eingefahren, zumahlen dan bey dem Herrn Generaln von

Stadl, welcher sambt sein gantzen Hof auch auf baurisch geklaidet gewesen, abgestigen, und uns alsdan dise Fasnacht Zeith hindurch lustig gemacht haben.

In den folgenden Jahren werden Gumpfs Notizen spärlicher. Für das Jahr 1694 finden sich nur drei Eintragungen, für das Jahr 1700 gar keine. Mit dem allmählichen Auslaufen des Pfälzischen Erbfolgekriegs verlor das Kriegsgeschehen in der hiesigen Gegend einiges von seiner Dynamik. Gumpff berichtet weiterhin von gelegentlichen Truppendurchmärschen, Geldzahlungen, Materiallieferungen, Einquartierungen sowie von der Verpflichtung Bräunlinger Bürger, die Schanzen des „Türkenlouis“ am Rohrhardsberg zu verstärken.

Der Spanische Erbfolgekrieg in den Jahren 1701 und 1702

Nach der Zäsur des Jahres 1700 setzt das Kriegstagebuch mit dem 1701 eröffneten Spanischen Erbfolgekrieg wieder ein. Am 5. März 1701 lagerte der Regimentsstab des hannoverischen Kürassierregiments auf dem Weg nach Freiburg und Breisach in Bräunlingen. Am 23. März wurden 60 Malter Hafer von Villingen nach Freiburg transportiert, dabei wurden die Frachtkosten sogar bezahlt. Der Herr Oberschultheiß notierte erfreut *„für jede Fuhr 18 Gulden reinisch sambt 5 Fiertel Haber versprochen worden bringdt gelt 144 Gulden Haber 2 Malter“*. Am 26. März machte eine Kompanie des Prinz Badischen Regiments zu Fuß auf dem Marsch nach Breisach in Hubertshofen Station. Im April zog das Kürassierregiment des Marquis Cusani in den Breisgau. In Bräunlingen übernachtete am 6. April der Regimentsstab mit 50 Mann und 70 Pferden. Diesmal bezahlte das Kriegskommissariat für die Verpflegung, und sogar für den notwendigen Vorspann wurden sechs Gulden 30 Kreuzer bezahlt. Im Gegensatz zu früheren Jahren wurde ein erheblicher Aufwand betrieben, um etwa die Verlegung des Regiments Cusani zu organisieren und dabei die Bevölkerung nicht unnötig zu belasten. Um die Marschrouten für 4 Kompanien festzulegen, seien, so notierte Gumpff,

nachfolgende Herren Beampten hier erschienen, als im Namen der Breisgowischen Landstände Herr Baron von Bellradingen, Herr Syndicus Vatato und Freiburgische Thalvogdt Herr Haug, baid Amtsschreiber von Eltzach und Waldkirch, Herr Kettenacher von Villingen, Herr Obervogdt von Neustatt, Herr Obervogdt von Ebadingen, Herr Hauenstainische Statthalter, Herr Hofrat Hornstain von Donaueschingen, Herr Forstmaister Kirscher von Hüfingen, Amtschreiber von St. Georgen, Amtschreiber von Speichingen, Hailigen Vogdt Tuttligen und Herr Gegenschreiber von Stoklach.

Ab Ende Juli 1701 zogen einzelne Regimenter wieder aus dem Breisgau zurück an die Front in Italien. Bräunlingen beherbergte nur einmal eine Kompanie Infanterie in der Stadt und eine zur selben Zeit in Hubertshofen. Dagegen rückten als Verpflegung für die Truppen im Breisgau 600 Ochsen samt 100 Wagen und 220 Knechte als Begleitung an. Gumpff war wie immer hilfreich bei der Festle-

gung der Marschroute, und so berührte der Transport Bräunlingen nicht.

Am 9. und 10. April 1702 hielt eine Kompanie von 122 Mann unter dem Kommando des Hauptmanns Thomsen vom Regiment Reventlow auf dem Marsch nach Italien in Bräunlingen einen Rasttag. Auch 39 ungarische Ochsen samt Begleitung waren wieder in den Breisgau unterwegs und lagerten über Nacht in Bräunlingen. Die Bedrohung durch die Franzosen nahm zu und so wurde am 22. Juni die Villingener Landfahne aufgeboten. 13 Mann aus Bräunlingen rückten versehen mit Ober- und Untergewehr sowie Schanzrequisiten in das Rheintal nach Neuenburg aus. Am 12. Juli 1702 wurden noch einmal zusätzlich sieben Mann aufgeboten. Es war offensichtlich schwierig, Männer für das risikoreiche Geschäft der Landesverteidigung zu motivieren, wie die vorletzte Eintragung in das Tagebuch zeigt.

Den 12. July 1702 wiewohlen man von seiten Breinlingen Sorgen wegen des nach Fridlingen unweit Hünningen gegebenen Landausschuß (werden obige 13 Man zum Schantzen zu Neuenburg behalten) annoch 13 Man geben sollen, hat man hieran gleichwohlen abgeschickt 7 Man worunder dem Hans Michel Ammen von Bittelschieß, Hansen Klayser von Neustatt, Jacob Bawman von Unadingen, Andres Mayern aus der Scholach nebenst täglichen 4 Groschen und vom Kayserlichen Commissariat täglich reichenden Commiß Broth, dergestalten geraicht worden, daß sye bis in das Winterquartier auf dem commandierten posten verbleiben, bey lengerer Verweilung aber sye alsdan abgelöst werden sollen, mit disen anhang daß ihnen ihr gemachtes Brendholtz jedem 5 Klafter frohnweis zugefiert, zumahlen ihnen und ihren Weibern und Kindern das Burgerrecht vellig (jedoch gegen jedes 10 Gulden erlegenden gelts) nachgesehen und geschenkht sein solle, woran Jacob Bawman das seinige bezalt, überige aber jeder die 10 Gulden restieren tuen, dem Christoff Dangolisen neben den 4 täglich genießenden Groschen und auf sein wohlverhalten gestattenden underen Tohrs Behörbergung, auch Joseph Schneider und Hans Hugen annoch jedem 20 Gulden reinisch auf obige weis als Bürgern bewilliget, zumahlen dahin verglichen worden, daß wan ein oder der ander vom Feindt gefangen oder blessiert [verwundet], solche ohne deren Entgeltnus gelediget [ausgelöst] und curiert, auch im ubrigen auf begebenden Todtfahl ihre Weiber und Kinder gleich andern Bürgern gehalten werden sollen.

Die letzte Notiz erfolgte am 17. Juli 1702 und betrifft die Einquartierung einer Kompanie Dragoner auf dem Marsch aus Schlesien in den Breisgau.

Autor

JOHANN DIETRICH VON PECHMANN, geb. 1939 in Wien, lebt heute in Mönchweiler. Er war Controller und ist heute Freier Mitarbeiter im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. dieterpechmann@gmx.de

Anmerkungen

- 1 JOHANN NEPOMUK HÄBLER: Villingen im Spanischen Erbfolgekrieg. Villingen 1954, S. 13 ff.
- 2 Zu dem nicht eindeutigen Geburtsdatum vgl. SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL: Spurensuche. Die Bräunlinger und ihre

- Stadt (Schriftenreihe der Stadt Bräunlingen, Band 2). Bräunlingen 2005, S. 101.
- 3 EUGEN BALZER: Überblick über die Geschichte der Stadt Bräunlingen. Donaueschingen 1903, S. 59 und 67, und JOHANNES BAPTIST HORNUNG: Geschichte der Stadt Bräunlingen. 1964, S. 467. SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL (wie Anm. 2) unterstreicht, dass die zeitgenössischen Mitbürger die Oberschultheißen Gumppe durchaus ambivalent sahen. Einerseits verstanden sie sehr wohl, dass sowohl Elias als auch Johann Konrad Gumppe die Interessen der Stadt nach außen energisch und erfolgreich vertraten, andererseits mussten sie erleben, wie sich die Familie ziemlich schamlos selbst bereicherte, die Situation der völlig verarmten Bürger nach dem Dreißigjährigen Krieg ausnützte und sich in den Besitz von einem Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche (645 Jauchert Acker, 180 Mannsmahd Wiesen) brachte.
 - 4 Mit dem Tod von Erzherzog Sigismund Franz war 1665 die Tiroler Linie der Habsburger ausgestorben und Kaiser Leopold I. Landesherr in Tirol und den Vorlanden.
 - 5 Ort und Zeitpunkt der Hochzeit ist aus den Bräunlinger Akten nicht genau zu rekonstruieren. FERDINAND RECH: Bräunlingen zu Kriegszeiten (In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, XII Heft, 1909, S. 140 ff.) rechnete offenbar ein Jahr vom Zeitpunkt der Taufe des ältesten Kindes zurück und vermutete demnach die Hochzeit in 1679 oder 1680, ebenso HORNUNG (wie Anm. 2, S. 469). SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL (wie Anm. 2, S. 110) konnte zeigen, dass die Hochzeit bereits im (Spät-)Jahr 1677 stattfand.
 - 6 Ausführlich dazu SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL (wie Anm. 2, S. 115 ff).
 - 7 Stadtarchiv Bräunlingen Convolut VI/1.
 - 8 BALZER (wie Anm. 3) und EUGEN BALZER: Die Freiherren von Schellenberg in der Baar. Hüfingen 1904, S. 87 ff.
 - 9 Ratsprotokoll der Stadt Villingen vom 11. Dezember 1684.
 - 10 Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (2.1 Faszikel E 50, Wollasch Nr. 1798) und HORNUNG (wie Anm. 3, S. 266).
 - 11 HORNUNG (wie Anm. 3, S. 286/287 und 330).
 - 12 HORNUNG (wie Anm. 3, S. 345 und 469/470). 100 Reichstaler entsprachen 150 Gulden. Die Bewirtung hatte den Herrn Oberschultheißen deutlich mehr gekostet als geplant.
 - 13 Ebd., S. 452.
 - 14 Ebd., S. 452.
 - 15 „1704, 26. May, *Praenobilis dominus Conradus Gumppe, Oberschulthaiß von Brünlingen, a Bavaris et Gallis in monasterium fugatus, ubi hospes aeger omnibus sacramentis rite provivus animam deo reddidit.*“ St. Blasianer Sterbebuch, zit. bei RECH (wie Anm. 5, S. 149).
 - 16 HORNUNG (wie Anm. 3, S. 507 ff.).
 - 17 CHRISTIAN RODER: Villingen in den französischen Kriegen. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 4 (1882) S. 70–212, hier S. 83.
 - 18 Nach den einschlägigen Artikeln in Zedlers Universallexicon von 1741 bestand ein „Regiments-Stub zu Fuß“ aus Oberst, Oberstleutnant, Oberstwachmeister, Auditeur, d. h. einem Militärrichter, Regimentsquartiermeister, Regimentskaplan, Regimentssekretär, Adjutant, Regimentswagenmeister, Proviantmeister, Regiments-tambour und dem „Regiments=Profossen =Stub“, der sich wiederum zusammensetzte aus „dem Proföß“ und einem „Stecken-Knecht, welcher letzterer die Verbrecher schlüsslet“.
 - 19 Das Regiment des Obristen Jakob Sigmund Freiherr Gall von Gallenfels. Dieser war aber bereits am 10. August 1688 bei der Belagerung von Belgrad gefallen. Sein Nachfolger im Kommando war Freiherr Johann Voith Sartorius von Schwanefeld.
 - 20 Gumppe's Eifer, Einquartierungen zu vermeiden, wird verständlich, wenn man die Eintragung der diesbezüglich nicht so glücklichen Nachbarstadt Hüfingen im Ratsprotokoll vom 24. Mai 1689 liest. Hüfingen war nicht in der Lage, die fälligen Steuern abzuführen wegen „der starkhen von Churbaierischen auch nachfolgenden Churprinz Sächsischen und Lothringischen Einquartierungen“.
 - 21 Eleonora Reichsgräfin von Bromhorst zu Gronsfeld und Eberstein geb. Gräfin Fürstenberg, die beiden Töchter hießen Anna Justina und Clara Sybills (Zedlers Universallexikon).

Vom Halm zum Strohzyliner. Wie sich das historische Handwerk der Strohflechtere in musealen Dingen materialisiert

VON CHRISTINA LUDWIG

Diese Abteilung übertrifft alles, was ich je gesehen. Spiegelhalder bietet hier von dem Strohalm, dem sortierten Stroh, den Werkzeugen, den Hutmodeln etc. bis zu den fertigen Produkten [...] alles, was man braucht. In gewisser Hinsicht ist diese Abteilung die Glanzleistung des interessanten Sammlers.¹

Das Arrangement gesammelter Dinge aus dem Schwarzwald, über die Dr. Max Wingenroth, seit 1909 als Museumskonservator für die städtischen Sammlungen in Freiburg tätig, so wertschätzend urteilte, entstammt aus dem Zusammenhang eines eng mit der Geschichte des Schwarzwaldes verbundenen Handwerks: der Strohflechtere. Diese sogenannte Hausindustrie war im Schwarzwald vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nicht nur für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Bedeutung, sondern auch für die Kultur- und Kunstgeschichte. Das Handwerk hinterließ Spuren vor allem in Form von Dingen, in die seine Geschichte eingeschrieben worden ist. Oskar Spiegelhalder, ein Uhrenfabrikant aus Lenzkirch, beteiligte sich um 1900 an einer auch überregional spürbaren Rettungsaktion des Bürgertums, bei der volkskundlich-kulturgegeschichtliche Dinge vor dem Verschwinden bewahrt werden sollten.² Mit der Aufnahme in drei nacheinander arrangierte Sammlungen verlieh er den um 1900 bereits zu großen Teilen bedeutungslosen Kulturrelikten eine neue Relevanz. Diese besteht nicht nur in der (musealen) Konservierung eines vergangenen Handwerks, sondern auch in der Möglichkeit, die „subjektive Dingbedeutung“³ der Sammlungsstücke und damit ihren individuellen Stellenwert für verschiedene Akteure zu ergründen.

Mit mehreren hundert Objekten zur Strohflechtere stellen die von Spiegelhalder zusammengetragenen Sammlungen eine Besonderheit dar. Charakteristisch sind sie aber nicht nur durch die Vielfalt der Objekte, sondern auch durch die jeweils konzeptuell durchdachte Anlage sowie die umfangreiche Sammlungsdokumentation und den Nachlass des Sammlers.⁴ Obwohl sich die Bedeutung dieses Handwerks in einigen Überblickswerken zu Schwarzwälder Hausindustrien und Gewerben niedergeschlagen hat, kam dem Thema bis heute nur sehr bescheidene Aufmerksamkeit zu. Im Zentrum dieser Abhandlungen steht die Entwicklung vom Hausgewerbe für den Eigenbedarf und dem Vertrieb durch Handelsgenossenschaften zur späteren maschinellen Industrie- bzw. Fabrikproduktion. Im Folgenden soll bisher vernachlässigten Aspekten Raum gegeben

werden. Zu den momentanen Forschungsdesiderata gehört der Blick auf die materiellen Dinge selbst, die musealisiert worden sind. In der aktuellen Sachkultur-forschung werden die Dinge nicht nur mit Fokus auf ihre Materialität sowie ihre Erstfunktion betrachtet, sondern auch ihre Zuschreibungen berücksichtigt. Zwar bleibt die äußerliche Erscheinung unveränderlich, doch ihre Funktion als Bedeutungsträger verändert sich durch die Einflussnahme des Menschen im Laufe der Zeit. Um diesem veränderlichen Potential der Dinge nachgehen zu können, ist es notwendig, den verschiedenen Perspektiven der menschlichen Wahrnehmung in unterschiedlichen Handlungskontexten nachzuspüren. Diese Fokussierung auf den spezifischen Umgang mit Objekten erzeugt, so Gudrun M. König, einen Blick, „der sich nicht in Material- und Stilbeschreibungen erschöpft, sondern ebenso dynamische wie sozial- und genderbasierte situative Sinnkonstitutionen einbezieht“.⁵ Für die vorliegende Tiefenbohrung im Materialbereich der Strohflechtereie ergibt sich daher die Chance, die eindimensionale Betrachtungsweise zu überwinden und durch eine Quellenkombination die Dinge „mit den Augen des Sammlers“⁶ neu zu erschließen.

Was die Archivalien erzählen: ein kurzer historischer Abriss

Der Beginn einer gewerblich betriebenen Strohflechtereie im Schwarzwald ist historisch nur schwer zu fassen. Eine Unterscheidung zwischen der Fertigung für den Eigenbedarf⁷ und für den Handel ist durch Quellen nicht durchgängig belegt. Eines der ersten Schriftstücke, das die Strohflechtereie als Nebengewerbe erwähnt, reicht zurück in das Jahr 1750. Dabei handelt es sich um eine Verordnung der Regierung für das Amt Vöhrenbach und Schönenbach, die Hirtenbuben zum Flechten von Stroh-hüten aufforderte. Um dies zu gewährleisten, wurde jeder Bauer verpflichtet, „zwei Schauben geeignetes Stroh“ anzuschaffen und „binnen zwei Jahre einen Dienstboten“ zu besorgen, „der das Flechten verstehe“.⁸ In den folgenden zehn Jahren kam es im gesamten Gebiet des Schwarzwaldes zu obrigkeitlichen Erlassen, die das Nebengewerbe der Strohflechtereie betrafen. Empfänger waren immer wieder „arme Leut und Kinder“, wie im Dekret des Fürsten Josef Wilhelm Ernst zu Fürstenberg aus dem Jahr 1759.⁹

Diese Edikte stehen für eine Entwicklung, die das folgende Jahrhundert prägte. Die ländliche Bevölkerung im Schwarzwald benötigte dieses häuslich betriebene Nebengewerbe, um zusätzliche Einkünfte in der kalten Jahreszeit zu erzielen. Nach Duffners Schilderung waren es nicht die obrigkeitlichen Anordnungen, die in dieser frühen Phase die Strohflechtereie im Schwarzwald verbreiteten, sondern die Handelskompanien bzw. Hausierer.¹⁰ Vor allem die Glasträger brachten durch ihre Handelsreisen verschiedene Erzeugnisse aus umliegenden Ländern und Regionen in das südwestdeutsche Mittelgebirge.¹¹ Sie lösten mit der Einfuhr von feinen Strohgeflechten aus Italien und der Schweiz das häuslich betriebene Flechten, ausgehend von der vorderösterreichischen Herrschaft Triberg, aus. Dort hatten die Glasträger zwischen 1770 und 1790 ihren Hauptumschlag-

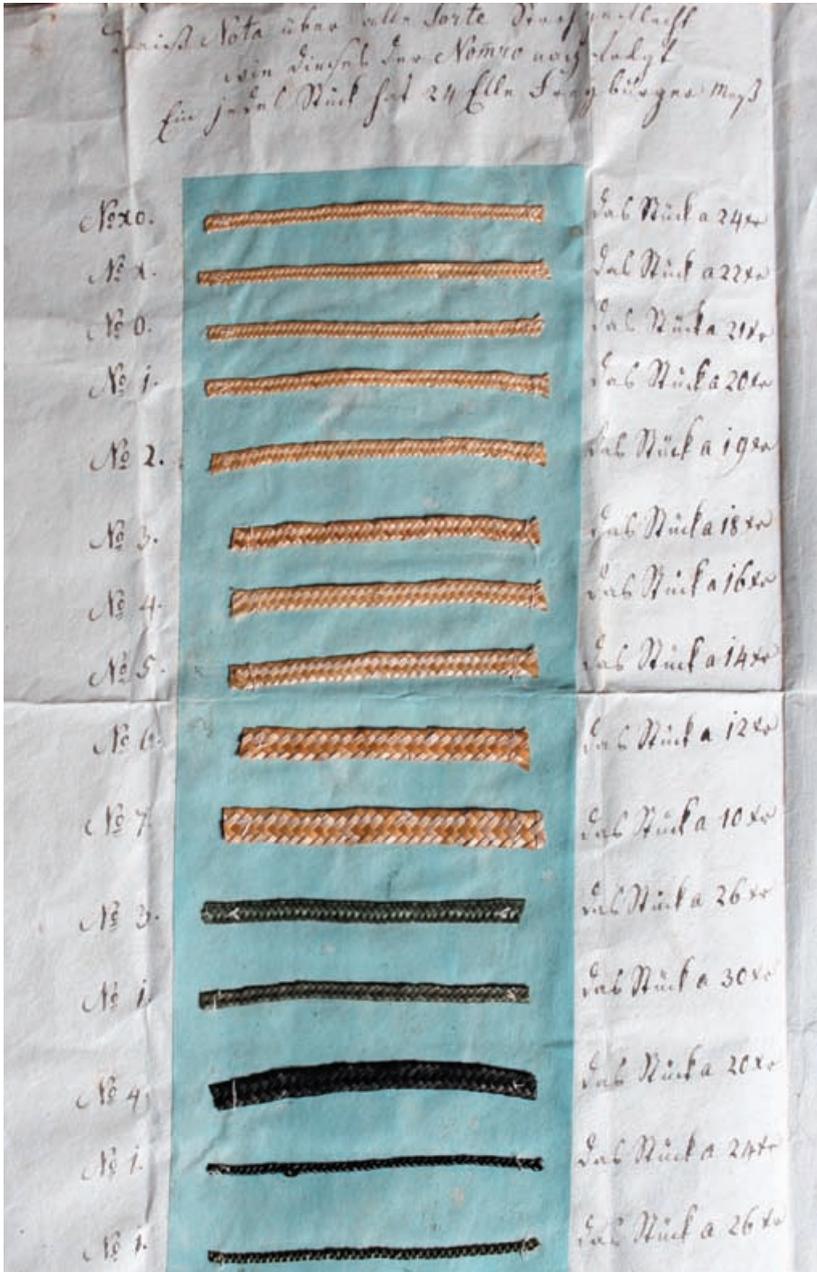
platz für Glas und Stroh. Das erste und wichtigste Fabrikat dieser aufkeimenden Strohverarbeitung im Schwarzwald war der Strohhut respektive Strohzyylinder.

Schon bald zogen neben den Glasträgern eigens für den Absatz von Hüten zuständige Hausierer durch die Länder. Namentlich fassen lässt sich der „Geflechtandresle“ Andreas Fehrenbach. Um 1761 muss er schon mit nicht unbeträchtlichen Mengen an Strohgeflechtem gehandelt haben.¹² Zwischen 1771 und 1785 wurden bereits über 3.000 Strohhüte pro Jahr aus Triberg als Haupt-handelsplatz ausgeführt, das hausindustrielle Gewerbe prosperierte und bot vielen Menschen ein wichtiges Auskommen.¹³ 1785 entstand eine Strohhut-Handelskompanie, die nicht nur heimische, sondern auch ausländische Fabrikate aus der Schweiz und Italien vertrieb.

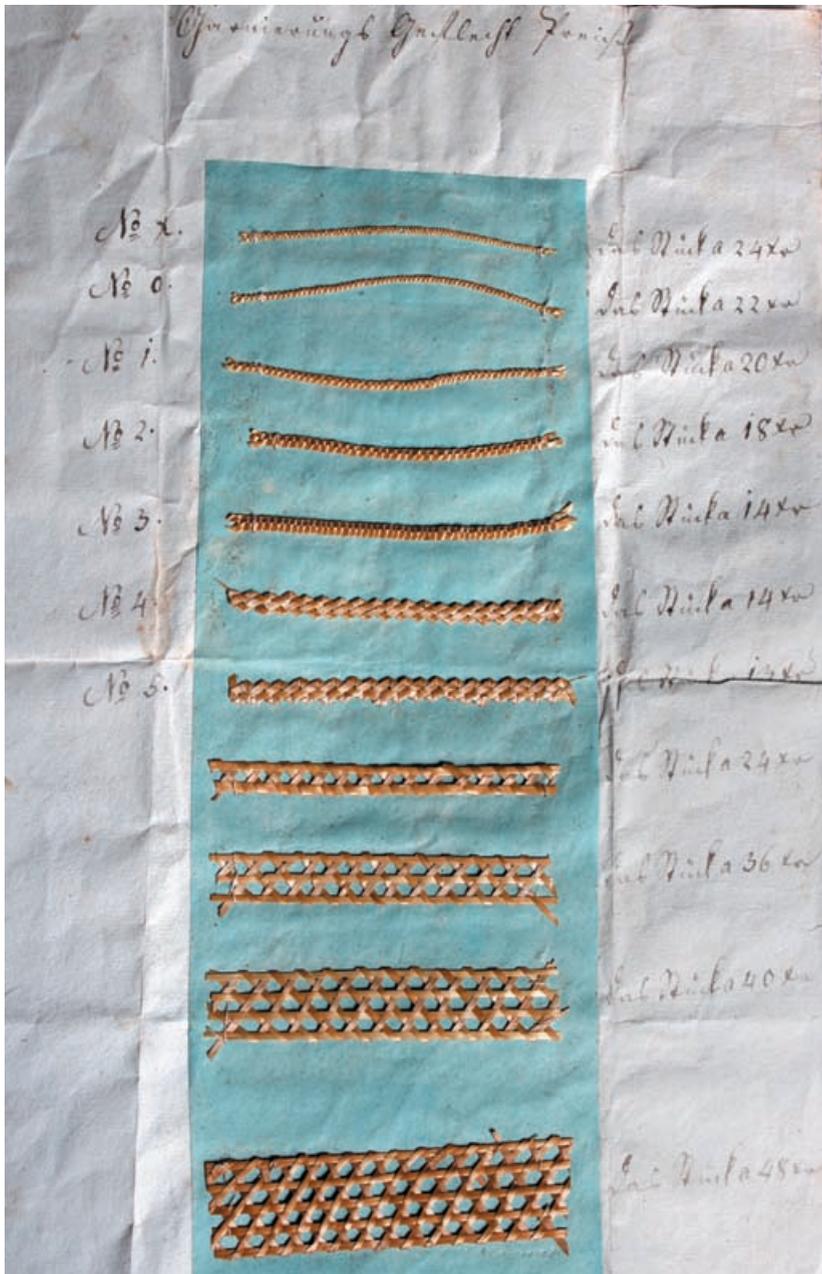
Die erste große Weiterentwicklung dieser Hausindustrie wurde um 1800 durch den Triberger Obervogt Karl Theodor Huber initiiert.¹⁴ Der Gebietsverwalter setzte sich seit Beginn seiner Amtszeit 1795 mit großem sozialem Tatendrang für die Wirtschaftsförderung im Schwarzwald ein und veranlasste mehrere Hilfsprogramme in verschiedenen Wirtschaftszweigen, „eine Tätigkeit, wie weder vor noch nach ihm je ein Obervogt oder ein Oberamtmann sie ausgeübt hat“¹⁵. Der studierte Rechtswissenschaftler¹⁶ verschaffte sich detaillierte Kenntnisse über die Technik der italienischen Feinflechterei. Ab 1804 gab er das erlernte Wissen über die Herstellung von sogenannten Kunstgeflechtem in Zusammenarbeit mit seiner Frau an die Triberger Bevölkerung weiter.¹⁷

Für die Verbreitung des modernisierten Geflechtes zeichnete um 1820 vor allem der Löffelschmied Jakob Weißer aus Schönwald verantwortlich („Spengler-Jockele“)¹⁸. Der 1763 geborene Betreiber der „Pension Schätzele“ vertrieb die Fabrikate auch in das nahe und ferne Ausland, wie nach Frankreich, Holland und Russland.¹⁹ Weißer beteiligte sich aber nicht nur am gewerblichen Absatz der Strohgeflechtem, sondern auch an der qualitativen Verbesserung des Ausgangsmaterials und der Ökonomisierung der Herstellungsschritte. Ihm werden die Erfindung eines chemischen Bleichverfahrens sowie die Einführung von Appreturmaschinen bzw. Geflechtwalzen nachgesagt, welche durch ihre Anwendung „die Industrie auf einen ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit“ emporhoben.²⁰ Dieser „hohe Grad“ materialisierte sich vor allem in sogenannten Feingeflechtem und Strohbordüren.

Musterkarten im Archiv des Baarvereins,²¹ der 1805 als „Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau“ gegründet worden war, dokumentieren diesen Stand der Strohflechtere kurz nach 1800. Die Geflechtproben gelangten 1810 mit Preisangaben durch die Intervention des badischen Beamten Karl Heinrich von Fahnenberg²² an die „Naturforschende gelehrte Gesellschaft an Donaus-Quelle“ – wie es im Anschreiben hieß. Die mit einem Sitzungsprotokoll archivierten „Musterkarte(n) verschiedener Arten Strohgeflechtes“ wurden zusammen mit einer nicht näher benannten und nicht erhaltenen „Schrift über diese Articul industriösen Gewerbes“ von Peter Boileau übersendet.²³



Geflechtmuster aus dem Archiv des Baarvereins. Diese Karte zeigt die um 1810 gebräuchlichsten Standardgeflechte der Strohhut-Industrie: ungefärbte Sieben-Halm-Geflechte in verschiedenen Breiten sowie schwarz eingefärbte Drei-Halm-Ringgeflechte.



Die zweite im Archiv des Baarvereins erhaltene Karte zeigt ungefärbte Drei-Halm-Ringgeflechte aus sehr feinen Strohhalmen sowie Zackengeflechte – beides Spezialitäten der Aargauer Strohindustrie – und sogenannte „Fantasiegeflechte“, der eigentlichen, durch den Triberger Obervogt Karl Theodor Huber eingeführten Innovation. Die sehr breiten Borten wurden aus gespaltenen Halmen gefertigt und dienten als Hutverzierungen.

Die Situation nach der Revolution 1848 ist durch eine „kräftige Vorsorge“²⁴ der badischen Regierung geprägt. Die Auslöser für die Intervention der Obrigkeit um 1850 sind die Verarbeitungsmodalitäten, denn „vieles von dem Stroh, welches nämlich [...] auf dem Walde verflochten wird, kommt noch aus dem Auslande“.²⁵ Um diesem vermeintlichen Missstand entgegen zu wirken, wurden Geldprämien auf ausschließlich einheimisch angebautes, geerntetes und gebleichtes Stroh ausgeschrieben.

Einen erneuten Aufschwung erfuhr das Gewerbe simultan durch die 1850 gegründete Uhrmacherschule in Furtwangen und dessen Vorstand Robert Gerwig. Durch seine Initiative wurden zuerst in Furtwangen, später in Höchenschwand, Schlageten, Todtmoos und Bernau staatliche Flechtschulen eingerichtet und Geflechtlehrerinnen aus der Schweiz eingestellt.²⁶ Mit den gut ausgebildeten Strohflechterinnen, die sich eine einheitliche Herstellungsweise aneigneten, betratene auch wichtige Strohmanufakturen die Bildfläche. Bis 1860 prosperierte das Gewerbe, sodass es zu zahlreichen Firmengründungen, wie Salomon Fehrenbach Sohn in Schönenbach (1851), Joseph Kaiser in der Furtwanger Bregstraße (1851) oder Jos. Duffner Söhne am Furtwanger Marktplatz (1860) kam.²⁷

Der Höhepunkt der Strohflechterei im Schwarzwald war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erreicht. Die preisgünstigen Strohborsten aus Italien, China und Japan sowie ungünstige Zollregelungen machten das Schwarzwälder Stroh nicht mehr konkurrenzfähig und führten zu zahlreichen Beschwerden der Fabrikanten beim Ministerium. So berichtete der Fabrikant Gustav Duffner aus Furtwangen 1885, dass „das Stück Schwarzwälder Geflecht seit letztem Jahre um 10 Pfennig im Preise gesunken sei, und daß die Angebote aus China und Toscana immer billiger würden.“²⁸ Auch an der Entwicklung der Strohflechtschulen lässt sich der schleichende Niedergang dieses Gewerbes ablesen. Schon 1897 mussten von neun noch existierenden Flechtschulen drei (Triberg, Nußbach, Schonach) geschlossen werden, ein Jahr später eine weitere und Ende 1906 bestehen nur noch die Standorte Furtwangen und Gütenbach.²⁹

Von den historischen Quellen zum dreidimensionalen Objekt:

Die Dingwelt

*Kommt der Reisende auf den Schwarzwald, so wird er in mehrern Gegenden, namentlich im Tribergischen, Mädchen und Frauen, Knaben und Männer sehen, welche mit ihren Strohhalmbündeln unter dem Arme umherwandeln [...] und flechten, das heisst, die zarten Strohalmchen zu einem Bande stricken.*³⁰

Das Bild, welches der Archivrat Joseph Bader 1843 von der Strohflechterei malt, entspricht in seiner romantischen und idyllischen Ausprägung nicht der Realität zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Diese Veranschaulichung eines ungezwungenen Handwerks im Naturraum ohne Einsatz von Handwerkzeugen negiert die zu dieser Zeit wesentlich eingesetzten Arbeitsgeräte zur Strohverarbeitung in ihren vielschichtigen Ausprägungen und Gebrauchskontexten. Es ist daher sehr

unwahrscheinlich, dass Baders Worte ein repräsentatives Bild der zu dieser Zeit ausgeübten Strohflechtereie als produzierendes Gewerbe beschreiben. Vielmehr rekuriert die Schilderung mit den Hirten als Protagonisten auf ein Schwarzwaldbild, das vom Klischee der heilen Welt bestimmt ist.³¹

Wie Spiegelhalder die Strohflechtereie darstellt, kann durch spezifische Fragen, zunächst an die Dinge selbst, untersucht werden. Seit Beginn seiner Sammeltätigkeit, laut eigener Aussage ab etwa 1889, hielten Erzeugnisse aus Stroh Einzug in seine Zusammenstellungen. In seiner ersten, 1896 nach Freiburg verkauften Sammlung sind das etwa mehrere strohumflochtene Glasflaschen, Nähkörbchen oder Strohzyylinder. Neben den Endprodukten verfolgte er aber schon in dieser frühen Sammlung einen erweiterten Sammelansatz, der vereinzelt auch das spezifische Werkzeug, wie aus Holz gedrechselte Hutanreiber, in den Blick nahm.³² Dass Spiegelhalder somit ganz eindeutig von Beginn an unter nicht ausschließlichen ästhetischen Prämissen sammelte, wurde bereits erkannt.³³

Ein Blick in seine zweite Sammlung in Karlsruhe, die er nach Verkauf der ersten Sammlung angelegt hatte und schon 1909 wieder verkaufte, zeigt eine inhaltliche sowie quantitative Erweiterung des Sammelgebietes zur Strohflechtereie. Er suchte nicht ausschließlich nach immer älteren Kulturrelikten, sondern erweiterte sein Konzept auf den Herstellungsprozess. So finden sich in der zweiten Sammlung verschiedene Bündel aus unbehandelten Strohhalmen, die immer am Beginn eines Fertigungsprozesses stehen, und bewusst angekaufte Halbfabrikate.³⁴ Dabei handelt es sich um keine vom Zufall geprägte Entwicklung. Repräsentativ zeigt das eine von ihm handschriftlich angelegte tabellarische Gegenüberstellung aus dem Jahr 1910/11 aus dem Zusammenhang der Verkaufsverhandlungen mit der Stadt Freiburg, an die er seine noch in Lenzkirch aufbewahrte dritte Sammlung veräußern wollte. Während er für die zweite Sammlung 80 Objekte zur Strohflechtereie benennt, sind es in der dritten Sammlung 151 Stück (Stand 1910/11).³⁵

Ein Blick in die 1929 (posthum) nach Villingen verkaufte Sammlung und die heute im Franziskanermuseum aufbewahrten Inventare zeigen darüber hinaus, dass er diese Objektgruppe bis 1916 noch einmal vergrößerte. Dass es sich um eine gezielte und durch externe Faktoren beeinflusste Erweiterung handelte, beweisen die Gegenüberstellungen mit anderen Sammelgebieten, denn einige weisen keine Ausdehnung, sondern eine Reduzierung auf (z. B. „Glasmacherei“ und „Volkstracht“). In ihrer wohl überlegten Anlage stellen die Sammlungen also durchaus eine Besonderheit dar.

Der eigentliche Wert liegt allerdings in zusätzlichen Quellen, wie handschriftlichen Notizen und Bildmaterial, die Spiegelhalder mit direkter Anbindung an seine Dinge zusammentrug bzw. anlegte. Wie bereits zu Eingang erwähnt, ist das Material in seiner Struktur heterogen, verfolgt aber neben weiterführenden Kontexten (nicht sammelbare Dinge, wie z. B. die Schwarzwaldhäuser und die Entwicklung der Eisenbahn) auch übergreifende Themenkategorien (Volkstracht, Wohnungseinrichtung, Religion, Freundschaft / Liebe / Ehe, Hausfleiß etc.).

Die Strohflechterei zieht sich thematisch wie ein roter Faden durch das Material, sodass die Dinge selbst mit Informationen individueller Inventarkarten, Bildarrangements sowie ethnografischen Notizen des Sammlers bzw. seiner Agenten hinterlegt werden können. Somit wird die Kontextualisierung der Objekte möglich. Es offenbaren sich Bedeutungen, die über deren reine Materialität und die Extrakte der wirtschaftshistorischen Gewerbebeschreibungen hinausgehen. Das Quellenmaterial gibt uns darüber hinaus einen spezifischen Einblick in die Perspektive des Sammlers auf seine zusammengetragenen Objekte.



Mappen mit Notizen aus ethnografischen Feldforschungen, u. a. zur Strohflechterei (aufgeschlagen), Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Abt. 2.42.1. Foto: visualartwork – Atelier Hugel

Wissensdurst eines Sammlers:

„Jede, noch kleinste Notiz ist mir willkommen“

1898 schickt der Uhrenfabrikant Oskar Spiegelhalder einen seiner objektzutragenden Agenten, Eduard Fürderer aus Falkau, mit einem selbst konzipierten und handschriftlich verfassten Fragenkatalog zur Strohflechtereie zu einem „alten Strohflechter wie dem Faller Andres“³⁶, der ihm Auskunft über dieses Handwerk geben soll. Mit großer Weitsicht interessiert sich der passionierte Sammler zwar vor allem für die Dinge, aber er lässt auch ein offenkundiges Interesse an Kontexten erkennen. Mit größtmöglicher Sorgfalt arbeitet sein Gewährsmann die Fragen ab und schreibt die eingeholten Informationen in einem Fließtext nieder. Diesen archiviert Spiegelhalder zusammen mit seinem Fragenkatalog in seiner Sammlungsdokumentation und ermöglicht so dem heutigen Betrachter einen mehrdimensionalen Blick auf die Sammlungsgegenstände und deren Kontexte.

Spiegelhalders Fragenkatalog verweist auf sein gehobenes Interesse am Rohmaterial der Geflechte und dessen Eigenarten. Seine Überlegungen folgen einer Logik, die sich an der Chronologie des Herstellungsprozesses orientiert. So ist es nicht überraschend, dass er die ersten zwei Fragen dem Ausgangsmaterial widmet: „Wann wurde im Frühjahr die Frucht gesäht? Was für Früchte wurden gesäht, d. h. welche Sorte verwendete man zum Geflecht?“

Diese Fragen stehen im Zusammenhang mit dem für die regionale Verarbeitung ab 1800 sehr wichtigen Spalten der Strohhalme. Das durch Zerteilung gewonnene Schwarzwälder Roggenstroh sollte den feinen italienischen Vorbildern aus geschmeidigem Weizenstroh ähneln. Wie Faller berichtet, wurde die Spaltbarkeit durch das Schneiden der Halme „bevor die Frucht in die Ähre kam“, das heißt vor Ausbildung der Ähren, unterstützt. Besonders wichtig scheint Faller die Erwähnung der zu diesem Zweck noch 1898 verwendeten Sichel – „wie man vor alten Zeiten alle Früchte geschnitten hatte“ – zu sein.

Durch die Aussaat im Frühjahr erhielt man ein Sommergetreide, das möglichst hell in der Farbe, biegsam sowie gleichmäßig gewachsen war. Spiegelhalders ambitionierte Recherchetätigkeiten zu einzelnen Dingen sowie zu den Verarbeitungsprozessen wirkten sich unmittelbar auf sein Sammeln aus. Das lässt sich anhand bestimmter Sammlungsobjekte veranschaulichen. Zu diesen zählen Strohhalmbündel, die er akkurat mit je einer Inventarnummer versah und einzeln verzeichnete.

Bei den Bündeln handelt es sich – aus der Sicht des Sammlers – um Objekte mit dokumentarischem Wert. Er bettete sie in einen umfassenden Sammelansatz ein, in dem jedes einzelne Objekt durch die Kombination mit anderen Sammelobjekten Bedeutung erhielt. Als Beispiel soll hier ein von Spiegelhalder zusammengestelltes Arrangement stehen. Auf einer aufgeklebten Fotografie zeigt er die Strohbindel gemeinsam mit einem hölzernen Gerät. Mit Hilfe dieses rechteckigen Holzkastens wurde das zuvor geschnittene Stroh gesiebt. Die Funktionsweise ergibt sich sinnfälligerweise durch die zum Gerät gehörenden Siebplatten aus Metall.

Vom Halm zum Strohzyliner



Bündel mit verschieden eingefärbten Strohhalmen, die Spiegelhalder 1912 in Schonach erwarb.
Franziskanermuseum Inv. 05802 bis 05809



Ähnliche Bündel aus der zweiten Sammlung in Karlsruhe arrangierte er mit einem Halmsieb in seiner Sammlungsdocumentation. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen Abt. 2.42.1 - Mappe 13

Je nach gewünschter Halmstärke wurden sie in den Holzkasten eingeschoben und filterten durch eine Schüttelbewegung die Halme nach ihren Durchmesser.

Interessanterweise bereitete die Benennung dieser Vorrichtung Spiegelhalder im Verlauf seiner Sammelaktivität Probleme. Im Fragebogen von 1898 wird deutlich, dass ihm dieses Gerät in seiner physischen Erscheinung sowie Verwendung zwar bekannt, er sich allerdings begrifflich unsicher ist: „Hatte der hölzerne Kasten, durch welchen das Stroh sortiert wurde eine besondere Bezeichnung?“ Dass Spiegelhalders Drang nach der korrekten Bezeichnung auch nicht durch die zu dieser Zeit aktuelle Literatur befriedigt wurde, zeigt die dort sehr summarische Bezeichnung „Vorrichtung zum Sortieren (sic!) des Strohes“.³⁷ Auch Faller gibt dem wissensdurstigen Sammler keine klare Antwort in Form einer expliziten Gegenstandsbezeichnung, sondern beschreibt den „hölzernen Kasten“ lediglich in seiner Funktionsweise.

Dass Spiegelhalder sich damit nicht zufrieden gab, wird zwar nicht durch die Dokumentation seiner initiativen Recherchen sichtbar, doch lässt sich ein indirekter und somit verborgener Hinweis anführen. Er findet sich in dem Objektverzeichnis des Sammlers. Auf der Inventarkarte mit der Nummer 6168 benennt er das am 13. August 1910 in Altglashütten eingesammelte Gerät als „Halmsieb od. Halmreder“. Dass Spiegelhalder das Objekt zwölf Jahre nach seinen Fragebogen-Feldversuchen mit einer konkreten Benennung versieht, exemplifiziert sein besonderes Interesse an den Entstehungs- und Gebrauchskontexten der Dinge. Das fotografische Arrangieren von Objektgruppen kontextualisiert das Halmsieb in seiner Funktion. Für ihn ist das Gerät nicht ein Ding an sich, sondern es erklärt sich vor allem aus seiner Einbettung in ein „Geflecht“ von Strohdingen. Aber nicht nur die Kontextualisierung macht das Halmsieb zu einem sammelwürdigen Kulturrelikt. Es geht Spiegelhalder auch um das konservierte historische Werden und die regional übliche Gegenstandsbezeichnung.

Geschichte in Dingen sammeln:

Der Strohzyylinder als Produkt der Strohflechtereie

Eine Geflechtborte diente in den meisten Fällen als Grundmaterial für die Verarbeitung zu einem Strohhut. Im Bewusstsein um die um 1900 schon weitgehend abhanden gekommene Tracht in verschiedenen Gegenden des Schwarzwaldes nahm Spiegelhalder eine Vielzahl an Textilien sowie die dazugehörigen spezifischen Kopfbedeckungen in seine Sammlung auf. Obwohl der Bollenhut heutzutage mit der Region assoziiert wird, ist es doch ein anderer Hut, der in der Folgezeit nur unzureichend rezipiert wurde und daher heute mit dem Bekanntheitsgrad des Bollenhutes nicht mithalten kann: der Strohzyylinder. Spiegelhalders Leidenschaft für diese Kopfbedeckung lässt sich bis an die Anfänge seiner Sammelaktivitäten zurückverfolgen. Eines seiner ersten fünfzig Objekte ist ein seit 1896 im Augustinermuseum Freiburg aufbewahrter Strohzyylinder mit gelber Lackierung, den Spiegelhalder in den ersten Jahren seiner Sammeltätigkeit nach 1889 erwarb.³⁸



Gelber Strohzyylinder, erworben von Oskar Spiegelhalder am 22. August 1910 in Grafenhausen.
Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen Inv. 06198.

Auch zwanzig Jahre später widmet er sich mit großer Sorgfalt diesen Hüten. Exemplarisch belegt das ein Objekt aus seiner dritten Schwarzwaldsammlung. Wie bei dem Exemplar in Freiburg handelt es sich um einen Zylinder mit gerader Fassung, der ausschließlich aus Strohgeflechtborten hergestellt wurde. Mit 14,5 cm Höhe gehört er zu den mittelhohen Zylindern. Die Krempe ist rund und breit sowie in einer waagerechten Form verlaufend gestaltet. Der Hut ist außen sowie an der Unterkante der Krempe mit einem gelben Firnis überzogen. Diese Schutzschicht macht die Strohstruktur des Hutes für den externen Blick unsichtbar. Erst durch Betrachtung der Innenseite wird das verarbeitete Strohgeflecht sichtbar. Dabei handelt es sich um Feingeflecht aus gespaltenen Halmen. Die mit 3 – 4 mm sehr dünnen Bänder sind mit Steppstich entlang ihrer Kanten ausschließlich manuell aneinander genäht und überlappen sich gegenseitig.

Obwohl ab Mitte des 19. Jahrhunderts die Hutfabrikation durch Nähmaschinen maschinell und seriell betrieben wurde, konnte auf das Nähen mit der

Hand nicht vollständig verzichtet werden. Der Anfang des Strohzyinders, die mittlere Hutplatte („Knips“), musste auch in den Fabriken manuell zusammen-genäht werden, wohingegen in der Hausfabrikation noch der gesamte Zylinder mit der Hand genäht wurde.³⁹

Die Machart des Hutes mit Bezügen zur regional weiterentwickelten Feinflechtereie gibt Hinweise auf die Herstellungskontexte. Spiegelhalder scheint den Hut primär aus der Herstellungsperspektive betrachtet zu haben. So ordnete er dessen Inventarkarte in seiner Sammlungssystematik nicht etwa unter „A. Volkstracht“ ein, sondern unter „G. Volks- bzw. Hausindustrien (4. Strohflechtereie)“.⁴⁰ Unterstützt wird diese Annahme durch seine handschriftlich überlieferten ethnografischen Feldforschungsaktivitäten. Schon früh muss ihm bei seinen Sammelaktionen aufgefallen sein, dass Qualität und Form der Hüte unterschiedlich sind. Dabei scheint er sich genauer für folgende zwei Aspekte zu interessieren: die Veränderung der Herstellungstechnik durch industrielle Fabrikation sowie die sozial- und wirtschaftshistorischen Zusammenhänge des Verkäufer- und Käuferkreises.

Ersteres resultierte aus seinen eigenen Beobachtungen an den Dingen. Wie beim oben erwähnten Strohhut wurden die Bänder in einer frühen Phase der Hutproduktion im Schwarzwald ausschließlich händisch aneinander genäht. Vor allem die im Innenteil der Hüte sichtbaren – akkurat ausgeführten, aber asymmetrischen – Nähte beweisen diese Fabrikation per Hand. Spiegelhalder fragt explizit nach dem zeitlichen Einsetzen der industriellen Herstellung, deren Hüte eine gleichmäßige Nähmaschinennaht besitzen: „Seit wann ungefähr wurden keine Hüte mehr genäht & nur noch Stroh geflochten, das dann in die Lenzkircher Fabrik [Strohhutfabrik Faller, Tritscheller & Co., Anm. CL] geliefert wurde?“⁴¹ Spiegelhalders Fragen geben Einblick in seine nicht nur fotografische, dokumentarische Absicht. Mit diesem Ansatz entspricht er auch noch heute gültigen Konventionen der Museumsarbeit.⁴²

Andererseits könnte der Sammler mit der Beschaffung von weiterführenden Bezügen auch eine Entscheidungsgrundlage für seine eigenen Ankäufe bzw. den inhaltlichen Gesamtwert seiner Zusammenstellung geschaffen haben. Naheliegender sind Merkmale, die – neben mündlichen Auskünften der Voreigentümer bzw. Verkäufer – Kontrollfunktion für eine Datierung (vorindustriell, industriell) oder die örtliche Provenienz (Heimindustrie, Fabrik) übernehmen können. Besonders wichtig werden solche Indikatoren bei dem von ihm oft nach 1900 praktizierten Bezug aus dem Kunst- und Antiquitätenhandel.⁴³ Dass 1898, im Jahr der ethnografischen Aufzeichnungen, solche Recherchen zu Herstellungsaspekten notwendig waren, erscheint sonderbar, zeigt aber, dass bereits viel Spezialwissen verloren gegangen war.

So verwundert es nicht, dass die originelle Lackierung der Strohhüte Spiegelhalder Kopfzerbrechen bereitete: „[...] ob das Stroh gefärbt wurde & wie die hohen gelben Cylinder der Frauen gelb gemacht wurden“.⁴⁴ Diese durch die gelbe Farbe ausgelöste Faszination ist historisch durchgängig, was die Aufzeichnungen

von Charles Lallemand zeigen. Er war um 1860 vor allem von der nicht greifbaren Materialität in Kombination mit der auffälligen Farbgebung beeindruckt: „Der gelbe Hut [...] dessen Material zu bestimmen oder zu erraten im ersten Augenblick schwierig ist, weil es unter einer dicken chromhaltigen gelben Farbe verschwindet [...]“.⁴⁵

Obwohl die Einfärbung einen optischen Zweck nahelegt, führen auch praktische Aspekte zur Lackierung der Strohüte im 19. Jahrhundert. Sie sollte vor allem die Appretur, also Steifmittel wie Gelatine oder Leim, vor der Deformierung durch Nässe schützen, denn das Strohgeflecht ist im unbehandelten Zustand sehr flexibel und verformbar. UV-Untersuchungen am Hut aus Grafenhausen (Inv. 06198) bestätigten diese Annahme, denn die Fluoreszenz der Innenseite des Hutes verwies auf eine Behandlung des rohen Geflechtes mit proteinischen Bestandteilen wie Leim oder eihaltigen Medien. Weitere Untersuchungen an der gelben Farbschicht der Außenseite lassen vermuten, dass hier ein Erdpigment mit Beimischung eines Farbpigments für den kräftigen Farbton verwendet wurde.⁴⁶ Der gelbe Strohhut weist einen matten Seidenglanz auf, der durch Dextrin oder Eiweiß gewonnen werden kann. Bei dieser Schutzschicht handelt es sich um die ältere Form der Lackierung, erst nach 1850 kommen Hüte mit stark glänzender Appretur mit Schellack sowie in Spiritus gelöstem Kopalharz auf.⁴⁷

Überblickend wird deutlich, dass alle Fragen Spiegelhalters den Bereich der Herstellung und der Ökonomie tangieren. Auffallend ist, dass er mit keiner



Unlackierte Innenseite des gelben Strohzyinders (links) und Detailbild des von Spiegelhalter aufgebrauchten Inventaretiketts (rechts). Franziskanermuseum Inv. 06198

Frage die für den heutigen Betrachter naheliegende Funktion und Bedeutung als Teil einer regionalen, für den Schwarzwald typischen Tracht darstellt. Obwohl er diese Dimension ausblendet, so ist sie doch in das Objekt eingeschrieben.

Geschichte aus Dingen herauslesen:

Der Strohzyylinder als Teil einer regionalen Tracht

*Diese Hüte haben die ganz spezielle und unfehlbare Eigenschaft, jedem auswärtigen Reisenden [...] einen Schrei der Verblüffung zu entreißen, wenn er sich zum erstmaligen einer solchen Bedeckung des Kopfes unmittelbar gegenüber sieht.*⁴⁸

Der gelbe Strohzyylinder aus Grafenhausen war einst ein Alltagsgegenstand und wurde benutzt. So zeigt der gelbe Farbüberzug eindeutige Alterserscheinungen wie Risse und großflächige Verfärbungen. Die durch die Appretur einst hergestellte Stabilität ist nur noch am Zylinderkopf vorhanden, während die Krempe vor allem am äußeren Rand eine starke Flexibilität aufweist. Die Annahme, dass es sich dabei um Abnutzungserscheinungen durch häufige mechanische Einwirkung wie Greifen an der Krempe handelt, wurde durch eine Materialuntersuchung nicht bestätigt. Vielmehr zeigte sich, dass der Hut ausschließlich außen und am Deckel mit einer stabilisierenden Substanz überzogen war. Die Krempe blieb ohne diese Lackierung.⁴⁹

Die Biografie des Zylinders offenbart sich durch den Blick in das Innere. Dort ist auf den rohen Boden des Gupfes das Monogramm „KH“ in schwarzer Farbe aufgemalt. Die Buchstaben transformieren den Strohhut von einem anonymen Produkt einer Strohflechterin und Hutnäherin zu einem Kleidungs-element, das einer konkreten weiblichen Person gehörte. Spiegelhalter blendet diese biografische und bekleidungskontextuelle Ebene in diesem Fall aus, indem er keinerlei biografische Notizen oder eine Provenienz auf der Inventarkarte vermerkte. Beim ersten Strohzyylinder (siehe Anm. 38) in seiner Freiburger Sammlung dagegen erfasste er diesen Kontext, d. h. den Namen der Vorbesitzerin, von der er das Objekt abkaufte. Während dieser Freiburger Hut also im Bereich „Volkstracht“ zu verorten ist, wurde das Villingener Exemplar als Teil der Strohflechtere erfasst.

Ein Zwischenfazit zeigt, dass der Sammler dem (musealen) Betrachter im Fall des Zylinders aus Grafenhausen eine eindimensionale Blickrichtung vorgibt und Alternativen ausblendet. Diese Restriktion ist allerdings nachweislich nicht auf Unkenntnis zurückzuführen. Die kleidungsgeschichtliche Bedeutungsebene war Spiegelhalter durchaus gut bekannt, das belegt ein Blick in seine mehrere hundert Titel umfassende und ebenfalls systematisch inventarisierte Fachbibliothek, die sich im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen befindet. Darin vertreten sind mehrere Publikationen mit Farbillustrationen zur regionalen Kleidungs-geschichte.

Der Strohzyylinder nimmt neben der Haube und anderen Strohhüten eine prominente Rolle ein, denn er lässt sich in mehreren Regionen in unterschied-

licher Ausführung wiederfinden. Wann und wo er zum ersten Mal im Schwarzwald getragen wurde, lässt sich nicht eindeutig nachweisen. Angegeben wird häufig das Jahr 1716 als terminus post quem. Zurückgeführt wird dies auf Votivtafeln mit Darstellungen der Regionaltrachten aus der Triberger Wallfahrtskirche „Maria in der Tanne“, die 1826 erstmalig beschrieben wurden.⁵⁰ Dass der Strohzyliner als typisch für den gesamten Schwarzwald angeführt werden kann, ist ein Irrtum. Tatsächlich ist er für bestimmte Gemeinden bzw. Orte charakteristisch und wurde nicht flächendeckend als Kleidungselement übernommen. Vor 1850⁵¹ wird er als Teil der Tracht in Simonswald und Triberg gezeigt. Als der Straßburger Künstler Charles Lallemant um 1860 den Schwarzwald bereiste, fiel ihm die auffällige Kopfbedeckung vor allem um Hornberg, Triberg, Schönwald, Furtwangen sowie Simonswald auf.⁵² Die räumliche Erweiterung um drei zusätzliche Orte zeigt, dass der Strohzyliner sein Ausbreitungsgebiet nach Norden, Süden sowie Westen konzentrisch um Triberg als angenommenen Ausgangspunkt ausdehnte.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es eine sehr hohe und glänzend korallenrot lackierte Variation im Prechtal bei Elzach. Diese Expansion steht im Zusammenhang mit der Strohflechterei, die nach 1850 auch in das Elztal Einzug hielt (Errichtung einer Strohflechterschule 1884). Der Strohzyliner wurde so durch obrigkeitlichen Einfluss in die Regionaltracht transferiert.⁵³ In allen Fällen ist er Bestandteil einer besseren Werktags- oder Sonntagstracht und ordnet sich dabei den Kopfbedeckungen der Festtagstracht wie perlen- und glasbesetzten Kronen („Schäppel“) unter. Er steht in engem Zusammenhang mit anderen textilen Trachtenteilen, wobei vor allem seine symbiotische Beziehung zur Haube erwähnt werden muss. Auch dieser Kontext ist allein durch das Spiegelhalder-



Darstellung der Prechtäler und der Schonacher Tracht nach Aquarellen von Kunstmaler Georg Wilhelm Issel. Abbildungen aus Johannes Elchlepp (Hg.): Volkstrachten aus dem Schwarzwald. Freiburg 1900



Inszenierte Fotografie mit einer Frau, bekleidet mit Strohzyylinder, Tracht sowie Regenschirm in der rechten Hand nahe einer Siedlung. Mit hoher Wahrscheinlichkeit entstammen die verwendeten Requisiten, so auch das hölzerne Traggestell auf dem Rücken der Hausiererin („Krätze“) oder die unlackierten, niedrigen und sehr breiten Strohzyylinder Spiegelhalders Sammlung.

Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Abt. 2.42.1-Mappe 8

sche Dokumentationssystem und ohne Vorwissen der Tragemodalitäten nicht sichtbar. Dabei zeigen vor allem die Trachtengrafiken, wie hier das Beispiel aus Schonach, bei genauem Blick die Trageweise des Zylinders für die Frau. Die breiten Seidenmoirébänder, die an den Seiten des Kopfes herabführen und unter dem Kinn gebunden werden, sind in vielen Fällen nicht auf den Zylinder zurückzuführen, sondern sind Teil einer darunter getragenen Haube.

Geschichte in Kontexten sammeln: Das Hausieren mit Hüten

Spiegelhalder interessierte an den Strohzyindern das Material, die Technik und der Arbeitsaufwand. Sein Sammlerblick öffnete sich aber auch weiteren Kontexten, die in der damaligen Zeit für einen Großteil volkskundlicher Sammler nicht relevant waren, weil sie sich nicht in dreidimensionalen Dingen materialisierten. So endet Spiegelhalders Sammlerblick nicht bei der Strohflechterin und beginnt auch nicht bei der Käuferin bzw. Trägerin. Ihn interessiert auch das Nicht-Materielle wie etwa die Tätigkeiten des Strohhuthändlers bzw. Hausierers. Spiegelhalder sorgte eigeninitiativ für die Beschaffung passender Visualisierungen, wie eine Fotografie in seiner Sammlungsdokumentation zeigt.⁵⁴

Dass Spiegelhalder seinen Anspruch an Information nicht mit der Beschaffung einer Abbildung Genüge getan war, zeigt wiederum seine ethnografische Feldforschung. Anders als bei der Strohflechterei ist er bei diesen Aufzeichnungen nicht mit Fragebogen und Mittelsmann vorgegangen, sondern führte offensichtlich selbst ein Gespräch, das er verschriftlichte.⁵⁵ Die von Spiegelhalder erhobenen Informationen zeichnen ein ungewöhnliches Interesse an alltagsgeschichtlichen Aspekten nach. So hält er z. B. den Tagesablauf des 1831 in Schonach geborenen Valentin Ketterer, „Lumpe-Valeti“ genannt, fest.

Der Tag des Strohhandhändlers begann schon 3 Uhr früh, „damit die Leute, bevor sie zur Feldarbeit gehen, getroffen werden konnten“. Besonders anschaulich sind die Schilderungen der Essgewohnheiten Ketterers, der sich an Wochentagen ausschließlich von Bier, Milch, Brot und Wurst ernährte. Nur an „Sonn- und Feiertagen wurde warm gegessen & hin und wieder auch, wenn ihn ein freundl. Käufer zum mitessen einlädt“. Spiegelhalder widmet dieser lebensgeschichtlichen Dokumentation größte Sorgfalt (z. B. durch Aufführen der genauen Mengen an Speisen sowie deren Preise) und resümiert im Verlauf, dass das „Hausiergewerbe ein an Entbehrung reiches Leben“ war.

Spiegelhalders Interesse am Strohhandel der Hausierer bewegt sich zwischen den *hard facts* des Gewerbes (Vertrieb auf Märkten, Reiserouten, erzielte Verkaufspreise) und biografischen Informationen mit anekdotischem Charakter: „Mein Gewährsmann erzählte mir noch, daß er durch das Leben im Lande sich das Frühstück vollständig abgewöhnt hatte“.

Ding, Sammlerblick und Kontext

Vor dem Hintergrund der bisher präsentierten Objekte und Archivalien stellt sich die Frage nach dem Potential einer volkskundlichen Analyse dieser durch Spiegelhalder geprägten Dinge. Sein unübersichtliches Vorgehen verleitet die Forscherin dazu, Spiegelhalder eine unsystematische und vom Zufall geprägte Arbeitsweise zu unterstellen. Sieht man genauer hin, wird die dokumentierte Sicht auf die Dinge deutlich. Die verfügbaren Informationen können, in Kombination mit anderen Quellen, den eindimensionalen Blick auf die Gegenstände in mehrere Richtungen weiten. Die Kontexte können nur durch eine Bewegung der Forscherin in Raum und Zeit erfasst werden, wie am Beispiel des Strohzylinders gezeigt wurde. Dieser wirkt zunächst allein durch seine Äußeres und gibt durch Material und Form nur sehr begrenzte Informationen preis. Erweitert wird der Blick auf diese Aspekte durch den Sammlerblick, den es im Dokumentationsmaterial einzufangen gilt. Verbunden ist dieser Prozess mit einem ständig sich selbst kontrollierenden Blick auf die Fragen, wie der Sammler sein Wissen anreicherte und vertiefte und wer ihn in seiner Theorie und Praxis beeinflusste. Mehrdimensional wird der Blick über die Perspektive des Sammlers hinaus, wenn Kontexte ins Licht gerückt werden, die vom Sammler ausgeblendet wurden und auch für den Betrachter zunächst im Verborgenen liegen, wie am Beispiel des Zylinders seine Funktion und Bedeutung als Trachtenbestandteil.

Veränderlich sind die subjektiven Zuschreibungen im Umgang mit den Dingen durch verschiedene Menschen wie Strohflechterin, Huthändler, Trachtenträgerin oder Sammler.⁵⁶ Diese durch verschiedene Menschen geprägten Zuschreibungen lassen den heutigen Betrachter die harte Arbeit auf dem Feld, die filigrane und nicht gut bezahlte Flechtarbeit im eigenen Haus, die Arbeit mit Nadel und Faden und Hutmodel nachempfinden. Sie entführen ihn auf Hausiererreisen durch Märkte und zu Fabriken und lassen ihn weitere Besitzerwechsel verfolgen. Er sieht, wie ein Hut zum Alltagsobjekt einer Frau wird, wie sie ihn trägt, benutzt, ihm eine ganz persönliche Bedeutung einschreibt. Anschließend folgt er dem Hut, längst ausgedient und nutzlos, auf seinem weiteren Weg zu Spiegelhalder, der ihn fotografiert, erfasst und seine Isolation auflöst, indem er ihn mit anderen Objekten zusammenführt. Heute sehen wir als Museumsbesucher diese Dinge in den gläsernen Vitrinen und sind uns ihrer wechselvollen und faszinierenden Geschichte oftmals nicht bewusst, denn wir sehen oftmals nur eine einzige dieser wechselvollen Stationen der Dinge.

Autorin

CHRISTINA LUDWIG M.A., Studium Volkskunde/ Kulturgeschichte, Kunstgeschichte und Klassische Archäologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seit 2012 wissenschaftliche Assistentin bei den Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, Dissertationsvorhaben an der Technischen Universität Dortmund zum volkswkundlichen Sammeln um 1900 am Beispiel Oskar Spiegelhalder.

Anmerkungen

- 1 Auszug aus dem Gutachten von Dr. MAX WINGENROTH zur dritten Schwarzwaldsammlung von Oskar Spiegelhalder, Stadtarchiv Freiburg, C3-237-1.
- 2 Vgl. exemplarisch für die „Trachtenpflege“ HEINRICH HANSJAKOB: *Unsere Volkstrachten*. Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Freiburg 1892.
- 3 Vgl. UDO GÖSWALD: *Die Erbschaft der Dinge*. Eine Studie zur subjektiven Bedeutung von Dingen der materiellen Kultur. Graz 2011.

- 4 Diese Archivalien stehen seit 2012 im Zentrum des Forschungsprojektes „Das Unsichtbare und das Sichtbare. Zur musealen Herstellung von Region am Beispiel der Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalders“. Das Projekt ist eine Kooperation des Franziskanermuseums mit der TU Dortmund und wird von der Volkswagen-Stiftung gefördert. Kooperationspartner sind das Badische Landesmuseum Karlsruhe und das Augustinermuseum Freiburg. Über die das Projekt abschließende Sonderausstellung siehe den Beitrag von Anita Auer in diesem Band.
- 5 GUDRUN M. KÖNIG: *Das Veto der Dinge*. Zur Analyse materieller Kultur. In: KARIN PRIEM u.a. (Hg.): *Die Materialität der Erziehung, kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte*. Weinheim u.a. 2012, S. 14–31, hier S. 16.
- 6 ANITA AUER/REINHOLD KRÄMER: *Mit den Augen des Sammlers*. Die Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalder (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, Bd. 19). Villingen-Schwenningen 2000.
- 7 Vgl. Leibgedingerbrief von 1740 mit der

- Erwähnung von „Huethstroh“, ALFONS DIEMER: Wie Richard Dorer in seinem Heimatbuch ‚Schönwald in Vergangenheit und Gegenwart‘ die Strohflechterei anschaulich schildert. In: Geschichts- und Heimatverein Furtwangen (Hg.): Das Strohflechten auf dem Schwarzwald, Mitteilungen Nr. 2, Furtwangen 1979, S. 12–19, dort nach DORER 1948, hier S. 12.
- 8 ARTHUR H. DUFFNER: Die Strohindustrie im badischen Schwarzwald. Ein Ueberblick über deren Entwickelung bis auf die neueste Zeit. Emmendingen 1899, S. 3.
- 9 KARL BITTMANN: Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des XX. Jahrhunderts. Bericht an das Großherzoglich Badische Ministerium des Innern. Karlsruhe 1907, S. 571.
- 10 DUFFNER 1899 (wie Anm. 8), S. 3.
- 11 In einigen Quellen gibt es Hinweise auf die „Glasträger der Glashütte im Knobelwald“ – dabei handelt es sich um St. Märgen – als Triebfeder der Verbreitung von ausländischen Stroh Hüten, vgl. o.A.: Handbuch der Strohhut- und Damenfilzhut-Fabrikation, 1. Teil, die Rohmaterialien und die Herstellung der Stroh Hüte und Damenfilzhüte sowie der Handel damit. Berlin 1916, S. 14.
- 12 DIEMER 1979 (wie Anm. 7), dort nach DORER 1947, hier S. 12.
- 13 JOHANN BAPTIST TRENKLE: Geschichte der Schwarzwälder Industrie. Von ihrer frühesten Zeit bis auf unsere Tage. Karlsruhe 1874, S. 229.
- 14 Dass sich auch Oskar Spiegelhalter dieser historisch bedeutsamen Reform bewusst war, zeigt seine Sammlungsdokumentation. So archivierte er einen Artikel aus „Der Schwarzwald“ zur Erbauung eines Denkmals für Huber im Jahr 1899, Abt. 2, 42.1, Mappe „Strohflechterei“.
- 15 HEINRICH HANSJAKOB: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. Stuttgart 1898, S. 84.
- 16 Zeitungsartikel „Ein Denkmal dem Vogt Huber“, Abt. 2, 42.1, Mappe „Strohflechterei“.
- 17 TRENKLE 1874 (wie Anm. 13), S. 231f.
- 18 DUFFNER 1899 (wie Anm. 8), S. 5.
- 19 DIEMER 1979 (wie Anm. 7), dort nach DORER 1947, hier S. 16.
- 20 TRENKLE 1874 (wie Anm. 13), S. 230.
- 21 Vielen Dank an Wolfgang Hilpert für den Hinweis, das Bereitstellen der Archivalien sowie den Austausch.
- 22 Obwohl die Transkription des Dokuments „Fannenbergische“ ergibt, so handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Fannenberg, der ab 1805 als badischer Regierungsrat und ab 1810 als Ministerialrat im badischen Innenministerium tätig war. Dass er sich im Kontext der Gewerbeförderung intensiv mit der Stroherarbeitung beschäftigte, zeigen seine Ausführungen zu Schwarzwälder Musterkarten, Preisvorgaben etc., vgl. KARL HEINRICH VON FANNENBERG / GEORGIUS (Hg.): Magazin für die Handlung, Handelsgesetzgebung und Finanzverwaltung Frankreichs und der Bundesstaaten, Band 4. Nürnberg 1813, S. 29f.
- 23 Boileau, gebürtiger Londoner, ließ sich 1799 ein spezielles Verfahren zur Verarbeitung von Strohhalmen zu Hüten patentieren, vgl. JOHANN CARL LEUCHS: Darstellung der neuesten Verbesserungen in der Hutmacherkunst. Nebst Angabe der Verfertigung der Stroh-, Seiden- und anderer neuerfundnen Hüte. Nürnberg 1834, S. 76f.
- 24 Transkript Zeitungsartikel „Die Strohflechtereie im Schwarzwalde“, Karlsruher Zeitung, Nr. 271, 1851, Abt. 2, 42.1, Mappe „Strohflechtereie“.
- 25 Ebd.
- 26 DUFFNER 1899 (wie Anm. 8), S. 12.
- 27 GERD BENDER: Die Strohflechtereie im Raum Furtwangen. In: BECKMANN u.a. (Hg.): Furtwangen, Teil 1. 1179–1873. Vöhrnbach 2004, S. 294–299.
- 28 DUFFNER 1899 (wie Anm. 8), S. 16.
- 29 Jahresbericht der Schwarzwälder Handelskammer für den Kreis Villingen und den Amtsbezirk Neustadt in Villingen für das Jahr 1906. St. Georgen 1906, S. 95.
- 30 JOSEPH BADER: Badische Volkssitten und Trachten. Karlsruhe 1843/44, o.S.
- 31 Vgl. Katalog der Ausstellung. Unser Schwarzwald: Romantik und Wirklichkeit, Augustinermuseum Freiburg. Freiburg 2011.
- 32 Inventarnummern der Objekte, wie im Text erwähnt: Augustinermuseum Freiburg, Sp. Kat. 505, 861, 270, 48, 490). Vielen Dank

- an Dr. Maria Schüly für die Bereitstellung der Inventardaten.
- 33 Vgl. BRIGITTE HECK: Zur Entstehungsgeschichte volkskundlicher Sammlungen. Oskar Spiegelhalter und sein Beitrag zur Museologie, Magisterarbeit. Freiburg 1989, S. 49 ff.
- 34 Inventarnummern der Objekte, wie im Text erwähnt: Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Sp. 1873, 4707. Vielen Dank an Brigitte Heck M.A. für die Bereitstellung der Inventardaten.
- 35 „Vergleich der Stückzahl zwischen der II. Sammlung in Karlsruhe (...) III. Lenzkirch“, Stadtarchiv Freiburg, C3 237/1 (1910–1918).
- 36 Dieses wie die folgenden Zitate aus Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Abt. 2.42.1 – Mappe Strohflechtereie. Mündliche Aufzeichnungen durch Eduard Förderer in Falkau, gegeben von Strohhuthändler Andreas Faller in Altglashütten 1898.
- 37 LOUIS EDGAR ANDÉS: Die Verarbeitung des Strohes zu Geflechten und Strohhüten. Matten, Flaschenhülsen, Seilen, in der Papierfabrikation und zu vielen anderen Zwecken. Ein Hand- und Hilfsbuch für Strohflechtereien, Flechtschulen, Strohhutfabrikanten, Landwirthschaften usw. Wien u.a. 1898, S. 60.
- 38 Augustinermuseum Freiburg, Inv. 9242 Sp. Erworben von Mathilde Spitz in Hintermenschwand (St. Blasien).
- 39 Union Deutsche Verlagsgesellschaft (Hg.): Handbuch der Strohhut- und Damenfilzhut-Fabrikation, 1. Teil. Die Rohmaterialien und die Herstellung der Strohhüte und Damenfilzhüte sowie der Handel damit. Berlin 1916, S. 161f.
- 40 Siehe dazu die Inventarordner im Nachlass Spiegelhalter sowie die Sammlungssystematik im Verkaufsangebot der dritten Sammlung, vgl. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 2.2.V.7C-15.
- 41 Mündliche Auskunft des Andreas Faller in Altglashütte 1898, siehe Anm. 36.
- 42 Für heutige Museen sind nicht nur Herstellungssondern auch Gebrauchskontexte von Bedeutung, vgl. exemplarisch NINA HENNIG: Lebensgeschichte in Objekten. Biografien als museales Sammelkonzept (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 3). Münster u.a. 2004.
- 43 Vgl. dazu sein akkurat und handschriftlich geführtes Adressbuch mit Übernachtungsmöglichkeiten nach Städten sortiert. Auf der jeweiligen Rückseite notierte er Anschriften von Antiquariaten und Fachgeschäften für Antiquitäten, Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Abt. 2.42.1 – Mappe 35.
- 44 Mündliche Auskunft des Andreas Faller in Altglashütten 1898, siehe Anm. 36.
- 45 CHARLES LALLEMAND: Die badischen Landleute. Trachten und Bräuche im Schwarzwald, neu herausgegeben, aus dem Französischen übersetzt und kommentiert von Wolfgang Kuhlmann. Lahr 1987, S. 33.
- 46 Vielen Dank an Frau Dipl.-Restauratorin Ina Sahl für diese ersten Untersuchungen sowie Ergebnisse.
- 47 Union Deutsche Verlagsgesellschaft (Hg.): Handbuch der Strohhut- und Damenfilzhut-Fabrikation, 1. Teil. Die Rohmaterialien und die Herstellung der Strohhüte und Damenfilzhüte sowie der Handel damit. Berlin 1916, S. 93–95.
- 48 LALLEMAND 1987 (wie Anm. 45), S. 33.
- 49 Auch dieses Ergebnis resultiert aus einer Untersuchung durch Dipl.-Restauratorin Ina Sahl.
- 50 MARKUS FIDELIS JÄCK: Tryberg oder Versuch einer Darstellung der Industrie und des Verkehres auf dem Schwarzwald. Ausgehoben aus dem Magazin für Handlung und Handelsgesetzgebung von K. H. von Fahnenberg. Konstanz 1826, S. 93. Diese für die Regionalgeschichte des Trachtenzylinders wichtigen Bildquellen sind vermutlich bei einer Kirchenrenovation 1891 entfernt bzw. entsorgt worden und haben sich daher in keiner Abbildung erhalten, so KRISTIANE SCHMALFELDT: Sub tuum praesidium confugimus. Unsere Liebe Frau in der Tanne zu Triberg. In: Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer, 108. Band (Dritte Folge, Vierzigster Band). Freiburg 1988, S. 5–203, hier S. 85, Anm. 245.
- 51 Bei ALOIS WILHELM SCHREIBER: Trachten, Volksfeste und charakteristische Beschäfti-

- gungen im Grosherzogthum Baden in XII malerischen Darstellungen und mit historisch-topographischen Notizen begleitet. Freiburg 1820–1827. Nachdruck „Badisches Volksleben“ mit einem Kommentar von Lutz Röhrich. Freiburg 1978 und BADER (wie Anm. 30), o.S.
- 52 LALLEMAND 1987 (wie Anm. 45), S. 33.
- 53 Vgl. Heimat- und Landschaftspflegeverein Yach (Hg.): Volkstrachten in Yach und im Elztal – Spiegel der ländlichen Entwicklung. Ubstadt-Weiher u.a. 2014, S. 81ff.
- 54 Diese Bildinszenierung ist kein Einzelfall. Spiegelhalter arrangierte auch Werkstattszenen, die später als Reproduktion für Publikationen oder Vorlagen für eine Postkartenserie dienten, vgl. Auer/Krämer 2000 (wie Anm. 6), S. 158, 168, 171ff.
- 55 Gleich im ersten Satz betont er die eigene ethnografische Feldforschungsleistung: „erzählte mir, also Oskar Spiegelhalter in Lenzkirch“. Den handschriftlichen Aufzeichnungen von Spiegelhalter ist kein Fragebogen vorangestellt, und der Aufbau der wiedergegebenen Auskünfte erscheint keiner Systematik zu folgen. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Abt. 2.42.1 – Mappe Strohflechtereie, 1850–1860 Huthandel mit Strohhüten, 3. August 1899.
- 56 Vorgenannte Aspekte werden im Rahmen des Dissertationsvorhabens der Autorin (Arbeitstitel: „Die Signatur des Schwarzwaldes. Volkskundliches Sammeln um 1900 am Beispiel von Oskar Spiegelhalter“) näher untersucht.

Moden.

Eine Ausstellung, die den Schwarzwald neu denkt

von ANITA AUER

Im Jahre 2012 gingen die TU Dortmund und das Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen eine Kooperation ein, um die volkskundliche Sammlung des Lenzkircher Uhrenfabrikanten Oskar Spiegelhalder, die sich seit 1929 im Franziskanermuseum befindet, genauer zu erforschen. Im Rahmen dieses von der Volkswagenstiftung geförderten Projekts sollte der Nachlass des Sammlers ausgewertet und die Objekte der Sammlung neu inventarisiert werden. Der Projekttitle „Das Unsichtbare und das Sichtbare. Zur musealen Herstellung von Region am Beispiel der Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalders“ wirft zunächst Fragen auf.

Was ist das Sichtbare und was das Unsichtbare? Sichtbar sind die volkskundlichen Gegenstände, die der Sammler als Zeuge einer vorindustriellen Vergangenheit hinterlassen hat. Unsichtbar sind einerseits die Sammlungsstrategien¹, die sich aus der Untersuchung der Gegenstände und der Auswertung der Äußerungen des Sammlers ergeben. Hinzu kommen die Materialien des Nachlasses, die größtenteils unkommentiert überliefert sind. Auch in ihnen sind – zunächst unsichtbare – Sammel- und Ordnungsstrategien enthalten. Weiter gefasst ist die Frage, inwiefern die Sammlungen Spiegelhalders noch heute das Bild des Schwarzwalds beeinflussen: Ist Spiegelhalders sammelnde und ordnende Hand noch immer an aktuellen Klischees wie „Bollenhut“, „Kirschtorte“, „Schinken“² unsichtbar beteiligt?

Von April bis August 2015 werden die Forschungsergebnisse in einer Ausstellung vermittelt. Das Ausstellen ist neben dem Sammeln, Bewahren und Forschen eine der Aufgaben des Museums. Ausstellungsmacher oder Kuratoren generieren Bedeutungen³, und wohl deshalb sind der „Kurator“ und das „Kuratieren“ zu Modewörtern geworden. Kuratieren impliziert Deutungsmacht im gesellschaftlichen Sinn. Wer jedoch die Demokratisierung von Bildung im Sinn hat, geht andere Wege und versucht, die Besucher selbst zu „Kuratoren“ zu machen, wobei die kuratorische Leistung der Ausstellungsmacher als solche kenntlich und damit hinterfragbar gemacht wird. Bei der Ausstellung im Franziskanermuseum 2013/14, die unter dem Titel: „Zersägt. Ein Krimi um barocke Theaterkulissen“ präsentiert wurde, bot sich eine solche mehrdimensionale Inszenierung an.

Auch die Ausstellung „Moden. Schwarzwälder und andere Hüte“, welche die Kopfbedeckungen als einen wichtigen Teil der Spiegelhalder-Sammlung fokussiert, geht neue Wege. Durch den Titel werden einerseits Erwartungen der

Besucher bedient, denn ein Strohhut wurde bekanntlich zum Symbol für die Region, andererseits werden sie zurückgewiesen. Denn was suchen „andere“ Hüte in dieser Ausstellung, wenn nur einer, der berühmte Gutacher Bollenhut, in der kollektiven Wahrnehmung existiert? Das lapidare „und andere“ im Titel regt schon vor Betreten der Ausstellung zur Selbstbefragung über regionale Identität an, denn die Besucher sollen sich entscheiden: Rechnen sie sich zu den „Schwarzwäldern“ oder zu den „Anderen“. Es gibt zwei verschiedene Eintrittskarten, die Zugang zu zwei verschiedenen Eingängen gewähren. Über einen kurzen Fragebogen zu Klischees und eher Unbekanntem zum Schwarzwald werden die Besucher sensibilisiert für Fragen wie: Wer bin ich? Fühle ich mich in der Region zu Hause, gar verwurzelt? Warum? Hat das mit vertieftem Wissen über die Region zu tun oder eher nicht? Was ist Heimat?

Besucher, die sich als „Schwarzwälder“ definieren, werden mit drei Hüten konfrontiert: Bollenhut, Strohzylinder und Schnotz. Bekannt sind Bollenhut und Zylinder, aber was ist ein Schnotz? Bei genauer Betrachtung hätte dieser merkwürdig benannte und merkwürdig aussehende Strohhut durchaus eine Chance gehabt, *der* Schwarzwaldhut zu werden. Es handelt sich um einen Hut mit in vier Richtungen aufgebogener Krempe. Er ist im Hauensteiner Land zu Hause, gehörte zur Tracht der Hotzenwälder. Er ist von den drei genannten Hutformen die älteste und taucht bereits 1780 in Beschreibungen⁴ und 1783 in Trachtengrafik⁵ auf. Möglicherweise ist die Tracht der Hotzenwälder aufgrund der ihnen nach-



Der Schnotz. Diese Hauensteiner Variante des Strohhuts schaffte es trotz extravaganter Form nicht, auf Dauer zum Symbol des Schwarzwalds zu werden. Franziskanermuseum, Inv. Nr. 07952.

Foto: Atelier Hugel



Der Bollenhut, zunächst aus naturbelassenem Stroh und mit kleineren Bollen versehen, die übersichtlich angeordnet waren, wurde immer üppiger, erhielt einen Kalkanstrich und eine geschwungene Krempe. Foto: Atelier Hugel

gesagten Verschrobenheit und Widerständigkeit zeichnerhaft geworden, für die Träger der Tracht selbst, aber auch für Außenstehende.

Strohhüte tauchen insgesamt vermehrt um 1770 in Trachtenbeschreibungen auf. Wahrscheinlich über die Glasträger gelangten Vorbilder – sowohl an Strohgeflechten als auch an Hüten – aus Italien und der Schweiz in den Schwarzwald, so dass die ersten Strohhüte auch Mailänder oder Schweizer Hut genannt wurden. Sie dienten der Landbevölkerung zum Sonnenschutz bei der Arbeit. Über die Schäferspiele des Adels wurde die sogenannte Bergère (Schäferinnenhut) in der städtischen Mode rezipiert. Sie wurde eher bei informellen Anlässen und bei Ausflügen in die freie Natur getragen. Strohhüte mit Band- und Blumenschmuck wurden häufiger zur Tracht kombiniert, als die Strohflechterei als Maßnahme zur Bekämpfung der Armut im Schwarzwald von obrigkeitlicher Seite eingeführt wurde. Bindellenhüte heißen die frühen, sehr flachen Hüte mit vier symmetrisch angeordneten Schleifen im Aargau. Schleifen dienen wohl als einfacher Ersatz für Blumendekore. Auch die Bollen ersetzen Blumen, nämlich rote Rosen, weshalb sie anfangs auch „Rosenhüte“ genannt werden. Rosenhüte gibt es nicht nur in den bekannten drei Schwarzwalddörfern Gutach, Kirnbach und Reichenbach, sondern auch andernorts. Rosen als Liebes- und Mariensymbol erfreuten sich in der Volkskunst großer Beliebtheit, man denke nur an die sogenannte Bauernmalerei.

Von den Bindellenhüten des Aargaus werden für die frühen Schwarzwälder Bollenhüte die vier symmetrisch angeordneten Dekorationen, die hier Bollen-

paare sind, übernommen. Später kommen drei strahlenförmig applizierte Paare auf der Rückseite des Hutes hinzu. Möglicherweise imitieren sie im Rücken herabfallende Bänder. Die badische Großherzogin Luise entdeckte die modischen Qualitäten des Bollenhuts laut Lallemand um 1860⁶ und trug ihn in ihrer Sommerfrische in Baden-Baden. Die Großherzogin als modisches Vorbild und die Gemälde der Gutacher Malerkolonie, vor allem der Künstler Wilhelm Hasemann und Curt Liebich, sowie die mediale Verbreitung des Bollenhuts über Operette, Film und Fernsehen läuteten den Siegeszug des Bollenhuts als Schwarzwaldhut ein.

Bindellen-, Schnotz- und Bollenhut bilden eine ästhetische Formenfamilie: Eine mehr oder weniger flache, runde Strohflechte wird mit vier Dekoren verziert, die symmetrisch angeordnet sind. Beim Schnotz setzt die Krempe diese Viertelung um. Hiervon hebt sich der Zylinder vollkommen ab. Er gebärdet sich nicht mehr als „Sonnenscheinhut“ mit breiter, die Augen verschattender Krempe. Er hat eine schmale Krempe und eine sehr hohe Gupfe (oberer Teil des Hutes), eine vollkommen „unnütze“ Extravaganz, die allerdings die Figur erhöht, überlängelt. Dazu irritiert ein für uns heute männlich konnotierter Hut auf einem Frauenkopf.



Auch der Strohzyylinder veränderte seine äußere Erscheinung im Laufe der Zeit. Ab 1850 erscheint er u. a. im Breisgau in einer sehr hohen Form mit geschwungener Krempe, korallenroter Farbe und glänzender Lackierung. Franziskanermuseum, Inv. Nr. 06363. Foto: Atelier Hugel

Der Zylinder wird erstmals 1797 in England gesichtet und löst dort panikartige Reaktionen beim Publikum aus⁷. Man scheint sich jedoch schnell an die monströse Kopfbedeckung gewöhnt zu haben. Sie findet schon bald nicht nur bei Männern, sondern auch bei Frauen Anklang. Bei beiden Geschlechtern gab es Vorformen, zum Teil mit konisch zugespitzter Gupfe. Da die Tracht, die Kleidung der Landbevölkerung, die durch die Französische Revolution 1789 eingeleitete Trennung von geschmückter Damen- und ungeschmückter Herrenmode nicht mitmacht, könnte sich eine vorher nicht auf ein Geschlecht festgelegte Form in der Tracht, welche die Kleidung des *Ancien Régimes* konserviert, gehalten haben.

Die Blüte der Strohflechtereie scheint insgesamt eine Vielzahl verschiedener Trachtenhutformen hervorgebracht zu haben, unter denen der Strohzylinder nur eine Möglichkeit war. Männer trugen ihn zum Wandern in naturbelassenem, meist aber in schwarz gefärbtem Stroh und imitierten damit die Variante der städtischen Mode, die Zylinder aus Seide oder Fell kennt. Frauen trugen naturbelassene Strohzylinder, aber auch gelb und rot bemalte zur Tracht. Als die Strohhutherstellung von der Heimarbeit zur Manufaktur („Fabrik“) überging, erwies sich der Zylinder als einfache, leicht zu reproduzierende Form. Schnotz und Bollenhut wurden weiterhin handgefertigt. Dagegen war die Zylinderform ideal für die Konfektionierung, da die Frauenzylinder nicht der individuellen Kopfform angepasst waren, sondern nur obenauf saßen. Die massenhafte Herstellung der Strohzylinder (30.000 Strohhüte im Jahr) hatte sicherlich auch den Absatz angeregt. Dennoch blühte die Strohflecht-Industrie nur kurze Zeit im Schwarzwald. Das Trachtentragen endete um 1880 und damit war auch die Strohzylinder-Mode vorüber. Wer in Tracht ging, galt als rückständig. Die jungen Leute wanderten in die Stadt ab und passten sich in ihrer Kleidung dem neuen Umfeld an.

Wer sich in der Ausstellung nicht als „Schwarzwälder/in“ sondern als „Anderer/r“ bezeichnet, wählt den „anderen“ Eingang und trifft auf eine „Hutversammlung“ von Hüten aus aller Welt, aus unterschiedlichen Zeiten und unterschiedlichen sozialen Schichten, die sich ebenfalls mit Bollen oder nach oben gebogenen Krempen schmücken oder die zylindrisch geformt sind. Die Haute Couture, die sich traditionell Anregungen aus Geschichte und Ethnologie holt, aber auch *Streetwear* der Gegenwart kennt Rosen- oder Bollenhut, Schnotz und Zylinder, wenn auch nicht immer mit diesen Namen. Die Farben- und Formenvielfalt der Hutversammlung soll die Besucher/innen nicht nur verblüffen, sondern ihnen die Augen öffnen für die Wanderung von Einzelformen.

Die dritte Ausstellungseinheit beschäftigt sich mit dem Herstellungskontext der Kopfbedeckungen, der Strohflechtereie, und dem Sammler der Produkte und Werkzeuge derselben, Oskar Spiegelhalder⁸. Die Strohflechtereie war in ihrer industriellen Form eine der ersten global agierenden Wirtschaftszweige des Schwarzwalds und schuf die finanzielle Grundlage für die Uhrenindustrie⁹. Die Märchenformel „Stroh zu Gold“ ging in diesem Fall vollkommen auf.

Der Obertitel der Ausstellung „Moden“ ist mehrdeutig. Selbstverständlich widmet sich eine Ausstellung über Kopfbedeckungen der Mode. Wozu jedoch der Plural? „Moden“ meint hier nicht nur das Schnelllebige einer an Konsum orientierten Kleidungskultur (Hutversammlung), sondern mit der „Mode“, dieser „dem wechselnden Geschmack unterworfenen Art“, meinen wir auch, die Arten zu sammeln, zu forschen und zu wissen. Auch der vermeintliche Gegensatz von Mode und Tracht wird so aufgelöst: Ist die Tracht nicht doch nur eine Sonderform der Mode, und zwar nicht nur heute, wo Dirndl und Lederhose von Jugendlichen bis in den hohen Norden getragen werden, sondern schon immer gewesen?

Autorin

ANITA AUER ist Leiterin der Städtischen Museen in Villingen-Schwenningen. Sie hat in Heidelberg und Stuttgart Kunstgeschichte und Germanistik studiert und über ein modegeschichtliches Thema promoviert. Sie hat in diesem Bereich an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg gelehrt und publiziert Beiträge zur Mode- und Kostümkunde.
anita.auer@villingen-schwenningen.de

Anmerkungen

- 1 CLAUDIA SELHEIM: Die Entdeckung der Tracht um 1900. Die Sammlung Oskar Kling zur ländlichen Kleidung im Germanischen Nationalmuseum. Nürnberg 2005, S. 7, spricht von der „Rekonstruktion der Sammelmechanismen“.
- 2 Vgl. zum Beispiel MICHAEL HOYER und MARTIN SCHULTE-KELLINGHAUS: 100 % Schwarzwald, Medienreportage. Villingen-Schwenningen 2012.
- 3 FRIEDRICH VON BOSE: Objekte der Anderen. In: GABRIELE JÄHNERT (Hg.): Gendered Objects. Wissens- und Geschlechterordnungen der Dinge, Bulletin Texte 38, Humboldt-Universität. Berlin 2012, S. 54.
- 4 Augustinermuseum Freiburg: Unser Schwarzwald. Romantik und Wirklichkeit. Ausstellungskatalog. Freiburg 2011, S. 149.
- 5 Zeichnung von SAMUEL GRÄNICHER 1783, herausgegeben als Kupferstich von CHRISTIAN VON MECHEL. In: Suite de différens costumes de paysans et paysannes de la Suisse. Basel 1791.
- 6 CHARLES LALLEMAND: Die badischen Landleute. Trachten und Bräuche im Schwarzwald. Lahr 1987.
- 7 Die Anekdote, nach welcher der Hutmacher John Hetherington in London den ersten Zylinder getragen haben soll, ist in einem Zeitungsbericht von 1913 enthalten, vgl. Anziehungskräfte, Ausstellungskatalog München 1986, S. 630. Ähnliche Reaktionen werden auch für die Schwarzwälder Strohzylinder überliefert.
- 8 Vgl. den Beitrag von CHRISTINA LUDWIG in diesem Band.
- 9 Unser Schwarzwald, siehe Anm 4, S. 73.

Moltkestraße 18 – Zur Geschichte und Gegenwart eines Jugendstilhauses in Donaueschingen

von HERMANN SUMSER

Zur Geschichte der Moltkestraße

Die vom Jugendstil geprägte Moltkestraße ist ein wichtiges städtebauliches Ensemble neben der ehemaligen fürstenbergischen Residenzstadt aus dem 18. und 19. Jahrhundert und der nach dem Großbrand im Jahre 1908 wieder aufgebauten bürgerlichen Stadt im Umfeld von Rathaus und Karlstraße. Das Bewusstsein für die Besonderheit dieses Viertels wurde zwar schon vor 25 Jahren durch eine städtebauliche Ausstellung im Zuge des 1100-jährigen Stadtjubiläums wieder erweckt. Doch erst 2004 hat die Stadtverwaltung eine Satzung zum Denkmal-Ensembleschutz der bürgerlichen Stadtbereiche – das Ensemble der Residenzstadt steht schon länger unter Ensembleschutz – mit entsprechenden Gestaltungsauflagen verabschiedet, nachdem in der Rosenstraße ein Haus aus dem Wiederaufbau-Projekt nach dem Brand akut von Abbruch-Absichten gefährdet war. Dieser Schutz kommt eigentlich 50 Jahre zu spät, denn viele Häuser haben bereits erheblich gelitten durch den Austausch von Fenstern, Fensterläden und Türen, den Einbau und Anbau unpassender Bauelemente, Fassadenverkleidungen usw. Am Beispiel des Gebäudes Moltkestraße 18, eines charakteristischen Wohnhauses, das über den Ensembleschutz hinaus auch als Einzelobjekt unter Denkmalschutz steht, soll im Folgenden dargestellt werden, welchen Gewinn das



Ansicht von Osten auf einer Postkarte von 1909. Die nach Westen verlaufende Spitalstraße ist handschriftlich bezeichnet. Die Moltkestraße verläuft vom ehemaligen Gesundheitsamt ganz links bis zum damals letzten Eckhaus Nr. 18, dahinter die heutige Heinrich-Feurstein-Schule in der Werderstraße. Am rechten hinteren Bildrand ist die Sebastianskapelle zu erkennen, links daneben die ehemalige Nähschule an der Ecke zur Schulstraße. Auf den Feldern im Vordergrund verläuft heute die Heinrich-Feurstein-Straße, deren Häuser, wie die der Spitalstraße, zumeist erst in den 1930er-Jahren gebaut wurden. Postkarte von Ernst Eichholz, Eigentümer des Gebäudes

Stadtbild und im engeren Bereich das Straßenbild mit einer denkmalgerechten Renovierung erfahren kann.

Biegt man von der unteren Karlstraße in die ansteigende Moltkestraße ein, so wird an Häusern, Zaunanlagen und Gärten der Charakter eines exklusiven bürgerlichen Wohnviertels erkennbar aus der prosperierenden Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Auch die stattliche Heinrich-Feurstein-Schule und manche Wohnhäuser in der einmündenden Bismarckstraße und der parallel verlaufenden Werderstraße oberhalb zeugen – wenn auch zum Teil erst in späteren Jahren entstanden und etwas bescheidener im Volumen und Dekor – vom architektonischen Selbstdarstellungswillen und den üppigeren Ressourcen der damaligen Bauherrschaften und der damals noch blühenden handwerklichen Baukultur.

Fast vermeint man in der Moltkestraße in der Frühe den Bäckerjungen zu sehen, der die frischen Brötchen und Milchflaschen in den überdachten Hauseingängen platziert, oder zu späterer Morgenstunde den Herrn Kommerzienrat nach dem ausgiebigen Frühstück auf seinem Gang ins nahegelegene Kontor oder das Dienstmädchen mit dem langen Rock und der weißen, mit Rüschen besäumten Schürze, das den Kinderwagen auf hohen Speichenrädern vor sich herschiebt, und den kleinen Jungen im Matrosenanzug, der mit Kletterversuchen am stattlichen Vorgartenzaun befasst ist. Blechkarossen entlang der neu angelegten Stellplatzzonen, Vorgärten, die sich pflegeleicht als baum- und strauchlose Grasflächen präsentieren, und neuzeitliche Fenster, die mit großflächigen Gläsern wie aus hohlen Augen blicken, holen den Betrachter allerdings schnell wieder in das 21. Jahrhundert zurück.

Die Moltkestraße war das erste Neubaugebiet auf einem unbebauten Areal, das damals von der Gemeinde wahrscheinlich als Ganzes vom Fürstenhaus



Die heutige Sicht auf die Südwestseite der Moltkestraße 18. Foto: Friedrich Eichholz

erworben wurde. Von der Brandkatastrophe im Jahre 1908 blieben diese Häuser – wie auch das barocke Residenzviertel – verschont, weil sie vom Kern der Stadt noch losgelöst und nicht in der Hauptwindrichtung lagen. In den Besitz der Adelsfamilie war dieses Areal schon mit dem Kauf der Ortsherrschaft im Jahre 1488 gelangt als Teil der Feldfluren des im Mittelalter am heutigen Karlsplatz gelegenen Reichenauer Kelnhofes.

Bauherr des Hauses Nr. 18 war ein in der Zentralverwaltung des fürstenerbergischen Adelsbesitzes im Kammergebäude an der Josefstraße tätiger Kanzleirat. Die gehobenen Bürgerschichten siedelten sich damals an den Rändern der alten Städte an, um deren Enge zu entkommen und dem neuen Wunschbild eines Wohnhauses inmitten eines umgebenden Gartens mit Baumbestand zu entsprechen, wie es die Adels Häuser in größerem Maßstab schon seit Jahrhunderten in ihren Schlössern und Landgütern praktizierten. Zunächst wurden diese neuen Wohnformen bevorzugt an den von Baumalleen gesäumten Ausfallstraßen realisiert, die damals nur dem Verkehr von Kutschen, Pferde- oder Ochsengepannen ausgesetzt waren. Beispiele dafür finden sich in der heutigen Friedrich-Ebert-Straße unterhalb des Schützenberges, in der äußeren Hüfnger Hauptstraße und – größer und aufwändiger – z. B. entlang des Villingringes.

Die Bebauung in der Moltkestraße war insofern neuartig, als hier am Rande der Stadt ein neues Quartier mit parallelen und sich kreuzenden Wohnstraßen angelegt wurde, vergleichbar z. B. den ausgedehnten Villen-Quartieren „Herdern“ und „Wiehre“ im Umfeld der Freiburger Altstadt. Voluminöse Häuser für mehrere Familiengenerationen, Wohnungsbauten mit bis zu drei repräsentativen Wohnungen in mehreren Etagen und öffentliche Gebäude wie die Feurstein-Schule im benachbarten Quartier stehen in aufgelockerter Reihung entlang der Straßen. Alle Parzellen verfügen über einen ausgedehnten Garten für Gemüse, Obst und Blumenschmuck, der in der Regel zum Innern des Quartiers orientiert ist, und über einen Vorgarten zur Straße hin, der von einem stattlichen Zaun aus Mauerwerkspfeilern und Füllungen aus profilierten Holzlatten oder kunstvoll geschmiedetem Eisengeflecht eingefasst ist. Auch die Feurstein-Schule mit dem von Bäumen gesäumten Schulhof ist durch eine repräsentative Zaunanlage eingefasst, so dass das Quartier einen insgesamt einheitlichen Charakter wahr.

Zur Gartenwelt des Hauses

Das Haus Nr. 18 an der Ecke zur Spitalstraße ist ein noch weitgehend intaktes Wohnhaus aus den Anfängen der Moltkestraße. Ein etwas verwitterter, nicht ganz stilechter Jägerzaun steht zwischen den originalen Mauerwerkspfeilern. Neben der Vorgarten-Türe öffnet sich zwischen zwei Pfeilern zwar auch die neuzeitliche Zufahrt zu einer Garage, die jedoch zurückversetzt steht, angeschmiegt an die hohe Hainbuchen-Hecke, die zum Nachbargrundstück abgrenzt. Die Garage mit Satteldach und rückwärtigem Gartengeräteraum stammt aus den 1950er-Jahren. Angebunden an das Hauptgebäude mit einer Verbindungsmauer, in der ein Rundbogentor als Zugang zum rückwärtigen Garten ausgespart

ist, verträgt sie sich gut mit dem Vorhandenen und schafft eine beschauliche Intimität für den Eingangsbereich wie auch für den Garten dahinter.

Im Vorgarten wuchern ab Mai bis zum späten Sommer aufwärts an Zaun und Fassaden Rosen, Clematis und eine alte Glyzinie, während Waldmeister und Immergrün den Boden überwuchern. Eine riesige Kiefer in der Südwestecke des Grundstücks, die den gesamten Eingangsbereich einst wie einen Schirm überdeckte, musste zum Bedauern des Hausherrn fallen, weil sie das Haus zu sehr beschattete. Ansonsten ist das originale Gebäude noch weitgehend verschont geblieben von den „Segnungen“ und „pflegeleichten Errungenschaften“ der neuzeitlichen Baumärkte und hat vieles von seinem gründerzeitlichen Charme bewahrt. An der nordwestlichen Ecke steht die dort noch erhaltene Linde aus der originalen Bepflanzung, die nur zurückgestutzt mittlerweile wieder kräftig austreibt. Neben der Treppenbrüstung windet sich über mehrere Geschosse jene Glyzinie wie eine Liane mit urwaldauglichem Stammumfang bis zur Dachrinne hinauf. In der geschützten, sonnenbeschienenen Mauerecke schlingt sich Geißblatt empor und blüht die zartrosafarbene Bauernpfingstrose und die Zitronenmelisse. Hereinspaziert! Gleich hinter dem Torbogen wächst der Wiesenkerbel, der dort blüht, wo eigentlich nichts wachsen kann. In dem nach Osten hangabwärts gelegenen Garten stehen vielerlei Obstbäume: Kirsche, Zwetschge, Quitte, Apfel, Birne. Entlang des nordöstlichen Gartenrandes ragen über die Hainbuchenhecke Fichte und Lebensbäume, die den Garten räumlich wie eine Lichtung erfassen. Die davor mit Kalksteinen eingefassten, frei geformten Pflanzbeete sind im Sommer bevölkert von blühenden Stauden, verschiedenen Pfingstrosenarten, Tulpen, sibirischen Iris und weiteren Taglilien, deren einzelne Blüte nur einen Tag leuchtet, aber in der Vielzahl der Blüten in verschiedensten Farben zwei bis drei Wochen überdauern, wie auch der Goldfelberich, der sich entlang der Gartenwege drängt, oder das raublättrige Kaukasus-Vergissmeinnicht, das mit seinen hellblauen Blüten schon im Frühjahr die Tulpen und Narzissen umrahmt.



Die dicht bewachsenen, frei geformten Beete sparen nur hier und da ein kleines Rasenstück aus, auf dem

Zur Südwest-Ecke, wo das Hauptgebäude und die Garage den Vorhof bilden, öffnet sich das Wohnhaus mit einer einladenden Geste in Gestalt einer breiten Terrazzo-Eingangstreppe, die von gemauerten Brüstungen eingefasst ist, deren Mauerwerkskronen in einem kühnen Schwung einer Sprungschance gleich ausgeformt sind. Nachfolgende Fotos: Hermann Sumser

Zur Südwest-Ecke, wo das Hauptgebäude und die Garage den Vorhof bilden, öffnet sich das Wohnhaus mit einer einladenden Geste in Gestalt einer breiten Terrazzo-Eingangstreppe, die von gemauerten Brüstungen eingefasst ist, deren Mauerwerkskronen in einem kühnen Schwung einer Sprungschance gleich ausgeformt sind. Nachfolgende Fotos: Hermann Sumser

man in der Sommerzeit den Nachmittagstee einnehmen kann. Angelehnt an den kleinen Geräteraum hinter der Garage lagern unter dem Dachvorsprung leere Blumentöpfe zum Umtopfen, auf einem Brett verschiedene Gartengeräte, Natursteine und allerlei Gruscht, versteckt unter größeren Hecken an der Grenze zum Nachbargarten die Kompostbehälter und das Fass für die selbstgebraute Essenz zur Schädlingsbekämpfung aus biologischen Substanzen. Vom Fallrohr der Dachrinne an der Hausecke spuckt ein Speier Regenwasser in die eingegrabene Zisterne, aus der der Hausherr und Heimgärtner mittels einer gusseisernen Handpumpe die Gießkanne mit Regenwasser füllt. Im Schatten des darüber aufragenden Quittenbaumes haben sich Maiglöckchen, Waldmeister und Frauenmantel ausgebreitet. Im Halbschatten durchdringen auf dünnen Stengeln Akeleien rosa bis dunkelblau das beherrschende Grün. Dort, wo die Sonnenstrahlen auf den Beeten landen, treiben die Pfingstrosen ihre rübenartigen Wurzeln in die lehmige Erde und bringen Jahr für Jahr mehr Blüten hervor; anfangs tiefrosa, dann weiß, schließlich gelb verblassend. Ähnlich triebhaft breitet sich der Ranunkelstrauch aus mit seinen gelben „Ponpons“. Im Juni und Juli duften besonders in der Dämmerung die lilafarbenen Nachtviolen, die sich selbständig versamen und auch im Halbschatten gedeihen.

An dem zur Morgensonne gewandten Ostgiebel blühen die Kletterrosen auf: die einen samtig dunkelrot, die anderen feuerrot in üppigen Büscheln mit hellgrünen Blättern. Edelpfingstrosen ziehen nach, weißrosa manche auf hohen Stielen, andere lilarot, andere rosarot, dazwischen eine blaue Iris, die sich gerade noch gegen die Übermacht der Rosen behauptet hat, während andere Pflanzen wie der Rittersporn und verschiedene Asternarten sich der Übermacht ergeben haben. An anderen offeneren grasbewachsenen Stellen spitzen im späten Frühjahr Narzissen und Scilla aus dem Boden, Gänseblümchen und Sonnenwirbel, um schließlich wieder im üppigeren Gras und den Wiesenblumen am Ende des Frühjahrs unterzugehen. Hin und wieder pflanzen sich im Sommer Gäste auf den Grasplatz unter dem Sonnenschirm und pflücken nach Lust und

Die Treppe führt zu einem repräsentativen Eingang, der früher nur überdeckt war und später als Windfang und Wintergarten für die frostempfindlichen Pflanzen verglast wurde mit kleinteiligen Sprossenfenstern und einem zweiflügeligen Türabschluss. Auf der Freitreppe in Kübeln blühen im Sommer die Taglilien gelb und orange, im Winter überleben sie hinter der Verglasung des Eingangsbereiches.



Laune die Stachel- und Johannisbeeren, die in diesem Garten nicht in Reih und Glied, sondern frei in Gruppen wachsen. Dem Herbst zu locken die süßen Kirschen, später die Zwetschgen, kleine Träuble an den hochrankenden Stauden des wilden Weins, dann die Äpfel und Birnen, schließlich die wohlriechenden Quitten, die allerdings wegen ihres herben Geschmacks nur als eingemachtes Gelee – aber dann umso mehr – zu empfehlen sind oder als erfrischende Geruchsspender und Dekoration in einer Porzellanschale im Esszimmer oder auch als Einlage in der weißen Wäsche im Schrank.

Zur Konzeption und Architektur des Hauses

Als Architekt des Hauses fungierte ein Baumeister Nägele aus dem nahen Villingen, der dort u. a. das prächtige Forstamt in der heutigen Waldstraße gebaut hat. Das Haus in der Moltkestraße folgt einem Formenkanon, der das rein Historisierende früherer Gründerjahre überwunden hat und sich folglich als „Jugendstil“ begreift, technisch sich aber noch ganz im Handwerk entfaltet. Es ist reich geschmückt mit Balkonen und Erkern, Vorsprüngen und Rücksprüngen der Fassade, mit einem Sockel aus graugelben Sandsteinquadern unterschiedlicher Größe, die frei nach Gefühl gestaffelt sind, an den Ecken des Hauses höher aufsteigend, an der Südwestecke als Einfassung eines Mauerwerkspfeilers, der bis auf die Geländerhöhe des Balkons über der Eingangszone sich als vertikales Element entwickelt.

In der Putzfassade des Hochparterre-Geschosses ist eine schmale, glatte Lisene als umlaufende Linie um das Haus geführt, die sich auf der Nordseite als senkrechte Einfassung der aufgehenden Widerkehr fortsetzt, dann horizontal



In dieser Ansicht der Nordfassade ist zu erkennen, dass die Fenster nach den gleichen Prinzipien geteilt und proportioniert sind. Sie wirken durch die Kombination mit den Fenstergewänden und den Klappläden, die wiederum untergliedert sind in ein stehendes Feld mit Lamellenstruktur und ein quadratisches Feld mit geschlossener Füllung, in der jeweils eine Rosette aufgemalt ist. Fenstergewände und Fensterrahmen sind weiß lackiert, die Fensterläden in einem kräftigen Blau abgesetzt. Diese linearen weißen Strukturen bilden einen lebendigen Kontrast zu den farbig gefassten Flächen der verputzten und verschindelten Zonen, die wiederum farblich voneinander differenziert sind.



Auch die weiß lackierten Gesimse der hölzernen Dachränder, der Dachrinnen, Ortgang- und sonstigen Abdeck- und Einfassbleche setzen das Wechselspiel von linearen weißen und flächig farbigen Zonen fort. Die kleinen Fenster am überdeckten Windfang und in den Dachspitzen der Giebelfronten sind als ovale „Ochsenaugen“ ausgeformt.

abwinkelt und einen architektonischen Bezug zu dem dort ausgebildeten sanft geschwungenen Giebelgesims über der Widerkehr bildet. Als Achteck-Segment wölbt sich der Erker auf der straßenseitigen Westseite nach außen, gegliedert und gesäumt durch vorspringende Fenstergesimse und die vielfältig unterteilten Fenster mit Sprossengliederungen im Oberlicht. Die Brüstungen der Erker wechseln im Material von den verputzten Feldern im Hochparterre zu den kleinteiligen, halbrund zugeschnittenen Holzschindeln im Obergeschoss so, wie die Giebelfassaden wechseln von den verputzten Zonen der Vollgeschosse zu den verschindelten Zonen der Giebeldreiecke des Dachraumes, die am unteren Abschluss für das Abtropfen des Regenwassers über der Putzfassade ausgeschweift sind. Am Ostgiebel wiederholt sich diese Zonierung, wobei der hier breitere Erker als vorgewölbtes Kreissegment ausgebildet ist.

Dem auftreffenden Regenwasser werden viele Angriffsflächen geboten, und es ist fast verwunderlich, dass viele der originalen, empfindlichen Materialien wie die in weichem Naturstein, fein strukturiertem Putz, lackiertem Holz und Blech ausgeführten Bauelemente bis heute relativ gut überdauert haben. Auch die Orientierung der verschiedenen Nutzungszonen des Hauses ist eher ungewöhnlich für die raue Baar, denn die Wohnräume orientieren sich nach Norden und das zentrale Treppenhaus, die Diele und der Eingangsbereich nach Süden. Welche Überlegungen den Architekten zu dieser Konstellation der Räumlichkeiten ver-

führt haben mögen, erschließt sich im Inneren des Hauses. Kommt der Besucher durch den Windfang, der von tiefgrün glasierten Kacheln bis auf Brüstungshöhe bedeckt ist, die mit dem roten Klinkerboden kontrastieren, und wendet er sich dann der Eingangstüre aus naturbelassenem Eichenholz zu und drückt den kleinen weißen Klingelknopf, dann öffnet der Hausherr wie immer freundlich lächelnd und gibt den Weg frei in die zentrale Diele. Zuerst fällt der Blick auf eine Vielzahl von Türen im Dielenrund, deren Blendrahmen individuell geformt sind mit viertelkreisförmig abgerundeten Ecken und sich in einem gedeckten Weiß von den dunkler tapezierten Wänden absetzen.



Das überraschend helle, oft von Sonnenstrahlen durchwirkte Licht, das in die Diele fällt, zieht den Blick des Besuchers in die Höhe, zu einer offenen, in drei Läufen im Karree herumführenden Treppe, gesäumt von einem besonders gestalteten Geländer aus rhythmisch im Zweiertakt angeordneten Holzstäben, die unterseitig in der Treppenwanne eingelassen sind und oberseitig sich vereinigen zu einer kleinen Fläche mit dekorativem Ausschnitt, die im profilierten Handlauf ihren Abschluss findet. Oben wird die Lichtquelle sichtbar in Gestalt eines großen, fast die gesamte Breite des Treppenaufganges einnehmenden Fensters, oberseitig mit einem kreisbogenförmigen Zuschnitt, unterseitig ein Stück gerade, dann parallel zum Treppenlauf abwärts verlaufend, um in einer Spitze zu enden. Entlang des oberen Bogenrandes verläuft in farbig bemalten Glasfeldern eine Blumen- girlande als krönender Abschluss, die dem üppigen Sonnenlicht, das durch die Orientierung des Treppenhauses nach Süden von dort oben herabfällt, einen rötlich-gelben Schimmer verleiht.

Durch den großen Treppenausschnitt in der Decke strömt das Fensterlicht in voller Breite in die Tiefe der unteren Diele, und die obere Diele wirkt darüber wie eine offene Galerie. Unter dem obersten Lauf bildet die Treppe in der unteren Diele eine Garderobennische aus mit einem oval geformten stehenden Ochsenauge als Außenfenster und einem bogenförmig ausgesparten Zugang. Wahrscheinlich hat also diese Licht-Inszenierung des Treppenaufganges zu der doch ungewöhnlichen Orientierung des Treppenhauses zur besonnten Südseite verleitet.

Von der zentralen Diele aus führt eine Tür zu einem in sich abgeschlossenen Vorbereich mit Einbauschränken, dem Zugang zum Gäste-WC, dem Zugang zur Küche in der Südwestecke und gegenüber dem Zugang zum Speisezimmer in der Nordwestecke des Hauses. Direkt von der Küche aus führt ein Treppenabgang zum Untergeschoss zu den dortigen Kellerräumen. Es ist eine für die damalige Zeit charakteristische Grundriss-Organisation, die das Reich der Hausfrau und des Dienstmädchens mit dem damals noch umfangreicheren Haushaltsbetrieb abschottete von den reinen Wohnräumen, in denen sich der Hausherr und die bürgerliche Familie mit ihren Gästen aufhielt. Zu diesen gleichzeitig repräsentativen Räumlichkeiten – dem Speisezimmer, dem Wohnzimmer in der Nordwestecke, dem Arbeitszimmer und der Bibliothek des Hausherrn in der Südwestecke – führt jeweils eine Tür direkt von der Diele aus, gleichzeitig sind diese drei Räume untereinander durch jeweils zweiflügelige Schiebetüren zu einer großzügigen Raumfolge zusammengefasst.

Das Speisezimmer ist orientiert zu einem verglasten Erker Richtung Osten zur Morgensonne, wobei der durch die vielen Glasflächen kühlere Erker selbst wieder durch eine zweiflügelige Schiebetüre vom Speisezimmer abgeteilt ist. Öffnet man die Schiebetüre zum Wohnzimmer, so gelangt von dort auch das Abendlicht bis in das Speisezimmer. Die direkte Tür zum Küchenbereich ermöglichte dem Dienstmädchen das Auftischen, Auftragen und Abtragen der Speisen, ohne die Diele oder das Wohnzimmer zu tangieren. Die Bibliothek ist wie das Wohnzimmer nach Westen zur Abendsonne orientiert, wobei sie über einen etwas schmaleren, aber gleichfalls nach außen vor die westliche Hauswand vorgewölbten Erker zusätzlich Licht und Sonne gewinnt. Außer dem Kamin in der Küche, an dem die Zentralheizung angeschlossen ist und der ehemalige Herd, befindet sich in der Bibliothek ein weiterer Kamin, an den ein Kachelofen angeschlossen ist, der bei geöffneter Tür auch das Wohnzimmer zusätzlich zu den Heizkörpern mit Ofenwärme versorgen kann.

Alle Fenster sind als Verbundfenster ausgeführt, d. h. mit einem inneren und äußeren Glas und dazwischen stehender Luftschicht; eine für damalige Zeiten exklusive Ausstattung. Die Fenster werden in den kälteren Jahreszeiten zusätzlich aufgedoppelt mit einem einfach verglasten Vorfenster. Im Übrigen gehört zu diesem Fenstersystem als weiteres zusätzliches Element der Klappladen, der nur in der Sommerperiode geschlossen wird, um eine zu starke Aufheizung der Räumlichkeiten zu verhindern und deshalb Richtung Osten und Westen und seltsa-

merweise auch gegen Norden mit Lamellen zur gleichzeitigen Belüftung ausgestattet ist. In den verglasten Erkerzonen können keine Klappläden ausgeführt werden, weil die hierfür notwendigen Abstellflächen in der Fassade fehlen.

Beim großen Erkerfenster im Speisezimmer löst sich das Problem der Aufheizung durch den verglasten inneren Türabschluss, der eine Art klimatischer Pufferzone bildet. Im Falle der verglasten Erker in der Bibliothek und im Zimmer darüber wird die Beschattung durch einen in einem Holzkasten über dem Fenster eingelassenen Holzrolladen gelöst, der mit einem Gurt betätigt über Gleitschienen heruntergelassen wird und zusätzlich zur Belüftung ausgestellt wird, was jedoch wie im Falle der Klappläden nur möglich ist in der wärmeren Jahreszeit, während der das Vorfenster demontiert ist. Derartige Fenster sind durch ihrer Konstruktion und Gliederung, durch besondere Profilierungen der Rahmen und Sprossen und die kunstvollen Beschläge handwerkliche Kunstwerke, die wegen der aufwändigen Pflege und unzureichenden Dichtung häufig durch serienmäßige Kunststofffenster ersetzt werden mit der Konsequenz, dass so manches Haus sein Gesicht verliert.

Die Ästhetik der Räumlichkeiten im Wohngeschoss wird wesentlich geprägt von der besonderen Raumhöhe, von den differenzierten Fenstergliederungen, den Türen mit den profilierten Rahmen, Füllungen, den silbrig schimmernden, schön geformten Türbeschlägen aus verzinnem Metall, den Türfuttern und schön geschnittenen, glatten Bekleidungen, den hohen Sockelleisten, die mit den Türblenden umlaufende Bänder bilden und sich durch ihre weiße Lackierung von den dunkler gehaltenen Wandflächen, die früher wahrscheinlich in kräftigen Farben und Tapetendekors gefasst waren, wirkungsvoll absetzen. Diese Wandfassungen in Form von Anstrichen oder Tapeten enden in der Originalausführung in einem schmalen Zierfries, der über den Türblenden ringsum läuft. Die restliche Wandhöhe der gemessen an heutigen Standards überhohen Räume ist mit der Decke zu einer Einheit zusammengefasst durch eine einheitliche glatte, weiß getünchte Oberfläche und eine Hohlkehle entlang des Deckenrandes, der die scharfe Trennung zwischen Wand- und Deckenfläche aufhebt. Auf dem Boden ist ursprünglich helles, mittlerweile nachgedunkeltes Parkett in Fischgrätform verlegt, das üblicherweise im Zusammenhang mit der Möblierung durch einzelne Teppiche aufgelockert ist. Die Ausgestaltung aller Elemente ist gegenüber der früheren Gründerzeit mit ihrem historistischen Dekor, den üppigen Stukkaturen, Kassetierungen usw. schon deutlich vereinfacht auf reine Flächenwirkungen, elegant geformte Linien und Profilierungen im Sinne des „Jugendstils“.

Alle Räume waren ursprünglich von Zimmerkachelöfen beheizt, weshalb das Haus noch heute über zwei Kamine verfügt. Allerdings wurden diese Öfen schon in der Vorkriegszeit, wahrscheinlich in den 30er-Jahren, durch eine damals in Wohnhäusern noch ungewöhnliche Zentralheizung mit Kohlebefeuerung ersetzt, wobei später sämtliche Öfen leider in Abgang gekommen sind. Statt ihrer hängen in den Räumen seitdem formschöne gusseiserne Heizkörper mit den typisch geschwungenen, großflächigen Lamellen. Nur in der Bibliothek ist ein

Kachelofen neuerer Bauart als Zusatzheizung eingebaut worden. Die nicht mehr ganz stilechte Oberflächenbearbeitung und Farbfassung dieser Räume soll als Wunschvorstellung in einer kommenden Renovierungsphase wieder ihrem ursprünglichen Erscheinungsbild angenähert werden.

Im Obergeschoss befinden sich die Schlafräume in einer zum Erdgeschoss analogen Aufteilung. Der gesonderte Bereich über der Küche dient dort als intimere Vorzone zu Bad, separatem WC, Schrankraum und Treppenaufgang zum Speicher. Von der zentralen Diele, in der die repräsentative Treppe mündet, sind wiederum alle Schlafräume direkt zu erreichen, darüber hinaus über jeweils eine doppelte, verglaste Außentüre der südöstliche und südwestliche Balkon, die das südliche Treppenhaus mit der krönenden Widerkehr einfassen und gleichzeitig plastisch herausarbeiten. Während der Südostbalkon, der heutzutage durch einen nachträglichen Glasanbau eingefasst ist, mit einer gemauerten Brüstung versehen ist und auch zum Wäschetrocknen genutzt wurde, ist der südwestliche Balkon über dem Eingangsbereich repräsentativ gestaltet und mit einer Balustrade aus weiß lackierten Staketen eingefasst. In der Südwestecke ragt der massive Mauerwerkspfeiler mit dem Natursteinbesatz als Eckpfosten der Balustrade auf.

Im Speicherraum ist ein weiteres Schlafzimmer am Ostgiebel ausgebaut, nach Süden in der kleinen Widerkehr über dem Treppenhaus die unbeheizte, im Sommer zu warme und im Winter zu kalte Dienstmädchenkammer. Der erstaunlich hohe Speicherraum vermittelt mit seinen nachgedunkelten Sparren, Holzschalungen über den Sparrenfeldern und unbehandelten Speicherböden noch die typische Speicher-Atmosphäre. Ein verputzter Kamin ist in einer steilen Schräge Richtung Firstlinie verzogen. Das erste Dachgeschoss schließt mit einer rohen Balkendecke ab, über der ein weiteres Geschoss unter dem Dachfirst, der sogenannte Spitzboden, über eine Leiter erreichbar ist. In dieser Ausdehnung bietet der Speicher genügend Raum für die nötigen Trockenvorräte, zur Trocknung der vielen Wäsche einer Großfamilie. Das Jahr über lagerte hier auch der Holzvorrat an Buchen- und Tannenholzscheiten für die vielen Zimmeröfen. Unter anderem fand sich hier unter den Utensilien auch noch die badische Fahne aus dem zweiten Kaiserreich, mit der die bürgerliche Familie zu besonderen Anlässen ihre vaterländische Gesinnung zu besonderen Festtagen dokumentieren konnte. Mitsamt dem noch vorhandenen Köcher und Fixiergestänge könnte sie jederzeit in die am Westgiebel noch vorhandenen Halterungen eingespannt werden.

Steigt man von der Küche im Erdgeschoss über den Kellerabgang in das Untergeschoss, ist man zunächst überrascht über die Höhe der Kellerräume und die Schönheit der nur weiß getünchten aus Backstein gemauerten Wände, deren Tür- und Fensteröffnungen stichbogenförmig in Mauerwerkstechnik überwölbt sind. Zur Linken in der Südostecke unter der Küche gelangt man in die Waschküche, die einen direkten Ausgang ins Freie zum östlich vorgelagerten Garten hat. Im Inneren ist ein sehr großer gefliester Bottich als Waschtrog eingebaut. Dort haben noch einige Installationen, Schlauchanschlüsse und Gerätschaften der

früher arbeitsaufwändigen Waschprozeduren sich in die Gegenwart hinübergerettet. Im Mittelbereich unter der Diele ist viel verfügbarer Platz. Dort öffnen sich wie im Geschoss darüber die Tüрдurchgänge zu den anderen Kellerräumen. In der Nordwestecke befindet sich ein Kellerraum mit eingebauten tiefen Regalen, in denen sich früher die Gartenernte an Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Mirabellen für die kältere Jahreszeit in Einmachgläsern aneinanderreihete und in den kleinen Marmeladengläsern die Himbeeren, Johannisbeeren, Brombeeren und das Quittegelee, in den Saftflaschen die eingekochten Beeren- und Obstsäfte, in den Steinguttöpfen die Essiggurken, im Holzfass das Sauerkraut.

Im mittleren Raum an der Nordwand, wo früher vielleicht ein Lagerraum oder eine Werkstatt für den häuslichen Bedarf war, später der zentrale kohlenbefeuerte Heizkessel stand, hängt heutzutage nur noch eine gasbefeuerte Therme, im Raum dahinter, wo früher die Kohlen lagerten, mit einem weiteren direkten Zugang vom Garten her, ist der Ausgang mittlerweile blockiert durch das Heizöllager. Alle Vorräte konnten und können auch heute noch auf die eine oder andere Weise vom Garten unmittelbar in den Keller des Hauses gelangen und von dort nach Bedarf in die Küche hochgeschafft werden, ohne den Eingangsbereich, die Diele und die Wohnräume in Mitleidenschaft zu ziehen.

Zur Geschichte und Renovierung des Hauses

Der Fürstlich Fürstenbergische Kanzleirat Dietrich, Jahrgang 1865, der das Haus in den Jahren vor dem Stadtbrand 1908 bauen ließ, wohnte hier mit seiner Familie bis zu seinem Tod und hinterließ eine Witwe, die – nachdem die Kinder ausgeflogen waren – einen Logis-Herren aufgenommen hatte, der ebenfalls in einer fürstlich fürstenbergischen Institution tätig war; in diesem Fall der Brauerei. Der aus dem Bayerischen stammende spätere Brauereidirektor mit Namen Miller hatte zu Anfang des letzten Jahrhunderts als kaufmännischer Lehrling seinen beruflichen Werdegang begonnen, in jener Zeit also, als dort zum ersten Mal das legendäre Fürstenberg-Pils gebraut wurde und von Kaiser Wilhelm II. anlässlich eines Besuches beim Fürsten verkostet wurde, woraufhin dieses Pils künftig die kaiserliche Tafel auf Dauer bereichern sollte. Der kaufmännische Lehrling Miller entwickelte sich nach und nach bis zum Brauereidirektor und wurde in Donaueschingen zu einem allseits geschätzten und respektierten Original, wie ältere Semester noch zu berichten wussten. Eben diesen künftigen Brauereidirektor nahm die Hofratswitwe Dietrich als Untermieter in das Haus auf, bis sie schließlich aus Altersgründen in ein Altenstift einzog und das stattliche Haus ihrem Logis-Herren verkaufte. Irgendwann in den 1980er-Jahren tauchte ein Enkel jenes Hofrates als durchreisender Amerikaner und früher praktizierender Arzt in der Umgebung von New York auf den Spuren seiner familiären Vorfahren bei den heutigen Bewohnern auf, stellte sich vor, besichtigte das Haus und erzählte dies und jenes aus der großväterlichen Vergangenheit u. a. auch von den vielen Verpflichtungen, die dem Dienstmädchen einst in diesem Haus oblagen, wie z. B. das Beheizen der vielen Kachelöfen.

Der Brauereidirektor Miller und langjährige Jungeselle machte das Haus zu seinem „Schlösschen“ und bewohnte es bis in die späten Kriegsjahre, bis es von der französischen Besatzungsmacht in Beschlag genommen wurde, deren Offiziere bekanntermaßen einen guten Geschmack in der Auswahl der requirierten Häuser hatten. Als er nach der Besatzungszeit sein „Schlösschen“ in ziemlich ramponiertem Zustand zurückbekam, soll ihm nach dem Hörensagen die Freude an seinem „Schlösschen“ vergangen sein. Er bezog mit seiner Gattin – inzwischen hatte er doch geheiratet – einen Neubau-Bungalow in Schwenningen – ein überraschender Wandel! – und vermietete das Haus über viele Jahre hinweg.

Im Jahre 1975 haben schließlich die heutigen Eigentümer und Bewohner das Haus, das durch die wechselnden Mieter in einem etwas heruntergekommenen Zustand war, von Frau Miller erworben. Das ursprünglich doppelt so große Gartengelände mit seinem wertvollen Baumbestand wurde von der Verkäuferin durch die Ausweisung einer zweiten Bauparzelle hangabwärts geteilt, aber die Hauskäufer verzichteten aus finanziellen Erwägungen auf diesen Baumgarten. Der Garten auf dem erworbenen Grundstücksteil hatte sich allerdings vom einst prächtigen Hausgarten auf eine wuchernde Grasfläche unter dichtem Baumbestand zurückgebildet. Über die Anfangsjahre im neu erworbenen Haus ging der Hausherr daran, den erworbenen verwilderten und kahlen oberen Teil des Gartens zu bepflanzen, Beete anzulegen und mit Natursteinen einzufassen. So entstanden allmählich die heutigen Strukturen des Gartens. Am Haus hatten die neuen Eigentümer sich schon frühzeitig zu schaffen gemacht mit der Renovierung einzelner Innenräume, dann der vielen Fenster, Fenstersprossen, Fensterbänke, den inneren Fenstern mit den aufklappbaren Verbundfenstern, den Vorfenstern, den Fensterläden, kurz mit allem, was ohne Baugerüst erreichbar war.

Im Jahre 1983 entschloss sich die Familie, die nach Süden orientierte Dachfläche, die in unseren Breitengraden am stärksten der Bewitterung ausgesetzt ist, zu erneuern. Der Architekt – der auch der Verfasser dieses Beitrages ist – schlug vor, alle Teile in Material und Detailausbildung konsequent nach der originalen Vorgabe zu belassen. In diesem Fall bedeutete dies, die Naturschieferdeckung neu auszuführen; ein Material, das erst zur Jahrhundertwende in unseren Regionen zur Anwendung kam, als der Eisenbahnbau den Transport aus dem rheinischen Schiefergebirge ermöglichte. Nur noch wenige Handwerker waren in der Lage, mit diesem Material und speziellem Handwerkszeug umzugehen. Auch die wulstförmigen Randabschlüsse der Blechverwahrungen entlang der Traufgesimse waren und wurden wieder, wie früher generell, über einem Rundstab ausgeformt, der dem Gesims ein elegantes Abschlussprofil verleiht. Auch die vielen Innenfenster und Vorfenster, die inneren und äußeren Balkontüren, die Geländer usw., die heutzutage in den meisten Fällen entsorgt und durch neuzeitliche Konstruktionen ersetzt werden, sorgten dafür, dass der Hausherr einen Großteil seiner Ferienzeit für Renovierungsarbeiten aufbringen musste. Anders ausgedrückt bedeutet der Erhalt dieser Elemente ein besonderes Engagement für die Denkmalpflege, die dem Vereinsmitglied in der IG Baukultur einiges abverlangte.



Im Jahr 2005 wurden die schadhaften Bereiche der vielen hundert kleinformigen, halbrund geformten und deckend gefärbten Holzschindeln durch einen erfahrenen Handwerker aus Einsiedeln in der Schweiz und mit der Unterstützung des Hausherrn saniert.

In einer zweiten Renovierungsphase im Jahre 2005 war die Erneuerung der nördlichen Dachhälfte fällig und in diesem Zusammenhang die Restaurierung der gesamten Fassaden, der Natursteinzonen, der Putzflächen, der Holzschindelflächen, der restlichen Fensterzonen, der Gewände und Holzeinfassungen, Fensterbretter usw. Jetzt musste gar auf eine Firma aus dem Saarland zurückgegriffen werden, die Naturschieferplatten wurden aus Spanien importiert. Die vielen Fenstersimse aus lackiertem Holz mit gerundeter Abschlusskante wurden jetzt durch Blechabdeckungen ersetzt, die in der gleichen Ausformung wie das hölzerne Original durch eine Spezialfirma in Bayern vorgefertigt und einbrennlackiert und schließlich vom örtlichen Blechnermeister wieder eingepasst und montiert wurden.

Schließlich wurde das Farbkonzept mit dem beauftragten Maler, dem Hausherrn und den interessierten Nachbarn in vielerlei Mustern entwickelt und abgestimmt. Für das Blau der Läden, das Hellgelb der Putzflächen, das Dunkelgelb der Schindelflächen wurden etwa zehn verschiedene Bemusterungen dieser Flächen nacheinander vom Maler ausgeführt bis hin zu den glänzend in Gold gefassten Profilierungen der Büge unter dem Schindelmantel. Ein Schlüsselgewerk bei diesen Maßnahmen, die ganz speziellen Blechnerarbeiten, erledigte ein erfahrener Meister aus Bräunlingen. Befragt, was ihn dazu bewogen hat, diese schwer kalkulierbaren und schwierigen Arbeiten auf sich zu nehmen, zumal er bereits durch Rückenprobleme gehandicapt war: „Mich haben die Schwierigkeiten und besonderen Anforderungen gereizt.“

Autor

HERMANN SUMSER war seit 1978 als Architekt tätig und lange im Sanierungsgebiet „Hinterstadt“ in Hüfingen beschäftigt. 1989 war er zusammen mit Antonia Reichmann Initiator der Interessengemeinschaft Baaremer Baukultur, die sich der Pflege der dörflichen Baukultur auf der Baar widmet. Er plante in Hüfingen das Stadtmuseum, zusammen mit

Horst Hug die Burgplatzbebauung, ebenso die Bebauung an der Karlstraße 51 in Donaueschingen, die Sanierung von Haus Scherzinger am Kelnhofplatz in Bräunlingen und andere Gebäude wie z. B. das Bürgerhaus Hausen vor Wald. Er entwickelte das Projekt eines archäologischen Parks im Umfeld des „Römerbades“ und das Tourismusprojekt „Quellregion Donau“. In Kürze erscheint sein Buch über den „Mythos Donauquelle“.

Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten

von ULF WIELANDT

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs war ein einschneidendes Erlebnis auch für die Schüler der Realschulen und Gymnasien. Das soll im Folgenden anhand einiger Schülerpostkarten¹ gezeigt werden, die vor und nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges von Schülern verfertigt und an Freunde und Verwandte anlässlich der bestandenen mittleren Reife bzw. des Abiturs verschickt wurden. Die Einstellungen der Schüler reichen dabei – je nach dem Kriegsverlauf und den damit verbundenen persönlichen Erfahrungen – vom „Hurra-Patriotismus“ bis zu dem fatalen Eindruck, nur gelenktes Schlachtvieh zu sein. Die Erfahrungen der jungen Menschen spiegeln sich in den dargestellten Themen wie auch in der künstlerischen und materiellen Qualität der Karten. Waren die oft bunten Karten der Wilhelminischen Ära im Wesentlichen von rückwärtsgewandten Motiven aus Antike und Mittelalter geprägt, so sind die Botschaften nach Kriegsausbruch auf die Gegenwart des Krieges bezogen, in der Aussage klarer, häufig einfigurig und in der Regel auch einfarbig. Dies gilt sowohl für die Einjährigekarten² wie auch für die Karten zum Abitur.

„Der emotionale Stellenwert des *Einjährigen*“, so Dieter Städele, „hat vorwiegend mit dem Militärischen zu tun.“ Mit der mittleren Reife verdiente sich der eigentlich „Einjährig-Freiwilliger“ genannte junge Mann eine Reihe von Vergünstigungen und gesellschaftliches Ansehen. So wurde der Schulabschluss nach der Untersekunda zu einem wichtigen Ereignis und Anlass zur Versendung von Postkarten, in denen der Werdegang des Schülers zum Rekruten thematisiert wird. Dieser Zusammenhang von mittlerer Reife und einjährigem Militärdienst wird auf zahlreichen vor dem Ersten Weltkrieg erstellten Karten hervorgehoben.



Eine übersichtliche und klare Darstellung von 1905 aus Ettenheim zeigt unter der Kaiserkrone in zwei Wappenansichten den bisherigen und den künftigen Stand des Absolventen: links mit Schülermütze, rechts mit Offiziersmütze. Ersterem ist die Schreibfeder (lat. *penna*, daher ‚Penne‘ und ‚Pennäler‘), Letzterem das Schwert, beides eingerahmt vom Siegerkranz, zugeordnet.

Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten



Bis zum Ersten Weltkrieg weit verbreitet war das Bild der Schüler als Frosch, der mit dem Abitur zum Mulus (Maulesel) und dann an der Universität zum Fuchs (einer studentischen Verbindung) mutierte. Die Freiburger Schüler entsteigen dem Froschteich der Schule, bevor sie von den Lehrern durch die Prüfungsmangel

gedreht werden. Sie verlassen die Mangel als behelmte Rekruten und scheinen in die ausgebreiteten Arme einer weiblichen Schönheit zu fliegen. Als nun respektierter Einjähriger zieht der Zivilist den Hut vor ihm.

Den Konstanzer Absolventen von 1907 erschien dieser Übergang als gemeinsame Überfahrt (Lebensschiff) von einem (Schule) in den nächsten Lebensabschnitt (Kaserne). Weitere Motive sind: Stadtwappen, Stadtansicht, Schulgebäude, Lehrer (in Tyran(n)is!), Feier, Abschied (lange Nase) und Vorfreude, Bierfass, Trinken, aufgehende Sonne, Froschteich der zurückbleibenden Mitschüler, weggeworfenes Lehrbuch. Konkret mag das Übersetzen über den Rhein vom heutigen Humboldt-Gymnasium in die Kaserne im Stadtteil Petershausen gemeint sein, sicher aber schwingt auch der Gedanke des Übersetzens über den antiken Lethestrom und damit des Vergessens des bisher Erlebten mit.



Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten

Aus Donaueschingen gibt es ein fast anrührendes Beispiel für das noch jugendlich-naive Selbstverständnis des Zehntklässlers von 1914. Unter dem Motto: „tristitia pereat“ („die Trauer möge vorbeigehen“) – womit wohl die Schulzeit gemeint ist –, präsentiert der Einjährige das Gewehr, wobei die aktuelle Wehrbereitschaft signalisierende Kanone den Weg zu dem fern dahinter liegenden und mühsam zu erklimmenden Berg der Sapientia, dem Studium also, verbaut. „Das Ende des Schuljahres 1914 kam heran,“ erinnert sich Hedwig Bader aus Gutmadingen: „Der feierliche Schlussakt in der Festhalle stand schon ganz unter der Spannung der Kriegserklärung Österreichs an Serbien. Gäste, Lehrer und Schüler gingen auseinander, die Abiturienten in der Vorahnung großer Ereignisse, wir eher noch unbeschwert in die Ferien. Am nächsten Tag begann der Erste Weltkrieg.“³ Nach den Ferien, so Hedwig Bader weiter, „fanden wir keine Primaner mehr vor. Mit den Abiturienten hatten sie sich als Kriegsfreiwillige gemeldet. Die oberen Klassen wurden zusammengelegt, die meisten auswärtigen Sekundaner wurden eingezogen oder meldeten sich freiwillig mit Kriegsabitur. Da in den ersten Monaten des Krieges unsere Truppen auf dem Vormarsch so erfolgreich waren, blieb eine Hochstimmung lange erhalten. Jeder Sieg brachte uns einen schulfreien Tag.“

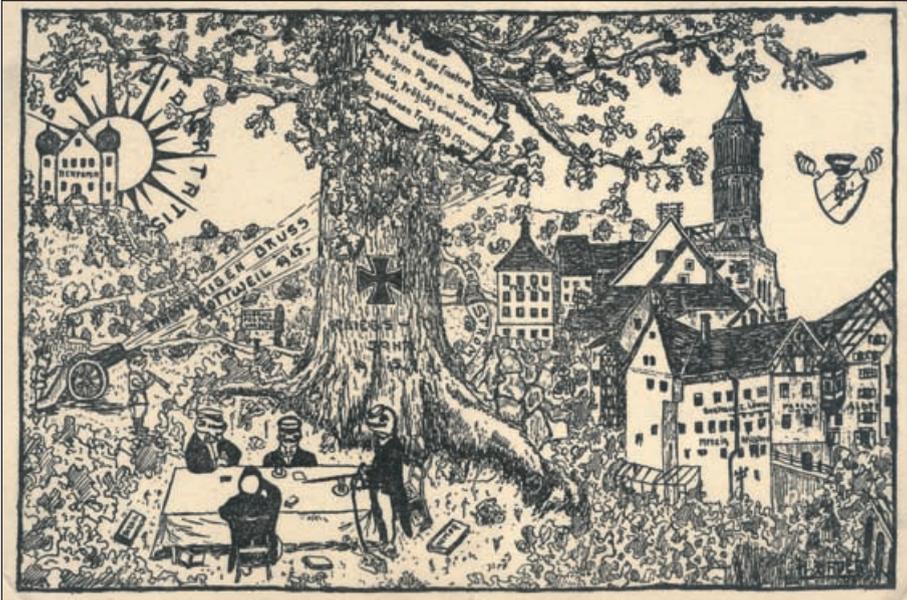


Auf früheren Schülerpostkarten handelt es sich bei den seltenen Darstellungen von Frauen meist um den Typ der wohlerzogenen Tanzpartnerin. Im Jahr 1914 widmeten aber die Schülerinnen der Höheren Mädchenschule in Freiburg ihre Schulabschlusskarte dem Einjährigen-Motiv. Mit der Darstellung einer bewaffneten Rekrutin waren die Freiburgerinnen der Realität weit voraus, denn dem deutschen Heer wurden zwar im letzten Kriegsjahr 1918 noch Tausende von Frauen als Fernsprecherinnen und Funkerinnen beigeordnet, einen regulären Dienst an der Waffe für Frauen kennt erst die Bundeswehr seit 2001.



Hier werden rückwärts und vorwärts gewandte Motive verbunden: In einer typischen Abschiedsszene winken Kameraden vor dem Schulgebäude von der Schulhöhe herab. Auch das Motiv des „In-See-Stechens“ nach dem Schuldasein hinaus ins Leben sowie die für einen glücklichen Neuanfang stehende aufgehende Sonne gehören zu den Topoi der Schülerkartenmotive. Der Aktualität geschuldet ist der hier dargestellte Schiffstyp: ein U-Boot, auf dem sich die ausfahrenden Klassenkameraden befinden. Als Lohn winkt das Eiserne Kreuz wie eine moderne Variante des antiken Siegeskranzes.





Auf der Rottweiler Abiturientenkarte von 1915 finden sich traditionelle Motive: Heimatstadt, Schulgebäude, Schullektüren, Situationen des Feierns, aber auch des Abschieds, Studentenwappen und die Zukunftsvision in Form der angestrebten „Academia“ unter der Sonne der Freiheit. Andererseits nimmt der Zeichner durch das Eiserne Kreuz, den Hinweis „Kriegsjahr“ und die Frösche an Kanone und Trompete auch Bezug auf die aktuelle Kriegssituation. Noch immer aber wird offenbar der anstehende Kriegsdienst von den Absolventen als „der goldene Freiheit's Morgen“ begrüßt, wie es auf der am Baum hängenden Gedichttafel heißt.



In dem ebenfalls 1915 in Rottweil erschienenen, wohl absichtlich falsch buchstabierten „Einjährigen-Gruhs“ haben sich die ehemaligen Schüler (alias Frösche) – der Aktualität angepasst – in Granaten ähnelnde Wesen verwandelt. Wohl wegen der jugendlichen Begeisterungsfähigkeit der „Einjährigen“ erscheint der Ernst der Lage auf dieser eher heiteren Karte weit entfernt, während die Abiturienten die Situation realistischer darstellen. Auffallend auch: Für Rottweiler Schüler, die bisher meist bunte Glanzkarten bei der Kunstanstalt Franz Scheiner in Würzburg in Auftrag gegeben hatten, wandelt sich die Kartenqualität – wohl auch aus Kostengründen – nun in eintöniges Feldgrau bzw. -braun.

Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten

Wie oft in jenen Jahren wird auf diesen Einjährigenkarten der Krieg als Gebirgslandschaft mit Adler symbolisiert. Die Waldkircher Karte von 1915 verdeutlicht stolz den mühsamen Aufstieg über den mit den Klassenstufen versehenen Bücherstapel. Nun schwingt sich, das Schwert in den Klauen, der Adler in die Lüfte, weit über dem Meer, auf dem ein Schiff fährt – auch hier Hinweis nicht nur auf den persönlichen Erfolg, sondern auch Identifikation mit dem aktuellen politischen Geschehen.



Neben dem Hinweis „Kriegsjahr 1916“ veranschaulicht die Karte aus Freiburg wohl eine Wunschvorstellung der damaligen Zeit: das Symbol des eine sonnenbestrahlte Bergwelt schützenden Adlers, der seit 1871 Wappentier des Deutschen Reiches war.



Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten



Deuteten die Absolventen des Jahres 1915 das aktuelle Geschehen oft noch symbolisch und eher allgemein, so stellen sich die Betroffenen der Jahre 1916 und 1917 konkret im Kriegsgeschehen oder gar als Verwundete in der Heimat vor. Dass nun schon die Unterprimaner mit dem Kriegsabitur vorzeitig die Schule verlassen und einrücken mussten, belegt die nun einfigurige Karte der U I A aus dem Freiburger Berthold-Gymnasium mit dem feldmarschmäßig ausgerüsteten Soldaten: Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett in der rechten Hand, den Munitionsgürtel umgeschnallt, den Riemen des Tornisters in der Linken, ein realistisches Bild der Gegenwart des Kriegsabiturienten. Noch als „Mulus“ signiert der Absender auf der Rückseite: „Seinem lieben Franz Burgat z(ur) f(reun)d(lichen) Erinnerung. Juli 1917. Erwin Martin. Mulus“.



Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten

Die Schüler der Konstanzer Oberrealschule zitieren Theodor Körner, der den Mut der Lützowschen Jäger im Kampf gegen Napoleon im Jahr 1813 besang. Der verwegene und in die Zukunft gerichtete Blick des jungen Jägers lässt vermuten, dass mit der „wilden Jagd“ nicht nur die zurückliegende Schulzeit, sondern auch der nun schon drei Jahre dauernde Krieg u. a. gegen Frankreich gemeint ist.

An das abgebildete Motiv von 1905 – Schwert und Feder – erinnert die martialische Karte der Oberrealschule Freiburg (heute Rotteck-Gymnasium). Das mehrfach auf Karten auftauchende „Durch“ bezieht sich neben dem konkreten Durchbohren des Buches als Symbol des trockenen Wissens wohl zunächst auf die Beendigung der Schulzeit, möglicherweise aber auch als Durchhalteparole auf die aktuelle Kriegslage.

Die vergangene Schulzeit und das aktuelle Kriegsgeschehen werden auf der links unten abgebildeten Karte des katholischen Lehrerseminars in Rottweil miteinander verbunden. Der Schulabgänger (im Eichenkranz unter der Eule der Göttin Athene als Symbol der Wissenschaft) sieht sich als Soldat, sei es im Heer oder in der Marine.

Auch auf der Einjährigenkarte aus Schopfheim aus dem gleichen Jahr 1917 sieht sich der Schüler als Soldat, nun allerdings schon sehr realistisch mitten im Kampfgeschehen, wobei der schützend seine Schwingen ausbreitende deutsche Adler Zuversicht ausstrahlt.

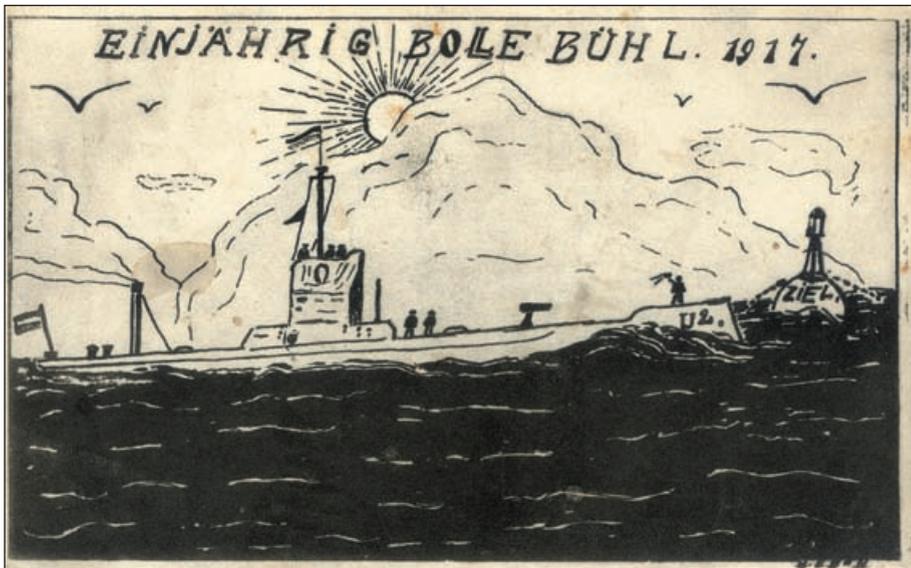


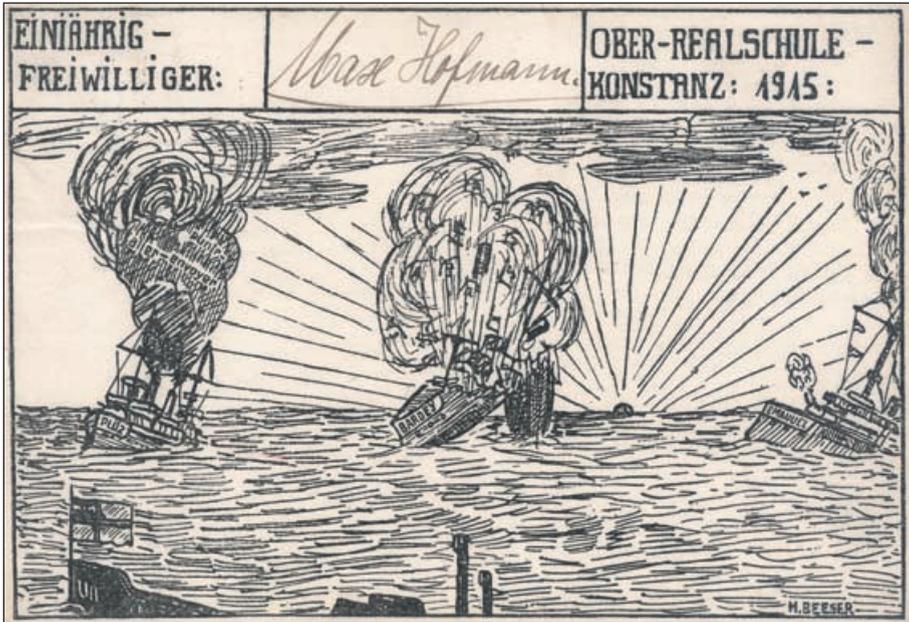


Häufig finden sich Motive der Marine, vor allem U-Boote. Kaiser Wilhelm II. hatte das Schlagwort „Weltpolitik als Aufgabe, Weltmacht als Ziel, Flotte als Instrument“ geliefert, und 1898 anlässlich der Einweihung des Stettiner Freihafens gefordert: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser“. Die Dramatik des U-Boot-Kriegs schildert die Schopfheimer Karte von 1916, und noch 1917 hofften die Schüler in Lahr auf einen Sieg im Zeichen des Adlers.

Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten

Die traditionelle Analogie zwischen dem Leben und der Schifffahrt tritt wegen des Kriegsgeschehens zurück. Die Karten aus Konstanz und Karlsruhe (1915), Triberg (1916), Lahr und Bühl (1917)⁴ stellen stattdessen eine Analogie her zwischen den gängigen U-Boot-Klassen (UB II, UC II, UE II) und der Abschlussklasse der Einjährigen, der Untersekunda, kurz U 2 bzw. U II. Dabei versenken die „U 2“ Untersekundaboote Schullektüren wie Ilias, Odyssee, Wallenstein und Tell, Xenophon und Livius.





Auf der Konstanzer Karte gehen französische Verbkonjugationen wie *aller* oder *envoyer* ebenso in Rauch auf wie mathematische Formeln. Die Rückseite kommentiert die Abbildung im Stil einer Siegesmeldung, der hier über die Schulbücher von Plöz (entweder französische Sprachlehre von Gustav Ploetz oder Weltgeschichte Daten von Karl Ploetz) und die Arithmetikaufgaben von Ernst Bardey errungen wurde: „Heute morgen gelang es dem U-Boot ‚U 2‘ die feindlichen Kreuzer ‚Plöz‘ und ‚Bardey‘ zu vernichten und den Panzerkreuzer ‚Emanuel‘ kampfunfähig zu machen. Verluste unsererseits sind nicht zu beklagen. 28. Juli 1915 – Das Flottenkommando“.



Die Einjährigekarte aus Freiburg¹⁰ scheint noch ungetrübten Optimismus auszustrahlen, denn sieghaft auf dem Panzer wird die Klassenfahne geschwenkt.

Der Erste Weltkrieg auf Schülerpostkarten

Die Karte aus Rottweil, stellt dem Hurra-Patriotismus in makabrer Weise das Bewusstsein gegenüber, an Fäden gezogenes Schlachtvieh zu sein: Im Hintergrund versucht der Abiturient in ohnmächtiger Ausrüstung wie Don Quijote einen Panzer am weiteren Vordringen zu hindern, während ein übermächtiger Soldat die angeleiteten Spiel-Mulis auf Rädern an Schnüren ins Feld zieht. Der Begriff „Notabitur“ verstärkt noch den hilflosen Gesamteindruck.

Eine Einjährigenkarte aus Rottweil mag zum Abschluss die Befindlichkeit des Schulabsolventen im Jahre 1919 dokumentieren: das Schiff ist nach schwerem, nun abziehendem Sturm gestrandet und liegt mit zerzausten Segeln am Ufer. Während im Hintergrund noch die letzten Blitze leuchten, macht sich die Mannschaft an den Wiederaufbau.



Autor

ULF WIELANDT, geb. 1939 in Augsburg, absolvierte das Gymnasium in Donaueschingen. Nach dem Studium in Hamburg und Freiburg und der Promotion über „Hiob in der alt- und mittelhochdeutschen Literatur“, unterrichtete er von 1969 bis 2004 am Leibniz-Gymnasium Rottweil. Er schrieb Lehrwerke für Französisch und war Mitherausgeber der Zeitschrift „französisch heute“ und wurde zum „Officier dans l'ordre des palmes académiques“ ernannt. Seine regionalgeschichtlichen Interessen gelten u. a. den Flurnamen des Kreises Rottweil.

Dr. Ulf Wielandt
Friedlandstraße 46, 78628 Rottweil
ulf_wielandt@web.de

Anmerkungen

1 Viele der abgedruckten Karten stammen aus der Sammlung des Verfassers. Die Karten „1905 Ettenheimer Einjährige“ und „1915 Ettenheim“ sind entnommen aus BERNHARD UTTENWEILER: Ein vergessener Brauch: Schülerpostkarten aus dem Gymnasium Ettenheim. In: Die Ortenau. Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden (2008), S. 197–222. Abb. S. 217; die Postkarte der Freiburger Mädchenschule

aus DIETER STÄDELE: Kitsch und Kunst im Kleinformat. Schülerpostkarten – ein vergessener Brauch, Konstanz 1986, S. 93; der Rottweiler „Einjährigen-Gruhs“ aus HANSJÖRG DECK und WOLFGANG VATER: Rottweiler Schülerpostkarten (Katalog), Rottweil 1997; die Karte der Oberrealschule Freiburg 1917 aus GUNHILD HIMMELEIN: Hurra – die Prüfung ist bestanden. Freiburg 1979, S. 33; die Karte aus Karlsruhe aus A. STAFFHORST: Von Fröschen und Maultieren. Das Gymnasium im Spiegel seiner Schülerpostkarten. In: Bismarck-Gymnasium Karlsruhe. Jahresbericht 2010/2011, S. 78.

2 Vgl. zum Begriff des Einjährigen STÄDELE (wie Anm. 1), S. 21 ff.

3 HEDWIG BADER: Erinnerungen an die Schulzeit 1909–1918 aus der Sicht der „Auswärtigen“. In: 200 Jahre Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen. 1978, S. 31. Vgl. dazu auch GERHARD HERDEGEN: Schwenninger Chronik 1914–1918. Villingen-Schwenningen 1976, S. 91: „Freudigeren Anlass, die Schulstunden ausfallen zu lassen, boten die Siegesfeiern, besonders in den ersten Kriegsjahren, später wurden sie seltener.“ Auch bei WILFRIED HECHT: Rottweil 1802–1970. Rottweil 1997, S. 151.

4 Zwei Darstellungen mit U-Boot aus Villingen sind kürzlich veröffentlicht in ULF WIELANDT: Schülerpostkarten aus Villingen. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. Bd. 56 (März 2013), S. 97 und 98.

Der Luftkrieg in den Jahren 1914–18 in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg

VON HARALD KETTERER

Obwohl durch die Haager Landgerichtsordnung von 1907 Angriffe auf unbefestigte Orte und Städte geächtet waren, wurden bald nach Kriegsbeginn 1914 auch unverteidigte Städte aus der Luft angegriffen. Aufgrund der räumlichen Nähe zur Westfront wurden auf deutscher Seite vor allem die südwestdeutschen Großstädte Mannheim, Karlsruhe und Freiburg Opfer von französischen und britischen Luftangriffen. Erste Versuche, weiter entfernt gelegene Rüstungsfabriken zu treffen, führten zu Flügen über den Schwarzwald nach Friedrichshafen, Rottweil und Oberndorf. Diese drei Städte wurden im Laufe des Krieges mehrfach gezielt angegriffen, während andere Orte eher zufällig getroffen wurden. Nach einem Überblick über den Stand der Luftrüstung zu Beginn des Krieges werden im Folgenden zunächst die Angriffe auf die Rüstungsbetriebe dargestellt und anschließend die eher zufälligen Bombenabwürfe auf weitere Städte und Dörfer der Region aufgeführt.

Kaum eine technische Neuerung wurde so schnell vom Militär übernommen wie die Luftschiffe und Flugzeuge zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit dem Erstflug des Luftschiffes LZ 1 am 2. Juli 1900¹ des Grafen Zeppelins und dem Erstflug der Gebrüder Wright am 17. Dezember 1903² begann eine stürmische Entwicklung, die von Beginn an unter der Beobachtung und aktiven Förderung der Militärs stand. Mussten bisher die Generäle allzu oft raten, wo sich der Feind aufhielt, erhielten sie nun durch Luftschiffe und Flugzeuge die Möglichkeit, gegnerische Truppen von oben und im Hinterland zu beobachten und zu bekämpfen. Die hohe Akzeptanz der neuen Waffen zeigt sich auch darin, dass bereits 1910 Prinz Heinrich, der Bruder von Kaiser Wilhelm II. und 1912 der damalige Erste Lord der britischen Admiralität, Winston Churchill, Fliegerlizenzen erwarben.³

Alle kriegsführenden Großmächte hatten bei Kriegsbeginn im Herbst 1914 Flugzeuge und Luftschiffe in ihrem Waffenarsenal.⁴

	Flugzeuge	Luftschiffe
Deutsches Reich	232	12
Russland	190	12
Frankreich	162	6
Großbritannien	63	?
Italien	100	4
Österreich-Ungarn	36	1



Die damaligen Bombenflugzeuge hatten eine Reichweite von etwa 200 km. Innerhalb dieser Entfernung konnten sie noch eine wirkungsvolle Bombenlast mit sich führen. Überträgt man diese Angabe auf eine Karte, so zeigt sich, dass im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg nur ein geringer Teil des Deutschen Reiches von Bombenangriffen bedroht war. Neben den westlichen Randgebieten am Niederrhein war dies vor allem Südwestdeutschland.
Grafik: H. Ketterer

Zu Beginn des Krieges wurden an der Westfront die wichtigsten Kriegshandlungen in Belgien und Nordfrankreich ausgetragen. Die ersten größeren Einsätze von Flugzeugen und Luftschiffen fanden daher in dieser Region statt. Aber auch in Ostpreußen wurde der Krieg von Beginn an in der Luft ausgetragen. So spielten Aufklärungsflugzeuge bei der wichtigen Abwehrschlacht um Tannenberg eine große Rolle.

Nachdem sich im Herbst 1914 der Bewegungskrieg im Westen in einen Stellungskrieg verwandelt hatte, ergab sich bis zum Ende des Krieges 1918 ein durchgehendes Grabensystem von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze. Diese Linie bestimmte in den nächsten vier Jahren, welche deutschen Städte Opfer von Bombenangriffen wurden.

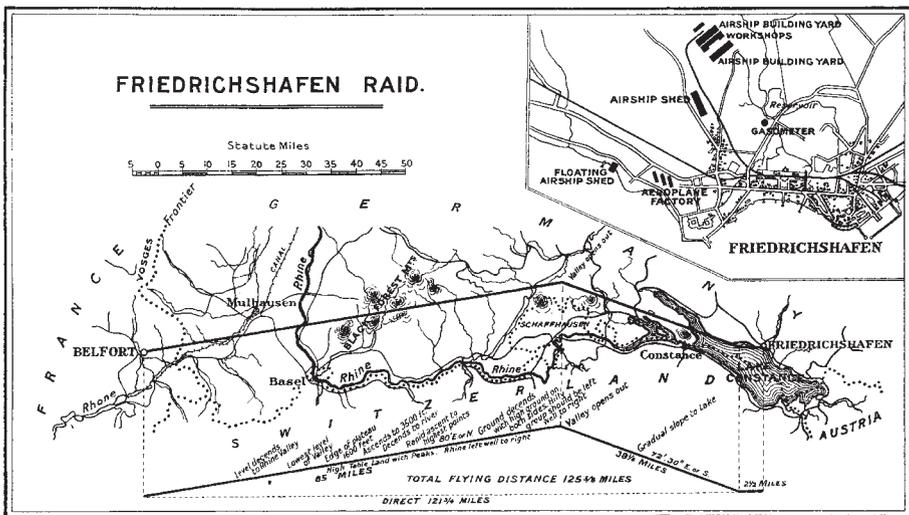
Wegen der Nähe zur Front waren die Großstädte Mannheim, Karlsruhe und Freiburg die wichtigsten Ziele von französischen und britischen Luftangriffen. In Karlsruhe gab es die meisten Todesopfer durch Luftangriffe in Deutschland. Bei einem Angriff am 22. Juni 1916 trafen französische Flugzeuge den Zirkus Hagenbeck. Dabei gab es 260 Tote und Verletzte, darunter auch viele Kinder.⁵ Freiburg musste die meisten Luftangriffe ertragen. Bei insgesamt 25 Angriffen wurden 31 Personen getötet und 94 Personen verletzt.⁶

Angriffe auf Rüstungsfabriken

Die Baar war zwar weiter von der Westfront entfernt als die Städte in der Rheinebene, doch auch hier wurden Menschen Zeugen und Opfer von alliierten Luftangriffen. Am 21. November 1914 starteten drei britische Flugzeuge vom Typ

AVRO 504 in Belfort, flogen über den Südschwarzwald, dann nördlich um das Schweizer Staatsgebiet um Schaffhausen und bogen im Bereich Blumberg nach Südosten in Richtung Konstanz und Friedrichshafen ab.⁷ Dort gelang es ihnen, sieben Bomben auf das Gebiet der Zeppelin-Werke abzuwerfen. Diese verfehlten nur knapp die Fabrikgebäude und richteten nur geringen Sachschaden an. Doch wurde ein 21-jähriger Schneidergehilfe tödlich getroffen, eine Frau erhielt schwere Kopfverletzungen und einer jungen Frau wurde der linke Unterarm weggerissen.⁸ Ein britisches Flugzeug wurde abgeschossen und musste auf dem Zeppelin-Gelände notlanden. Beim Heimflug der beiden übriggebliebenen britischen Flugzeuge wurde die Schweizer Grenze überflogen. Die Schweizer Regierung protestierte in London, worauf sich die britische Regierung zu einer Entschuldigung genötigt sah.⁹ In den folgenden Jahren gab es weitere kleinere Angriffe auf Friedrichshafen, bei denen es aber keine Toten oder Schwerverletzten mehr gab. Aufgrund der räumlichen Bedingungen müssen alle diese Flüge über den Schwarzwald und die Südbaar erfolgt sein.

Seit dem Jahr 1915 wurde auch Rottweil das Ziel mehrerer Luftangriffe. Nachdem Max Duttenhofer im Jahr 1884 ein rauchloses Schießpulver erfunden hatte, war die dortige Fabrik stark expandiert und produzierte mit bis zu 2.000 Mitarbeitern Pulver für Handfeuerwaffen und Geschütze. Bei einem ersten Angriff am 3. März 1915 traf eine Bombe das Fabrikgelände und setzte einen Lagerraum mit 10 t Röhrenpulver in Brand.¹⁰ Trümmerteile wurden bis zu 100 m weggeschleudert. Wegen der Beschädigung der Starkstromleitung kam es zu einer mehrstündigen Betriebsunterbrechung.¹¹ Nur wenige Wochen später, am 16. April 1915, warf ein feindlicher Flieger sechs Bomben über der Pulverfabrik



Flugroute von drei britischen Maschinen, die im November 1914 von Belfort aus einen Angriff auf die Zeppelinwerke in Friedrichshafen flogen. Grafik: Jürgen Bleibler (siehe Anm. 7)



Wrack des bei Waldmössingen am 20. Juli 1918 abgeschossenen britischen Flugzeugs.

Foto: Stadtarchiv Schramberg

ab, von denen eine die Kantine und drei Personen verletzte, die alle später starben. Am 8. August 1916 wurde die Fabrik erneut getroffen, wobei zwei Männer getötet und sieben verletzt wurden.

Die Flugzeuge, die am 12. Oktober 1916 Oberndorf angriffen, waren über Rottweil geflogen, hatten dort aber keine Bomben abgeworfen.

Bei einem letzten großen Angriff auf Rottweil am 22. Juli 1918 warfen 10 Flugzeuge 12 Bomben auf die Pulverfabrik ab. Dabei gab es keine großen Schäden, aber fünf Arbeiterinnen mussten wegen eines Nervenschocks ins Krankenhaus gebracht werden.

Ein wichtiges Ziel war auch die Gewehrfabrik der Gebrüder Mauser in Oberndorf. Bei einem Angriff am 27. April 1915 wurde ein französischer Doppeldecker von der Luftabwehr mit 35 Artilleriegeschossen und 4.430 Maschinengewehr-Patronen beschossen.¹² Es gelang ihm dennoch, sechs Bomben abzuwerfen. Da bei der Bevölkerung die Neugier über die Vorsicht siegte, kam es zu vier Toten, darunter zwei Mädchen.

Am 12. Oktober 1916 kam es zu einem kombinierten Angriff von britischen und französischen Flugzeugen auf Oberndorf. Dieser Angriff wurde auch von Jagdfliegern der US-amerikanischen Einheit „Escadrille La Fayette“ als Begleitschutz unterstützt. Mehr als 60 Bomben wurden abgeworfen, wobei fünf Personen, darunter zwei Kriegsgefangene, an den Folgen starben. Deutsche Flugzeuge hatten die alliierten Bomber bereits beim Anflug in der Rheinebene angegriffen und konnten neun Maschinen zum Absturz bringen. Auch der später bekannt ge-

wordene Ernst Udet konnte dabei ein gegnerisches Flugzeug zur Landung zwingen. Die schweren Verluste sollen dazu geführt haben, dass diese Angriffe reduziert wurden. Tatsächlich gab es in der Folgezeit weniger Angriffe. Am 8. Februar 1917 wurde nochmals Oberndorf angegriffen.¹³ Dabei wurde kaum Schaden angerichtet.

Ein Jahr später, am 19. Juli 1918 warfen sechs Flugzeuge wahllos Bomben auf Oberndorf ab. Auch hier blieb größerer Schaden aus. Bereits am nächsten Tag, dem 20. Juli 1918, kamen wieder 11 Flugzeuge und griffen die Rüstungsstadt an. Eine Bombe fiel in die Nähe des Gebäudes des *Schwarzwälder Boten*. Bei diesem Angriff wurde die Freiburger Jagdstaffel alarmiert, die über den Schwarzwald den britischen Flugzeugen entgegenflog. Im anschließenden Luftkampf über Oberndorf wurden zwei englische Flugzeuge abgeschossen. Auch zwei deutsche Flugzeuge erlitten das gleiche Schicksal. Die beiden gefallenen englischen Piloten wurden mit allen Ehren auf dem Oberndorfer Friedhof beigesetzt. Ein Granatfindling markiert heute den Absturzort eines der Flugzeuge.¹⁴

Angriffe auf Donaueschingen, Allmendshofen und Schwenningen

Obwohl es hier keine wichtige Rüstungsindustrie gab, wurde auch Donaueschingen im Zuge von Angriffs- und Aufklärungsflügen auf Rottweil und Oberndorf zweimal von alliierten Flugzeugen angegriffen. Laut Heeresbericht wurden am 14. September 1915 Bomben von feindlichen Fliegern auf Trier, Mörchingen, Château-Salins und Donaueschingen abgeworfen, wobei außerdem bei Donaueschingen ein Personenzug mit Maschinengewehrfeuer beschossen worden sei.¹⁵ Am Tag darauf bezeugten der Großherzog und die Großherzogin ihre Anteilnahme und brachten ihre Freude darüber zum Ausdruck, daß es keine größeren Schäden gab.¹⁶



Bombentrichter in der Schwenninger Bürkstraße nach dem 2. September 1916.

Foto aus: GERHARD HERDEGEN, 1976: Schwenninger Chronik 1914–1918, Villingen-Schwenningen, S. 70 f. Foto aus Herdegen (wie Anm. 18)

Der Angriff hatte noch ein Nachspiel. Nachdem Schweizer Zeitungen berichtet hatten, dass ein Personenzug von Donaueschingen nach Marbach von französischen Flugzeugen mit Maschinengewehren beschossen worden war, nutzte das die deutsche Propaganda, um die Unmenschlichkeit der Franzosen aufzudecken. Die französische Presse wies dagegen auf die militärische Notwendigkeit des Angriffes hin und berichtete von verletzten Soldaten im Zug.¹⁷

Ein Jahr später wurde Schwenningen angegriffen. Am Samstag, den 2. September 1916, kamen um 22.30 Uhr Flugzeuge aus Richtung Rottweil und warfen mehrere Bomben in die Bürkstraße.¹⁸ Möglicherweise zielten die Piloten auf das hell erleuchtete Apollo-Lichtspielhaus. Die Bomben rissen große Trichter in die Straße. Zwei junge Frauen wurden so schwer verletzt, dass sie ins Krankenhaus gebracht werden mussten. Die restlichen Verletzten konnten alleine nach Hause gehen.

Der Luftkrieg wurde als ernste Bedrohung angesehen. So hörte ein Schwenninger Bürger ein ratterndes Geräusch im Feld und schloss daraus, es müsse sich um ein feindliches Flugzeug handeln. Er zeigte dies der Polizei an, die aber feststellte, dass das Geräusch von einer friedlichen Mähmaschine kam. Interessant war auch die Landung eines Schwenninger Piloten, der nach seiner Ausbildung



Blick auf das am
12. Oktober 1916
von einem Bomben-
treffer beschädigte
Dach des Hauses
Moltkestraße 10 in
Donaueschingen.
Foto: Archiv W. Hönle

in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg

Datum	Rottweil	Oberndorf	Friedrichshafen	Donaueschingen	Schwenningen
03.03.1915	X				
16.04.1915	X				
27.04.1915		X			
28.04.1915			X		
29.06.1915			X		
14.09.1915				X	
08.08.1916	X				
02.09.1916	X				X
09.09.1916	X				
12.10.1916	X	X		X	
08.02.1917		X			
18.09.1917		X			
11.02.1918			X		
19.07.1918	X				
22.07.1918	X				

Luftangriffe auf Schwarzwald-Baar-Heuberg 1914–18

Die Industriestädte Rottweil, Oberndorf und Friedrichshafen waren die Primärziele der alliierten Luftangriffe östlich des Schwarzwalds. Diese wurden auch mehrfach angegriffen. Die Angriffe auf die restlichen Städte und Dörfer waren nicht geplant, sondern die Ergebnisse von unglücklichen Umständen. Grafik: H. Ketterer

kurz nach Hause flog und dort landete. Das Ganze war natürlich eine große Attraktion, bei der halb Schwenningen zusammenlief und dem zukünftigen Helden alles Gute zum Weiterflug wünschte.¹⁹

Im Rahmen des großen Fliegerangriffs vom 12. Oktober 1916 auf Oberndorf wurde auch nachweislich Donaueschingen und Allmendshofen angegriffen. In Donaueschingen kam es anscheinend nicht zu Personenschäden, doch wurden mehrere Häuser getroffen: das Haus des Rechtsanwalts Schülin in der Moltkestraße 10, das benachbarte Haus des Bausekretärs Obergfell²⁰ in der Moltkestraße 12, das Haus des Frisörs Stadel in der Max-Egon-Straße 15²¹ sowie ein Haus in der heutigen Friedrich-Ebert-Straße in Allmendshofen. Da das eigentliche Ziel des Angriffes Oberndorf war, wird vermutet, dass die Piloten Donaueschingen aus Versehen angegriffen hatten.²² Die offizielle deutsche Verlautbarung berichtet auch über Bombenabwürfe auf Hüfingen und Göschweiler. Diese Angaben konnten aber durch keine weiteren Quellen bestätigt werden.²³

Autor

HARALD KETTERER, geb. 1962, ist aufgewachsen in Löffingen-Bachheim und studierte Maschinenbau in Konstanz und Nottingham. Er ist Ingenieur im Bereich der Antriebstechnik und koordiniert seit 2013 die Programmgestaltung des Baarvereins. Oberburg 2, 79843 Löffingen, Harald.Ketterer@t-online.de

Anmerkungen

- 1 DOUGLAS H. ROBINSON: Deutsche Marineflugzeuge 1912–1918. Hamburg 2005, S. 20.
- 2 ENZO ANGIOLINI/PAOLO MATRICARDI: Flugzeuge – Von den Anfängen bis zum 1. Weltkrieg. Wiesbaden 1976, S. 31.
- 3 LEE KENNETT: The first air war. New York 1991, S. 12 f.
- 4 Die Zahlen basieren auf den Angaben in Angiolini / Matricardi (wie Anm. 2).
- 5 CHRISTIAN GEINITZ: Der vergessene Krieg, Strategische Bombenangriffe auf Freiburg. In: CHRISTIAN GEINITZ, VOLKER ILGEN, UTE SCHERB: Kriegsgedanken in Freiburg, Trauer – Kult – Verdrängung. Freiburg 1995, S. 89–130, hier S. 9.
- 6 Über die Luftangriffe auf Freiburg berichten neben GEINITZ (wie Anm. 5) auch OSKAR HAFNER: Flieger über Freiburg 1914–1918. Freiburg 1926, sowie ROGER CHICKERING: Freiburg im ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn 2009.
- 7 JÜRGEN BLEIBLER: Luftkrieg über Friedrichshafen 1914–1918 In: Wissenschaftliches Jahrbuch des Zeppelin Museum. Friedrichshafen 2001, S. 9 f.
- 8 Bekanntmachung des Stellvertretenden Generalkommandos des 13. Armeekorps vom 21.11.1914 (zitiert nach www.stahlgewitter.com).
- 9 Deutscher Heeresbericht vom 23.11.1914 (zitiert nach www.stahlgewitter.com).
- 10 GEORG PAUL NEUMANN: Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkriege. Berlin 1920, S. 73.
- 11 Bericht über Luftangriffe auf die Pulverfabrik Rottweil a. N. während des Krieges 1914/1918, Kreisarchiv Rottweil, A II RO, Az. 9442-2.
- 12 MANFRED MAUL-ILG: Erster Weltkrieg und Weimarer Republik. In: Geschichte der Stadt Oberndorf am Neckar, Band 2. Oberndorf 2006.
- 13 Bericht über die Fliegerangriffe auf Oberndorf a. N. in den Jahren 1915/18, Stadtarchiv Oberndorf a.N. Abteilung 5, Ortschronik, Kriegschronik.
- 14 DIETER MÖNCH: Das Engländerkreuz im Winzler Wald. Ein Kleindenkmal erzählt seine Geschichte. Alpirsbach 2013.
- 15 Deutscher Heeresbericht vom 14.9.1915, zitiert nach www.stahlgewitter.com.
- 16 Donaueschinger Tagblatt, 15.9.1915.
- 17 Donaueschinger Tagblatt, 20.9.1915
- 18 GERHARD HERDEGEN: Schwenninger Chronik 1914–1918. Villingen-Schwenningen 1976, S. 70 f.
- 19 WILHELM MEHNE: Bericht von 1927 über Luftangriffe auf Schwenningen 1914–18, Kreisarchiv Rottweil, A II RO, Az. 9442-2, S. 3 f.
- 20 VOLKHARD HUTH: Donaueschingen, Stadt am Ursprung der Donau. Sigmaringen 1989.
- 21 Archiv Willi Hönle (privat), Donaueschingen.
- 22 JENS-FLORIAN EBERT: Angriff aus der Luft. In: Zeitschrift Militär und Geschichte, 2009, S. 39.
- 23 Donaubote vom 14.10.1916: Der Heeresbericht vom 13. Oktober 1916, zitiert nach www.stahlgewitter.com, nennt „Eschweiler bei Neustadt“ als Ziel des Angriffs, was vermutlich auf einen Übertragungsfehler zurückgeht.

Bildwerk und Betrachter.

Zum Schaffen des Trossinger Malers Gerhard Messner

von THOMAS KABISCH

Ausstellungen regen zum Nachdenken an – über das, was wir sehen, darüber, wie wir etwas wahrnehmen, und über die Frage, warum uns ein Bild etwas sagt oder nicht. Indem Bilder Anlass geben, über das bloße Hinschauen und Mögen/Nicht-mögen hinaus nachzudenken darüber, was wir von Kunstwerken erwarten oder erhoffen, entsteht aus vereinzelt Zuschauern mit je privaten Vorlieben und Prägungen ein Publikum, das sich über seine Wahrnehmungen verständigen, streiten, austauschen kann. Der folgende Text besteht aus zwei Teilen, die unabhängig voneinander als Einführungsvorträge zu zwei Ausstellungen („Transkriptionen in Farbe“, Landratsamt Tuttlingen, 19. September 2013 und „Auf den zweiten Blick“, Diakonissen-Mutterhaus Hebron in Marburg, 19. Oktober 2014) entstanden sind, die sich aber ergänzen, insofern unterschiedliche Aspekte des Messnerschen Werks wie der Dynamik des Betrachtens thematisiert werden.

Freiheit der Kunst – Freiheit des Künstlers

Wir stellen uns Kunst und Künstler gerne frei vor. Denn die Form von Freiheit, für die wir Kunst und Künstler preisen und zuständig erklären, tut uns nicht weh, kostet uns nichts. Der freie Künstler, wie wir ihn imaginieren, ist frei von Vorgaben und Aufträgen, ist nur seinem künstlerischen Gewissen verpflichtet, seinem Ausdrucksbedürfnis oder was immer. Alles intrinsisch. Der Künstler ist eine Monade. Abgeschlossen. Nach außen wirkend, aber – sofern er ein echter Künstler ist – nach innen lauschend, nur der inneren Stimme folgend, rücksichtslos gegen sich und Andere.

Ein Schein von Plausibilität wird solchen Vorstellungen durch eine Geschichtserzählung verschafft, die auf der Polemik gegen höfische und kirchliche Auftragskunst beruht. Freiheit der bürgerlichen Kunst vs. Kunst in der Zwangsjacke der Fürsten und Kirchenfürsten. Man weiß, dass das nicht stimmt; dass das eine Legende ist. Erstens sind Künstler, wie Martin Warnke gezeigt hat, an kunst sinnigen Fürstenhöfen, als Hofkünstler also, so frei für experimentelles Arbeiten wie unter anderen sozialen Umständen kaum jemals.¹ Zweitens wissen wir, etwa durch die Untersuchungen von Oskar Bätschmann², dass der Nachfolger des Hofkünstlers, der Ausstellungskünstler, alles andere als frei, vielmehr zur Selbstinszenierung genötigt ist. „Auf dem freien Markt wird der Künstler zum Impresario seiner selbst, wobei er (...) vor allem die Kunst, sich selbst ins Gespräch zu bringen, beherrschen muss.“³



Gerhard Messner, hier in seinem Trossinger Atelier, wurde 1948 in Trossingen geboren. Nach einer Malerlehre in Trossingen arbeitete er als Werbedesigner, machte die Meisterprüfung und studierte Grafik-Design und Malerei bei Prof. Werner Weissbrodt und Prof. Bernd Berner. In den 1980er-Jahren bildete er sich zum Restaurator fort. In zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen präsentierte er seine Gemälde. Neben Glasmalarbeiten, Entwürfen von Wandteppichen und Stahlskulpturen bilden Tafelbilder und Ausstattungen von Kirchenräumen die Schwerpunkte seiner künstlerischen Tätigkeit. Größere Arbeiten der letzten Jahre waren Entwurf und Konzeption der *Christuskapelle* im Dr.-Karl-Hohner-Heim, Trossingen (2006, mit Wandbild, Glasfenster, Eingangsglastür), der *Raum der Stille* im Gemeindezentrum der Brüdergemeinde in Korntal-Münchingen mit 5-teiligem Glasfenster, Wandbild und Christusstele (2010) und die Rauminstallation *Zur Rechten und zur Linken* in der Martin-Luther-Kirche Trossingen (2009).

Wenn ein Bildender Künstler heute zu denen (zu den Wenigen) gehört, die von ihrer Kunst leben können, dann muss er in das Distributionssystem integriert sein und dessen Logik bedienen. Er braucht zahlungskräftige und -willige Abnehmer, die er in der Regel über Galerien findet. Diese Galerien wiederum vertreiben nicht einzelne Bilder, sondern vertreten Künstler, haben Künstler „im Programm“. Der Künstler unterliegt, um unter diesen Bedingungen zu reüssieren, einem Markenzwang, einem Identitätszwang. Jedes Werk muss erkennbar seinen *personal touch* tragen (wie eine andere Art von „Wollsigel“). Jedes Werk ist der doppelten Forderung nach Neuheit (fortgesetzter Originalität) und Wiedererkennbarkeit unterworfen. Wenn Sie einmal begonnen haben, Figuren auf Ihren Bildern kopfunter darzustellen, dann werden sie auch von denen wiedererkannt, die womöglich keinen Sinn, aber Geld für Kunst haben – was nicht heißen soll, der Entschluss zur konsequenten Kopfunter-Darstellung sei außerästhetisch motiviert, lediglich: Wenn der Maler diesen Entschluss einmal gefasst hat, wird er durch die Macht des Marktes zum Gefangenen dieses Einfalls.

Natürlich gibt es Künstler, die zeitlebens konsequent und für Außenstehende nachvollziehbar an denselben Problemen arbeiten. Aber es gibt eben auch Andere. Es gibt, wie es in einem Fragment des Archilochos heißt, unter den Philosophen, Malern, Dichtern – Igel und Füchse: „Der Fuchs weiß viele Dinge, aber

der Igel weiß ein großes Ding.“ Es gibt Philosophen, Dichter, Maler, die ihr Leben lang eine einzige Aufgabenstellung verfolgen, und andere, die von der Vielfalt angezogen sind.⁴

Bekanntermaßen reichen die Zwänge, die vom Kunstbetrieb ausgehen, aber noch viel weiter. Galerien, die ihre Aufgabe darin sehen, Künstler zu etablieren, schließen; und Galeristen wechseln, wie zuletzt Martin Klosterfelde, zu Auktionshäusern, in diesem Fall zu Phillips, „einer Firma, die“ – ungeachtet einer heroischen Vergangenheit – „nun der russischen Unternehmensgruppe Mercury gehört“.⁵ Nebenbei bemerkt zeigen die Institutionen demokratischer Öffentlichkeit, die als Förderer und Ankäufer von Bildern und Objekten aktiv werden und die Freiheit der Kunst von Amts wegen fördern, auch keine stärkere Affinität zur Freiheit des Künstlers. Sie repräsentieren den sinn-versessenen gesunden Menschenverstand. Sie fordern von Kunst und Künstler das, was man früher Erbauung nannte, Aufrüstung mit Sinn. Sonst ist Kunst eben nicht förderungswürdig. Andreas Kaernbach, der Kurator der Kunstsammlung des Deutschen Bundestages, ist in dieser Hinsicht von einer bemerkenswerten Offenheit: „Kunst muss erklärt werden. Das Geld für Kunstwerke ist hinausgeworfen, wenn man nicht ihren Sinn vermittelt.“⁶

Künstler haben immer wieder versucht, den Zwängen des Marktes und der demokratischen Institutionen zu entrinnen, ihnen etwas Anderes entgegenzusetzen, und sind dadurch – in ironischer Verkehrung ihrer kritischen Absicht – zum Stichwortgeber für die Weiterentwicklung dieses Marktes geworden. Die Utopien der Avantgarde vom Beginn des 20. Jahrhunderts, als Kritik des fordistischen Kapitalismus von erheblichem gefühlten gesellschaftskritischen Potential, sind nicht nur von der Massenkultur seit den 1960er-Jahren, sondern auch von betrieblichen Organisationsformen aufgenommen worden⁷. Die Forderung nach Selbstoptimierung, das „Ideal der Selbstbestimmung und -verantwortung“, dem wir alle heute ausgesetzt sind und dem wir uns alle „freiwillig“ unterwerfen, und der internalisierte Zwang zum *change* sind aus der Kunst- in die Lebenswelt gewandert.⁸

Auch die aktuelle Gegenbewegung, die Forderung nach „Ent-Netzung“, ist von Künstlern vorgedacht und vorgelebt worden. Ent-Netzung, Diskonnektivität wird als Kritik wie als Optimierungsstrategie des Netzwerkkonzepts vorgetragen (Stichwort *cloud*). In den 1960er-Jahren bereits haben Künstler wie Allan Kaprow, der dem Fluxus entstammt, versucht, die Kunst aus der Umarmung des „so unkritisch überhöhte(n) Soziale(n)“ zu lösen. Arbeiten des deutschen Medienkünstlers Christoph Korn veranschaulichen heutigentags Entnetzung „als Verlangsamung, als Leerlauf, als Warten“ und machen „durch zeitliche Dehnung erfahrbar (...), was während der Entnetzung geschieht.“⁹

Der Maler und sein Material

Gerhard Messner hat sich die Freiheit, in neuen Bildern andere Wege zu erproben und nicht immer nur das weiter zu verfolgen, was einmal gut funktioniert

hat, dadurch erworben, dass er bis vor kurzem einen „kleinen Nebenberuf“ ausübte. Er war nie gezwungen, von seiner Kunst zu leben. Die Verpflichtungen, die ihm sein bürgerlicher Beruf auferlegt, befreien ihn von den Zwängen des Kunstbetriebs: von Wollsiegel-Identitäts-Zwängen wie davon, sich in aktuellen Strömungen zu positionieren, sich selbst zu inszenieren.

Messner setzt immer wieder neu an. Er experimentiert mit verschiedenen Untergründen: Leinwand, Papier, Gipsplatten. Er arbeitet mit Farben und mit unterschiedlichen Texturen. Manches Tafelbild wird durch die Verwendung grobkörniger, putzartiger Materialien dreidimensional. Er malt figürlich und/oder abstrakt. Und er tut all dies nicht in verschiedenen Phasen seines Schaffens, so dass sich Ordnung schaffen ließe: „früher Messner abstrakt“, „später Messner figürlich“, „ganz später Messner balancierend auf einem schmalen Grat zwischen Figur und Abstraktion“... Er verfolgt diese Stränge gleichzeitig, alternierend.

Muss das nicht zu Beliebigkeit führen? Dazu, dass mitunter ein hübsches Bild entsteht, aber kein Arbeitszusammenhang zustande kommt, der es dem Künstler erlaubt, seine Arbeit nach und nach zu vervollkommen? Denn so viel ist ja richtig an der Galeristen-Forderung nach Identität, dass wir Betrachter für ein geglücktes Einzelbild dankbar sind, einem Werkzusammenhang hingegen, der das einzelne Bild übersteigt und künstlerisch-praktische Reflexion erkennen lässt, besondere Wertschätzung entgegen bringen, weil so die kognitiven Aspekte von Kunst, der Erkenntnischarakter von Kunst aktiviert wird. Wer von der Kunst etwas über die Welt und die Menschen zu erfahren hofft, wird solche Eindrücke bevorzugt dort gewinnen, wo die künstlerische Arbeit nicht oder nicht nur im Einzelwerk terminiert.

Ambitionierte Freizeitkünstler versuchen, ihrer Arbeit die Dimension eines über das gelungene Einzelstück hinausgreifenden Gesamtwerks zu gewinnen, indem sie, wie man sagt, „Themen“ verfolgen und durch ihre Bilder Botschaften zu übermitteln suchen. Das ist verhängnisvoll, weil die künstlerische Darstellung auf diese Weise zum neutralen Medium degradiert wird gegenüber der sogenannten „Aussage“, auf die es ankomme.

Gerhard Messners Werk ist mehr als eine Ansammlung einzelner Bilder, weil der Maler gegenüber seinen Materialien und dem Sehen eine untersuchende, eine erkundende Haltung einnimmt. Er benutzt die Farbe nicht, er setzt sich mit ihr auseinander. Er nimmt sie nicht als selbstverständliche technische Voraussetzung, als Mittel, mit dem darstellerische Zwecke erreicht werden können. Er weiß viel über Farbe und Untergründe. Aber das ist kein fertiges Wissen, kein Verfügungswissen, sondern eine Kollektion experimenteller Verfahren. Es ist unkünstlerisch, wenn der Maler „seine Farben“ kennt und im Voraus ihre Wirkungen kalkuliert. So wie es unmenschlich ist, zu meinen, die Frau oder den Mann zu kennen, mit der, mit dem man seit Jahrzehnten verheiratet ist, oder „seine“ Kinder (verräterisches Possessivpronomen). Aus dieser Art von Verfügbarkeit, von technizistischem Umgang mit der Welt führt Kunst, die ihrem Anspruch gerecht wird, heraus. Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das Materielle der Oberfläche,



Gerhard Messner: Serie: *Rot/Silber (Jahreszeiten)*, *Frühling, Sommer, Herbst, Winter* (2013), Acrylmischtechnik auf Holzplatte, je 40 x 40 cm, Privatbesitz.

das wir unter den Bedingungen des Alltags, wenn alles ganz schnell und zielgerichtet gehen muss, eben so gern vergessen wie unter den Bedingungen einer Wissenschaft, die vorzugsweise nach verborgenen Gründen fahndet und die Oberfläche geringschätzt. Das ist fatal. „Denn“, um es mit einem Satz Heimito von Doderers zu sagen, „diese Welt ist in ihrer holden Oberfläche ganz enthalten und mit allen ‚Tiefen‘ (mit denen schon ganz und gar), und wer's nicht glauben will, der frage, wenn's gefällig, einen Maler.“¹⁰

Rot-Silber, eine Serie aus vier Bildern, entstand und geht aus von der Frage nach dem Verhältnis der beiden Farben, genauer: nach den Verhältnissen (Plural!), die diese Farben eingehen können. Messner studiert das Verhältnis der beiden Farben, indem er sie jeweils mit einer dritten Farbe „reagieren“ lässt (nicht unähnlich einem Naturwissenschaftler, der die Eigenschaften von Stoffen durch

Zusatz eines dritten Stoffes prüft). Ihre Qualität als Grundtöne wird deutlich daran, wie sie sich unter Hinzufügung verhalten. Wird das Rot-Silber-Gefüge mit Weiß konfrontiert, so wird der Silber-Ton schärfer und heller, bleibt aber in seiner Wertigkeit unverändert. Das Rot hingegen mutiert zum Rosa. Die eine Grundfarbe wird überformt, die zweite verwandelt. Konfrontiert mit Gelb-Ocker hingegen verwandelt sich das Silber in einen Goldton, während diese Farbe in den Grundton Rot nur dämpfend eingreift, ihn im Kern unverändert lässt.

Es sind freilich nicht Farben „an sich“, die hier ins Verhältnis treten. Es sind Farben in bestimmten Texturen, auf eine bestimmte Weise aufgetragen. Der Pinselstrich entscheidet mit über die Reaktionsmöglichkeiten der Farben, reagiert auch seinerseits auf die Ergebnisse. Deckt eine Farbe die andere, lässt sie sie durchscheinen, verschmelzen sie zu einer anderen? Opazität, Transparenz und Permeabilität von Farben und Strukturen sind Stichworte für die Erfahrungen, die der Maler beim Malen und die wir beim Betrachten machen.

Der Maler hat auf die Resultate, die ihm durch seine Experimente entgegenraten, auf mehrfache Weise reagiert, unter anderem durch einen Titel-Einfall. Er nennt den Zyklus *Jahreszeiten*. Worauf es ankommt: Er wollte nicht Jahreszeiten darstellen und hat dann überlegt, wie das zu bewerkstelligen sei. Messner ist vielmehr von einer Materialkonstellation ausgegangen (Farbe plus Texturen) und einer Fragestellung und hat eine Untersuchung mit offenem Ausgang gestartet. Keine Darstellung, deren Ergebnis von Anfang an feststand.

Er hat also den Titel *Jahreszeiten* nicht er-funden, sondern ge-funden. Er hat reagiert auf das, was auf den Bildern geschieht. Identität und Wechsel gehören hier zusammen. Es geht um die Veränderung eines Identischen beziehungsweise die Identifizierung einer den vier Bildern gemeinsamen Substanz durch den Wechsel, durch Veränderung. Darin liegt nicht nur eine Analogie zu den Jahreszeiten, sondern eine vom Bild ausgehende Aufforderung, die wirklichen Jahreszeiten neu zu sehen.

Freiheit des Betrachters

Vieles kann man nur am Original wirklich sehen. Ein Foto dient der Erinnerung an den Eindruck, den man vom Original empfängt – nicht mehr und nicht weniger. Der wechselnde Lichteinfall, die Veränderungen der Farbe, die sich ergeben, wenn der Betrachter nur ein wenig seinen Standort variiert, gehören zur Sache. Das Spiel von Farben und Texturen ist ohne Wechsel des Lichts, außerhalb der Zeit also auch, nicht zu haben. Die „technische Reproduzierbarkeit“ schärft die Wahrnehmung für die Einmaligkeit, die dem Kunstwerk gerade durch seine Materialität zuwächst, und für die Gebundenheit des Werks an eine je bestimmte Art und Perspektive der Betrachtung. Das bedeutet auch: Jeder sieht sein Bild, das ihm gemäße Bild. Es gibt, wie Paul Valéry vor hundert Jahren schon konstatierte, nicht das eine Gedicht, sondern das Gedicht in so vielen Fassungen wie es Leser hat. Die Perspektive des Malers ist nicht die des Betrachters. Und der Maler kann dem Betrachter nicht vorschreiben, was er sehen soll.

Doch wo der Kunstwahrnehmung früher die Hauptgefahr von autoritativen Deutungen drohte, die sich jeweils zur einzig gültigen erklärten, droht heute die Neutralisierung der Kunst durch Perspektivismus und Beliebigkeit. An die Stelle der Oberlehrer, die uns sagen wollen, was wir zu sehen haben, sind heute diejenigen getreten, die von französischer Nietzsche-Rezeption infiziert sind und uns versichern, da sei gar kein Objekt, es sei alles („nichts als“) eine Frage der Optik des Betrachters. Wo früher die Autorität der Kunst aufgebläht wurde, spreizen sich jetzt „Meinungen“ von Einzelsubjekten auf und verdrängen den ästhetischen Gegenstand. Werke darf es nicht mehr geben, weil von ihnen Forderungen an Betrachter ausgehen.¹¹

Die Bilder von Gerhard Messner zeigen, dass die Alternative nicht stimmt. Sie stellen Forderungen an den Betrachter und sind zugleich offen für unsere je individuellen Zugangsweisen. Die Freiheit des Betrachtens wird ermöglicht durch die Gebundenheit des Objekts! Die Verbindlichkeit der künstlerischen Produktion schafft diese Freiheit.

Dimensionen des Betrachtens

„Auf den zweiten Blick“ – so hat Gerhard Messner eine Ausstellung von Arbeiten überschrieben, die im Herbst 2014 in Marburg gezeigt wurde und vorwiegend aus Serien bestand. Die Sachlage, die durch den Ausstellungstitel angesprochen wird, ist durchaus komplex. Es lassen sich Nachteile benennen, die aus der Verabsolutierung des ersten Eindrucks erwachsen, den man in der Begegnung mit einem Bild empfängt. Wer im Bann des ersten Eindrucks verharret, sieht womöglich nur, was er vorher schon wusste oder was er empfindend mitgebracht hat. So gibt es gute Gründe, den zweiten Blick, auf dessen Bedeutung Gerhard Messner hinweist, zu kultivieren. Doch lassen sich auch Qualitäten angeben, die ausschließlich in der ersten Begegnung mit Kunstwerken (wie mit Menschen), im frischen, unbefangenen Blick enthalten sind. Die Frage ist nur, wie man sich den ersten Blick – als Quell von Einsichten und Erlebnissen – bewahren kann.

Serien, die Messner in Marburg vor allem präsentierte, verlangen zwingend nach dem zweiten Blick. Ein Maler, der seine Bilder in Serien anlegt und ausstellt, nötigt uns geradezu zum vergleichenden Sehen. Denn es ist unmöglich, eine Bilderfolge mit einem Blick zu umfassen. Das Auge muss hin und her wandern, um Entsprechungen, Identität und Differenz im Gegenstand, in der Malweise, in der Farbstrategie etc. wahrzunehmen. Der zweite Blick erweist sich angesichts von Bildfolgen als Instrument eines Prozesses des Abgleichens und Beziehens, der unabschließbar ist und nicht an ein Ende kommt.

Wird das Verfahren des zweiten, vergleichenden, wägenden Blicks auf Bilder angewendet, die vom Maler nicht vorab in eine Beziehung gebracht wurden, so stiftet der Betrachter Beziehungen und sieht Konfrontationen, von denen der Maler sich vielleicht nichts hat träumen lassen. Sobald das Werk das Atelier verlässt und die Deutungshoheit des Malers über sein Werk an ihr Ende kommt, tritt es ein in die Unübersichtlichkeit unserer, der Betrachter, erster und zweiter Blicke.

Vorzüge des „zweiten Blicks“

Im ersten Eindruck wird der Betrachter vom Kunstwerk getroffen, überwältigt. Ein bedeutender erster Eindruck ist einheitlich, einfach und unmittelbar. Im ersten Eindruck dominieren offensichtliche Eigenschaften eines Bildes: alles, was drastisch ist und *éclat* macht. Der Betrachter wiederum wird sich unter der elementaren Gewalt des ersten Eindrucks in seiner Wahrnehmung und Reaktion von den Erwartungen und Kategorien leiten lassen, die er mitbringt, von seinen Vor-Urteilen also und seinen Vor-Einstellungen. Der Person, die sich im Bann der unmittelbaren Macht der Drastik des Bildes und der eigenen Vor-Urteile befindet, fehlt die Möglichkeit, Distanz zum Gegenstand zu gewinnen, überhaupt einen Gegenstand, ein Gegenüber eigenen Rechts zu erfahren und über das Erlebte und das Erleben nachzudenken.

Der zweite Blick löst die Beschränkungen auf, denen der erste Eindruck gleichermaßen unterliegt wie unterwirft. Die Begegnung mit dem Kunstwerk erlangt, indem das Verhältnis von Bild und Betrachter selbst thematisch wird, eine neue Dimension. Waren Bild wie Betrachter zuvor statisch und eingeschlossen in dem, was sie sind und wie sie sind, so beginnt mit dem zweiten Blick ein Prozess, eine wechselseitige Dynamik, in der Bild und Betrachter aufeinander Bezug nehmen. Der Betrachter wendet nun Eindrücke, die er empfängt, und Beobachtungen, die er am Bild macht, auf das Bild selbst an. Anstatt das Bild zu beurteilen nach äußeren Maßstäben, bezieht er Details in Bildaufbau, Farbgestaltung, Motivwahl und -präsentation auf die malerische Konzeption, die er dem Bild entnimmt.

Indem der Betrachter die Kriterien seiner Bildbetrachtung aus dem Bild selbst entwickelt, gewinnt er Distanz auch zu den eigenen Voraussetzungen, die ihm zuvor ganz selbstverständlich, ganz nah und quasi-natürlicher Bestandteil der eigenen Person waren. Die Unterscheidung, die im Bild selbst die individuellen Regeln aufdeckt, denen es gehorcht, ermöglicht dem Betrachter auch, sich als Betrachtender zu wissen. Er ist nicht länger seinen Vor-Einstellungen ausgeliefert, als handle es sich um „Prägungen“, die nach Art eines Drehbuchs den Film des Lebens, Fühlens, Wahrnehmens ein für alle Mal fixieren. Er kann die Vor-Einstellungen als spezifische wahrnehmen und erfährt also, indem er sich der inneren Dynamik des Bildes öffnet, etwas über die eigene Person. Er erfährt zudem etwas über die Bedeutung der Situation, über die Macht der gesellschaftlichen wie der individuellen Lebenssituation. Wer je vor einem Bild gestanden hat, das er oder sie geraume Zeit zuvor schon mal gesehen hat, und nun feststellt, dass der früher empfangene Eindruck sich nicht wieder einstellen will oder umgekehrt an dem Bildwerk Aspekte wichtig werden, die zuvor gänzlich unbemerkt geblieben waren, der erlebt, dass die Identität der Person weniger eine Tatsache als ein „regulatives Prinzip“ im Sinne Immanuel Kants ist.

Mit dem zweiten Blick tritt der Betrachter als eigenständige Instanz auch innerhalb des komplexen sozialen Spiels der Kunstwahrnehmung hervor und emanzipiert sich vom Maler und dessen Mitteilungs- und Ausdrucksbedürfnis. Manche Künstler entlassen ihre Werke nur ungern in die Selbständigkeit, über-

lassen sie nur ungern den unkalkulierbaren, nicht antizipierbaren Ergebnissen, zu denen es in der Begegnung von Werk und Betrachter kommt. Gerhard Messner ist anders. Er ermuntert uns, einen zweiten Blick zu riskieren, und ist gespannt darauf, was jeder von uns in seinen Bildern sieht.

Indem der zweite Blick den Schein auflöst, ein Gemälde sei – wie ein Stück Natur – einfach und von einem einheitlichen Willen durchdrungen und also nur Gegenstand unseres Staunens, tritt die Aspekthaftigkeit des Bildwerks hervor. Mir scheint, es sind im Wesentlichen vier Teilmomente zu unterscheiden und zu berücksichtigen, wenn wir uns einen Zugang zur Kunst Gerhard Messners schaffen wollen:

- Erstens die Ebene des Materials, eines Materials, das nicht nur inert, nicht träge ist und alles mit sich machen lässt, vielmehr so etwas wie ein Dialogpartner des Künstlers im Prozess der Entstehung des Werks. Farbe und Pinsel und Spachtel und Putz arbeiten, indem sie dem Maler unterschiedliche Formen und Grade von Widerstand entgegensetzen, am Ergebnis mit.
- Auf einer zweiten Ebene der Begegnung von Bild und Betrachter tritt die bildnerische Disposition hervor, d.h. die Komposition des Bildes oder, anders gesagt, der Maler als Regisseur, der *spotlights* setzt, die Einzelteile des Bildes durch farbliche oder materiale Abstufung oder durch eine geometrische Anordnung so gewichtet, wie es seinen Intentionen entspricht.
- Drittens ist das dargestellte Sujet zu bedenken, der Gegenstand, den der Künstler ausgewählt hat. Es ist das inhaltliche Anliegen aufzunehmen, das der Künstler ausdrücken oder transportieren möchte, im verschärften Fall gar die „Botschaft“, die das Bild, wie man sagt, „rüberbringen“ soll.
- Viertens resultiert aus der Verschränkung all dieser Aspekte (und sicherlich noch einiger mehr, die sich unterscheiden ließen) das, was man als Thema des Bildes bezeichnen kann: das, was das Bild (nicht der Künstler!) im Dialog mit dem jeweiligen Betrachter „sagt“. Die Verschränkung der Aspekte zum thematischen Ganzen kann, schon weil die Einzelaspekte in sich dynamischer Art sind, nicht die Form eines starren Gerüsts annehmen, in dem alles seinen Platz hat. Das Ganze des Bildes, das Thema des Bildes ähnelt eher einem Netz, dessen Knotenpunkte durch die genannten Aspekte gebildet werden, und das – gleichsam auf dem Wasser liegend – ständig in Bewegung ist. Nicht nur die künstlerische Produktion, auch die künstlerische Re-Produktion ist ein Prozess.

Verteidigung des ersten Eindrucks

Das Urteilen und Vergleichen, das durch den zweiten Blick möglich wird, entfaltet die beschriebenen belebenden Wirkungen, um deren willen das Lob des zweiten Blicks angestimmt wurde, nicht immer und nicht unter allen Umständen. Wohl seit den 1950er-Jahren gehören zwei Diaprojektoren zur technischen Grundausstattung eines Hörsaales, in dem kunstgeschichtliche Vorlesungen stattfinden.¹² Im Normalfall wird in einer solchen Vorlesung nicht ein Bild für sich

betrachtet, sondern mindestens deren zwei. Nicht Manets *Olympia* wird projiziert und der Betrachter aufgefordert, sich des einschlägigen Gemäldes von Tizian zu erinnern, das in der *Olympia* reflektiert wird. Stattdessen werden beide Bilder gezeigt, und es entsteht ein Zustand, der erstens in der Realität kaum vorkommt, und der zweitens die erinnernde Aktivität des Betrachters umgeht: Man sieht buchstäblich beide Gemälde nebeneinander und kann nun, geführt von Zeigestock oder Laser-Pointer, Einzelheiten vergleichen.

Die didaktischen Vorteile, die sich aus der Doppelprojektion, also durch Herstellung von Bildserien und Bildkonfigurationen nach den Bedürfnissen kunsthistorischer Begriffsbildung ergeben, sind unbestreitbar. Unübersehbar ist auch, dass die Art des Vergleichens, die durch die Doppelprojektion möglich wird, sich von der Art des Vergleichens, die dem zweiten Blick entspringt, grundverschieden ist. Die Vergleichung durch Doppelprojektion ist buchstäblich. Sie funktioniert „zweiwertig“, indem sie je ein Element des einen einem Element des anderen Bildes zuordnet. Die Vergleichung des zweiten Blicks hingegen ist „dreiwertig“. Sie besteht aus einem aktuellen Eindruck und der Erinnerung an frühere Eindrücke. Nicht zwei Bilder werden hier verglichen, sondern die aktuelle Betrachtung mit dem „Bild“, das nicht aktuell, sondern vergangen, durch die Erinnerung geformt und mit dem aktuellen früheren Eindruck mitnichten identisch ist.

Die Unterscheidung ist wichtig für ein angemessenes Verständnis der Bilder von Gerhard Messner. Denn die Serien, die er malt, funktionieren nicht nach dem Prinzip der Doppelprojektion der Kunsthistoriker, sondern nach der dreiwertigen Beziehung, in der die Erinnerung eine wichtige Rolle spielt. Das gilt selbst für eine vergleichsweise eindeutige Serie wie Messners fünfteilige Darstellung wichtiger kirchlicher Feste. Ihr Zusammenhang ist durch das Kirchenjahr gegeben: Geburt Christi, Kreuzigung, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten. Die malerischen Realisationen dieser christlichen Themen, die Bilder also, lassen sich in Beziehung setzen und vergleichen unter dem Aspekt der Gruppierung der Personen – mal sind sie randständig, mal durchziehen sie das gesamte Bild – oder unter dem Aspekt der Lichtführung, die zugleich die geometrische Dispositionen des Bildes, die Bildkomposition prägt – einmal fällt das Licht seitlich von oben ein und legt eine dominierende Diagonale quer durch das Bild, mal ... Doch diese Detailbeobachtungen haben Bedeutung nur, wenn sie auf das einzelne Bild als individuelle, nicht wiederholbare und unvergleichliche Konstellation bezogen bleiben. Sobald durch das Vergleichen die Identität des einzelnen Bildes aufgelöst oder übersprungen wird, ist nicht nur die individuelle Qualität dieses einzelnen Bildes dahin, sondern auch die besondere, die befreiende Qualität des oben beschriebenen „dreiwertigen“ Vergleichens.

Diese notwendige Klarstellung gibt Anlass, noch einmal auf den ersten Eindruck zurückzukommen, den wir vorhin ausschließlich als Negativfolie benutzt haben, als dunklen Hintergrund, gegen den sich der hell strahlende „zweite Blick“ umso herrlicher abhebt. Gerade wenn die ästhetische Wahrnehmung vom mechanisch-didaktischen Prinzip der Doppelprojektion abgegrenzt werden soll,

lohnt es, über den ersten Eindruck noch einmal nachzudenken und seine besondere Würde und Leistung hervorzuheben. Denn: Der zweite Blick folgt ja nicht nur äußerlich auf den ersten. Vielmehr ist der zweite Blick auf den ersten angewiesen.¹³ Der erste Eindruck bildet, als erinnertes, das Material, an dem die vergleichende, analysierende, differenzierende Aktivität des zweiten Blicks arbeitet. Der zweite Blick hat nicht denselben Gegenstand wie der erste. Der zweite Blick sieht das aktuelle und das bereits erfahrene, erinnerte Bild zusammen. Er sieht mehrfach und auf verschiedenen Ebenen. Damit der zweite Blick diese für ihn charakteristische und wesentliche Komplexität gewinnt, muss der Betrachter dem ersten Eindruck die Treue halten. Das ist schwer: ihm die Treue zu halten und ihn zugleich den zersetzenden Säuren mehrfacher Reflexion auszusetzen. Beides gehört zur Kunsterfahrung. Die Verbindung dieser beiden scheinbar unvereinbaren Aspekte macht Kunsterfahrung aus. Dadurch unterscheidet sich Kunsterfahrung von privaten Eindrücken einerseits und wissenschaftlichen Einsichten andererseits. Private Eindrücke sind und bleiben, was sie sind; wissenschaftliche Einsichten entwickeln sich und schreiten fort, indem sie frühere Stadien entwerfen, überflüssig machen. Kunst ist weder privat noch den Zwängen der Begriffswelt unterworfen.

Serien

Nicht nur Betrachter ohne akademischen Hintergrund, auch Wissenschaftler haben eingeschliffene Reflexe, die – hier wie da – der Wahrnehmung der Spezifik eines Gegenstands entgegenstehen. Ein Kunsthistoriker, der das Stichwort „Serie“ hört, antwortet mit „Monet“, „Kathedralenbilder“ und, wenn es ganz schlimm kommt, mit Auslassungen zum Impressionismus. Das ist nicht sehr hilfreich. Denn Serien funktionieren unterschiedlich. Was Gerhard Messner macht, hat mit Monet wenig zu tun. Auch an Gerhard Richter zu denken (was der Sache schon näher kommt), sollte man unterlassen. Welcher Aspekt einer Bildkomposition durch Variantenbildung in anderen Bereichen identifiziert oder eingekreist wird, liegt nicht a priori fest. Die Landschaftsaufnahmen des Fotografen Michael Ruetz, die unterschiedlichen Abzüge der Farblithographien, die Ernst Ludwig Kirchner zu Chamissos Peter Schlemihl angefertigt hat, oder die Fotos des Ehepaars Gabriele und Helmut Nothhelfer – all diese Serien, die 2014 an unterschiedlichen Orten in Deutschland zu sehen waren, funktionieren jeweils anders. Der erste Schritt des reflektierten Schauens, zu dem das Serienverfahren den Betrachter einlädt, besteht im Nachdenken über Identisches und Veränderliches, Substanz und Akzidentielles. Was ist das „Thema“, das am Grund des Wechselspiels von Identischem und Variablem erscheint?

Gerhard Messners Serien sind nach ganz unterschiedlichen Gesichtspunkten entwickelt bzw. zusammengestellt. Materiale Aspekte, darstellerische Verfahren und inhaltliche Absichten verbinden sich in immer anderer, immer neuer Weise zu einem übergreifenden Thema. Mit dem Titel oder den Titeln fällt dieses Thema, das die Bilder zu einer Serie fügt, jedenfalls nicht zusammen.





(Abbildungen linke und rechte Seite) Gerhard Messner: Serie: *Begegnungen: Zyklus David* (Diptychon), *David und Saul I* (2013), *David und Goliath II* (hell/dunkel + gold/silber), *David und Bathseba III* (2014), Mischtechnik/ Acryl, je 100 x 160 cm, im Besitz des Künstlers.

Vielleicht ist der entstehungsgeschichtliche Hinweis von Nutzen, dass manche der Messnerschen Serien erst im Nachhinein zur Serie geworden sind. Zunächst war da ein Einzelbild, das primär durch eine materiale Aufgabenstellung und formale darstellerische Absichten bestimmt war. Im Prozess der Ausarbeitung erst bemerkt Messner, der als Maler ja nicht nur Produzent ist, sondern auch sein erster Beobachter, an dem Bild, das unter seinen Händen im Entstehen begriffen ist, Aspekte, die – wiewohl nicht „geplant“ – sich ihm als Möglichkeiten anbieten. Er greift sie auf, arbeitet sie aus, setzt sie womöglich gar programmatisch in Szene. Ein Beispiel: Am Anfang der drei Diptychen, die den Doppeltitel *Begegnungen: Zyklus David* tragen, stand ein einzelnes Diptychon, dasjenige, das jetzt *David und Saul* heißt. Von David war zunächst nicht die Rede, wohl aber von Begegnung im doppelten Sinn: dass die Begegnung keine äußerliche, sondern eine wesentliche ist, die die Personen innerlich betrifft und erfasst; und dass die Begegnung nicht friedlich empathisch und kuschelig ist, sondern Konfliktqualität, den Charakter einer Opposition hat.

Erst die thematische Schärfung und Präzisierung des primär malerischen Ausgangskonzepts zu *David und Saul* führte zur Erweiterung des Einzelwerks

durch *David und Goliath* und *David und Bathseba*. Diese beiden sind also unter der Leitlinie einer übergreifenden Serienthematik bereits konzipiert, während in *David und Saul* sozusagen die Geburt dieses Themas aus dem Geiste bildnerischer Aufgabenstellungen zu beobachten ist.

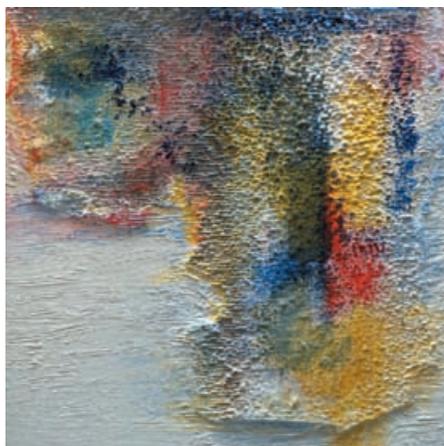
Weil Messners Serien ganz unterschiedlich funktionieren, muss der Betrachter jeweils neu im Einzelbild nach dem übergreifenden Thema suchen. Und dieses Thema, d. h. die Verknüpfung von materialen, darstellerischen und semantischen Dimensionen, ist von je anderer Art.

Ein diagonal vergleichender Blick

Der zweite Blick, der vergleichende Blick, ist nicht gebunden an oder beschränkt auf Bilder, die vom Maler selbst zu Serien zusammengefasst wurden. Die Freiheit des Betrachters erstreckt sich auch darauf, Vergleiche und Bezüge diagonal und quer zu den Serien anzulegen.

Betrachten wir *David und Goliath* (aus dem erwähnten Zyklus *Begegnungen: David*) und das Diptychon *ohne Titel* (aus der Serie *Strukturenrelief*), beides Arbeiten aus der jüngsten Zeit. Durch diese beiden Bilder resp. Serien sind, so scheint mir, Pole der Skala der Möglichkeiten markiert, auf der Messners Schaffen sich bewegt. Sie unterscheiden sich durch die Akzentuierung, die innerhalb des Kraftfelds von Material, bildnerischer Disposition und Semantik vorgenommen wird.

David und Goliath ist, wie erwähnt, als Fortführung der Entdeckungen entstanden, die der Künstler an *David und Saul* gemacht hat. In *David und Goliath* wird das Verhältnis von Hell und Dunkel, von kompakten Körpern und gestreckten, strebenden Linien durchgeführt. Dominant aber ist das Sujet (Wurzel Jesse, Steinwurf), das hier fast die Qualität einer „Botschaft“ annimmt. Mögli-



Gerhard Messner: Serie: *Strukturenrelief*, Diptychon o.T. I, Diptychon o.T. II (2014), Mischtechnik Putz/ Acryl auf Leinwand, je 80 x 80 cm, im Besitz des Künstlers.

cherweise hat diese Dominanz der Mitteilung den Künstler in eine Klemme gebracht. Denn die personifizierte Darstellung des Bedrohlichen oder Bösen birgt das Problem, dass man irgendeine Bevölkerungsgruppe zur Repräsentantin dieses Bösen ernennen muss. Das fiel früheren Zeiten – wenn wir an Bilder denken, auf denen die Verhöhnung Christi dargestellt wird – leichter als uns Heutigen. Messner lässt den Goliath – ich vermute, aus diesem Grunde – gesichtslos. Er bekommt einen Panzer, der ihn eher einem Dinosaurier ähnlich macht. Der Verzicht auf gegenständliche Ausführung und auf geschichtliche Konkretisierung bewirkt aber, unter den Bedingungen einer im Kern gegenständlichen Darstellungsweise und unter der Voraussetzung einer starken Mitteilung, möglicherweise und unbeabsichtigterweise eine Schwächung des einen Pols in dem Konflikt-Begegnungs-Modell, das in dieser Serie thematisch ist und in *David und Saul* – für mich überaus überzeugend – durchgeführt wird.

Am anderen Ende der Skala der Möglichkeiten, auf der Messners Arbeitsweise sich bewegt, steht das Diptychon *ohne Titel* aus der Serie *Strukturenrelief*. Hier steht ein Materialfund am Anfang der Entstehung des Bildes, ein Stück Putz, das sich in Gerhard Messners inzwischen aufgelassener Malerwerkstatt, mit der er bis vor kurzem den Lebensunterhalt der Familie bestritten hat, dort an der Wand fand, wo üblicherweise die Pinsel ausgestrichen wurden. Das Stück ist sozusagen Sediment einer langjährigen Berufspraxis.

Dass die künstlerische Arbeit ihren Anstoß hier durch einen glücklichen Fund empfangen hat, ist mehr als eine hübsche Anekdote. Dieser Anfang gehört zur Sache, zum Bild selbst, weil das vorgefundene Material der Widerstand oder der Stachel ist, der auch im Ergebnis und auch für den Betrachter die innere Dynamik des Bildes antreibt. Die aufgebrachten Stücke treten aus dem Bild reliefartig hervor. Sie sind vom Maler mit farblichen Mitteln profiliert, akzentuiert worden. Farbe dient auch dazu, die umgrenzten Objekte in das Ganze der Bildfläche zu integrieren. In der Begegnung des Malers mit der *trouvaille* entdeckt und bearbeitet er sukzessive verschiedene Aspekte des Materials. Und schließlich stellt sich auch eine semantische Dimension ein. Beiläufig, so will es scheinen; nicht als Strategie oder Botschaft des Malers; anspielend mehr als hinweisend. Der Betrachter sieht den Teil eines Gewands. Man kann sich an Darstellungen aus früheren Jahrhunderten erinnert fühlen, die das Schweiß Tuch der Veronika zeigen.

So müssen die Welten, die Gerhard Messners Bilder eröffnen, vom Betrachter je individuell und stets aufs Neue erschlossen und ausgeschritten werden.

Autor

THOMAS KABISCH, geboren 1953, studierte Musik, Musikwissenschaft, Philosophie und Germanistik in (West-) Berlin. Promotion („Liszt und Schubert“) 1982. 1987/88 als DFG-Stipendiat in Paris. Seit 1992 Professur für Musikwissenschaft an der Musikhochschule Trossingen. Publikationen zur Musik des 18. bis 20. Jahrhunderts, speziell der französischen, zur Theorie der Aufführung und Geschichte der Musiktheorie. Kabisch(at)mh-trossingen.de

Anmerkungen

- 1 MARTIN WARNKE: Der Hofkünstler. Zur Frühgeschichte des modernen Künstlers. DuMont. Köln 1996.
- 2 OSKAR BÄTSCHMANN: Ausstellungskünstler. Kult und Karriere im modernen Kunstsystem. DuMont. Köln 1997.
- 3 JULIA VOSS: Als die Kunst auszog, das Ausstellen zu lernen. FAZ vom 9. September 2013, S. 32.
- 4 ISAAH BERLIN: Der Igel und der Fuchs. Suhrkamp. Frankfurt am Main 2009.
- 5 SWANTJE KARICH im Gespräch mit Martin Klosterfelde: Endlich wieder Pionier sein!, FAZ vom 7. September 2014, S. 36.
- 6 FAZ vom 15. Juni 2013.
- 7 CHRISTOPH BARTMANN: Leben im Büro. Die schöne neue Welt der Angestellten. München 2012. ANDREAS RECKWITZ: Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Suhrkamp. Frankfurt am Main 2012.
- 8 URS STÄHELI: Entnetzt euch! Praktiken und Ästhetiken der Anschlusslosigkeit. In: Mittelweg 36, 22. Jg., Heft 4, S. 3–28, S. 11.
- 9 Ebd.
- 10 HEIMITO VON DODERER: Die Wasserfälle von Slunj. München 1995, S. 311.
- 11 Der französische Nietzscheanismus „behauptet, er überwinde das Subjekt, während er tatsächlich das Objekt unterdrückt. (...) Der Augenblick wird kommen, wo man die Ausgangshypothese neu bedenken muss: auf das *Sein* verzichten und das *Fürmich* erhalten. Und die andere Möglichkeit ins Auge fassen muss: vom *Fürmich* lassen, um das *Sein* zu wahren.“ VINCENT DESCOMBES: Das Selbe und das Andere. Suhrkamp. Frankfurt am Main 1981, S. 223 f.
- 12 WALTER GRASSKAMP: André Malraux und das imaginäre Museum. Die Weltkunst im Salon. Beck. München 2014, S. 90.
- 13 Zur Bedeutung des ersten Eindrucks und des Augenblicks vgl. VLADIMIR JANKÉLÉVITCH: Le Je-ne-sais-quoi et le presque-rien, Band 1. Seuil. Paris 1981, S. 131.

Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar – 25 Jahre Wasservogelzählung: Bestand, Trends und jahreszeitliches Auftreten

von HELMUT GEHRING

Einleitung

Ab Ende August nimmt die Zahl der Wasservögel auf den Gewässern der Baar ständig zu. Zu den heimischen Brutvögeln gesellen sich nordische Durchzügler und Wintergäste. Da Wasservögel geeignete Indikatoren für den Zustand und die ökologische Bedeutung von Gewässern sind, werden sie vielfach systematisch erfasst. Die Erfassung der Winterrastbestände hat sich hierbei besonders bewährt.

Bereits im Band 39 dieser Schriftenreihe erschien ein Beitrag, welcher die Bedeutung der Gewässer der Riedbaar für rastende und überwinternde Wasservögel aufzeigt (GEHRING 1996). Der Schwerpunkt damals lag im Vergleich der Rastbestände der 1970er-Jahre und der 1990er-Jahre. Die vorliegende Arbeit zeigt die Bestandsentwicklungen in den letzten 25 Jahren auf. Die durchgehende Beobachtungsreihe erlaubt es, den aktuellen Bestand und die Entwicklung der rastenden und überwinternden Wasservögel auf der Baar über einen längeren Zeitraum darzustellen und zu analysieren.

Das Untersuchungsgebiet

Auf den ersten Blick ist es wohl erstaunlich, dass Wasservögel, die ihre nordischen und östlichen Brutgebiete wegen Kälte und Schnee verlassen, auf der Baarhochmulde rasten und überwintern, wo diese doch für ihre strengen Winter bekannt ist (u. a. SIEGMUND 2006). Eine genauere Betrachtung ergibt jedoch, dass selbst im Januar und Februar meist noch geeignete Lebensbedingungen für die überwinternden Wasservögel hier vorherrschen. Die Stillgewässer wie der Unterhölzer Weiher oder die Riedseen frieren zwar in der Regel im Spätherbst oder Frühwinter zu. In der Mitte der 1990er-Jahre gab es wiederholt Ausnahmen von dieser Regel. Die Baar-Donau ist jedoch aufgrund ihrer Wassermenge und ihrer Strömung nur sehr selten ganz zugefroren, zuletzt im „sibirischen“ Februar 2012. Die ersten 10 km der Donau bieten aufgrund einer reichhaltigen Wasserpflanzen- und Wassertierwelt selbst im Mittwinter sowohl sich pflanzlich als auch sich tierisch ernährenden Wasservögeln ein ausreichendes Nahrungsangebot. Weitere Details zum Überwinterungsgebiet enthält der oben bereits erwähnte Beitrag in den Schriften der Baar von GEHRING (1996).

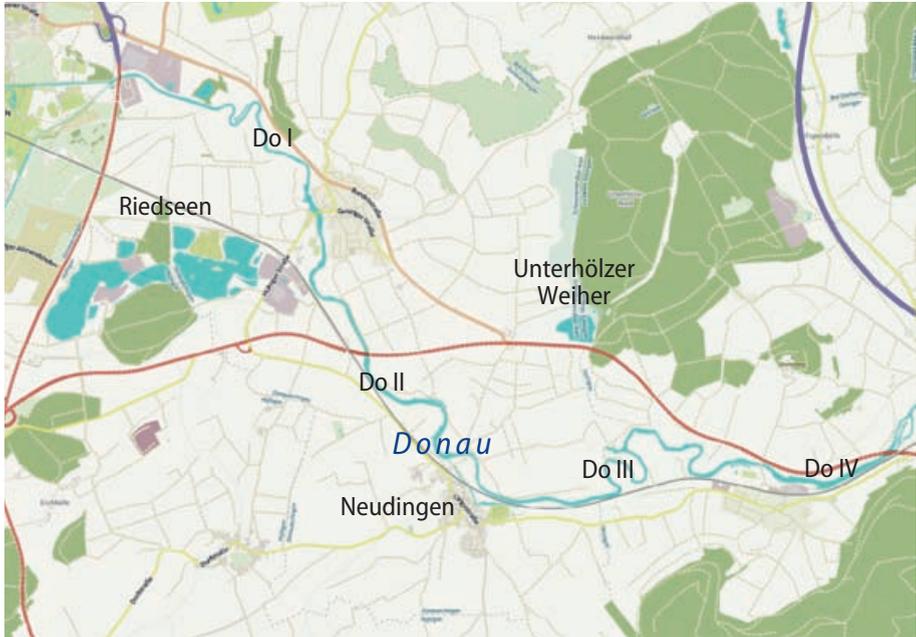


Abb. 1: Die Gewässer der Riedbaa. Einteilung in die Erfassungsbereiche. www.openstreetmap.org



Hüfing Riedsee. Fotos: Helmut Gehring



Donau bei Neudingen.



Unterhölzer Weiher.

Zur Methode

1989 zählten Mitglieder der Ornithologischen Arbeitsgruppe des NABU Schwarzwald-Baar erstmals die rastenden und überwinternden Wasservögel auf den Gewässern der Riedbaar nach den Richtlinien der „Internationalen Wasservogelzählungen“. Nach diesen Richtlinien werden in der Mitte der Monate September bis März (April) alle anwesenden Wasservögel eines Feuchtgebietes gezählt. Hierzu wird das Gesamtgebiet in Teilbereiche eingeteilt, in welchen Mitarbeiter zeitgleich die rastenden Wasservögel erfassen. Die Teilgebiete in der Riedbaar sind der Unterhölzer Weiher, die Riedseen und 4 Abschnitte der Donau zwischen Donaueschingen und Geisingen. In Abbildung 1 sind die einzelnen Erfassungsbereiche dargestellt. In der Regel waren 6 bis 10 erfahrene Feldornithologen etwa 3 Stunden unterwegs, um die anwesenden Wasservögel zu zählen. Die Zählungen fanden stets an einem Samstagnachmittag statt.

Ergebnisse

Die dargestellte Liste (Tab. 1) zeigt die auf der Baar in den letzten 25 Jahren festgestellten rastenden und überwinternden Wasservögel. Es sind 17 Arten, die traditionell überwintern. Als Durchzugsgäste treten mit einer gewissen Regelmäßigkeit 36 Arten auf. Mit etwas unter 2.000 Exemplaren wird die Höchstzahl anwesender Wasservögel im November erreicht. Im Mittwinter beträgt die Zahl der überwinternden Wasservögel regelmäßig etwa 1.000 Exemplare. Der Verbreitungsschwerpunkt in den Monaten Januar und Februar ist die Donau. Details zu den traditionellen Wintergästen enthalten die Artbeschreibungen. Wenn nicht anders angegeben, zeigen die Diagramme zur Bestandsentwicklung die Wintermittelwerte (September–März). Beim jahreszeitlichen Auftreten sind die Monatsmittelwerte (1989–2013) dargestellt.

Sechs Arten zeigen in den letzten 25 Jahren einen eindeutig positiven Trend. Der Bestand rastender **Haubentaucher** im Spätherbst hat sich mehr als verdoppelt. Beim **Kormoran** stieg der Mittwinterbestand um das 10-fache. Ähnlich entwickelten sich die Zahlen beim **Höckerschwan**, der **Schnatterente**, der **Graugans** und dem **Silberreiher**. Die beiden letztgenannten Arten traten im Untersuchungszeitraum als neue Wintergäste auf.

Bei den anderen traditionell überwinternden Arten ist der Trend nicht so eindeutig. Besonders auffallend ist die Bestandsentwicklung beim **Zwergtaucher**, der in den 1990er-Jahren eine deutliche Zunahme aufwies, danach im Bestand ebenso deutlich abnahm. Nach einer Abnahme in den 1990er-Jahren scheint sich der Bestand beim **Graureiher** auf einem etwas niedrigeren Niveau stabilisiert zu haben. Der **Gänsesäger** trat vor 1980 nur mit wenigen Exemplaren als Wintergast auf. Danach stieg der Mittwinterbestand stetig an und erreichte in den frühen 1990er-Jahren einen Höchststand. Ende Januar waren balzende Gänsesäger auf der Baar-Donau verbreitet und regelmäßig zu beobachten. Nach 1996 setzte leider ein Rückgang ein. Parallel zu diesem Rückgang stieg die Zahl der Beobachtungen von Gänsesägern im Winter an der Breg und an der Brigach. Geringe

25 Jahre Wasservogelzählung

Art	Regelmäßigkeit	Höchstzahl	(Monat/Jahr)
Höckerschwan	A	76	(10/11)
Singschwan	D	18	(12/02)
Saatgans	A*	24	(02/89)
Graugans	A	321	(02/12)
Brandgans	D	4	(11/04)
Schnatterente	A	262	(10/13)
Pfeifente	A	102	(02/91)
Krickente	A	116	(11/02)
Stockente	A	1600	(11/90)
Spießente	C	7	(10/92)
Knäkente	C	16	(03/01)
Löffelente	B	68	(12/00)
Kolbenente	C	11	(02/93)
Tafelente	A	114	(01/93)
Reihente	A	350	(03/94)
Bergente	D	7	(12/02)
Samtente	D	3	(11/01)
Schellente	B	33	(12/00)
Zwergsäger	D	2	(01/97)
Gänsesäger	A	147	(02/93)
Mittelsäger	D	2	(12/00)
Zwergtaucher	A	88	(11/00)
Haubentaucher	A	47	(01/03)
Rothalstaucher	D	2	(10/04)
Schwarzhalstaucher	D	7	(09/05)
Sterntaucher	D	5	(12/02)
Prachtaucher	D	3	(01/00)
Kormoran	A	1000	(10/04)
Silberreiher	A	61	(10/13)
Graureiher	A	112	(09/89)
Teichhuhn	A	13	(10/03)
Blässhuhn	A	1000	(12/94)
Lachmöwe	C	140	(03/11)
Mittelmeermöwe	C	5	(02/14)
Eisvogel	A	7	(09/03)
Wasseramsel	C	6	(12/89)
Wasservogel gesamt		2100	(12/94)

Tab. 1: Rastende und überwinterte Wasservogel auf den Gewässern der Riedbaar mit Angaben zur Regelmäßigkeit und den Höchstzahlen.

A: überwintert/rastet traditionell (d. h. jährlich)

A*: überwinterte traditionell bis 1994/1995

B: alljährlich, meist nur auf dem Durchzug

C: regelmäßig, jedoch nicht jedes Jahr

D: selten, meist nur für kurze Zeit

Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar

Art	1989 bis 2001	2001 bis 2013
Höckerschwan	↑↑	↑↑
Graugans	↑↑	↑↑
Schnatterente	↑↑	↑↑
Pfeifente	→	↓↓
Krickente	↗	↓
Stockente	↓↓	↗
Tafelfente	↓	↘
Reiherente	→	↘
Gänsesäger	↓↓	↑
Zwergtaucher	↑↑	↓↓
Haubentaucher	↑↑	↑
Kormoran	↑↑	↑↑
Silberreiher		↑↑
Graureiher	↓↓	→
Teichhuhn	↑	↓
Blässhuhn	↑	→
Eisvogel	→	→
Wasservögel gesamt	↘	→

Tab. 2: Entwicklung (Trends) der traditionell rastenden und überwinternden Wasservögel im Vergleich. Dargestellt sind die Veränderungen der Wintermittelwerte in den Zeiträumen 1989–2001 und 2001–2013.

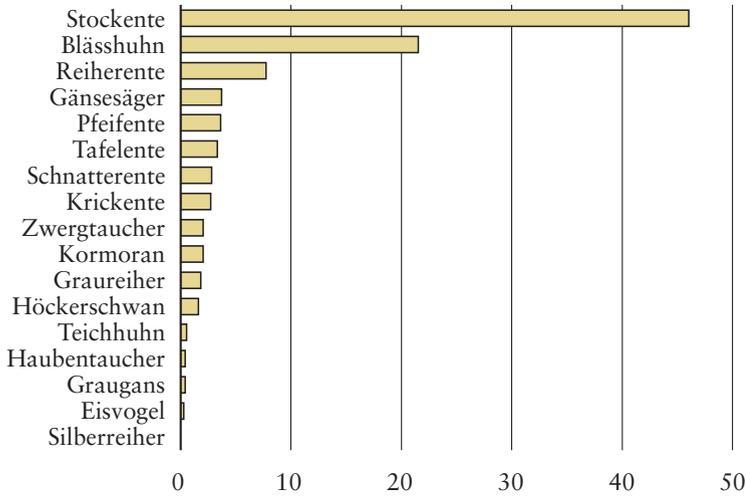
→	gleichbleibend
↗	leichte Zunahme < 20 %
↘	leichte Abnahme < 20 %
↑	Zunahme zwischen 20 und 50 %
↑↑	starke Zunahme > 50 %
↓	Abnahme zwischen 20 und 50 %
↓↓	starke Abnahme > 50 %

Bestandsänderungen mit keinem klaren Trend zeigen **Krickente**, **Reiherente** und **Blässhuhn**. Beim **Eisvogel** und dem **Teichhuhn** spielen aufgrund der niedrigen Rastbestände Zufälle eine große Rolle, so dass hier Aussagen über die Entwicklung sehr schwierig sind.

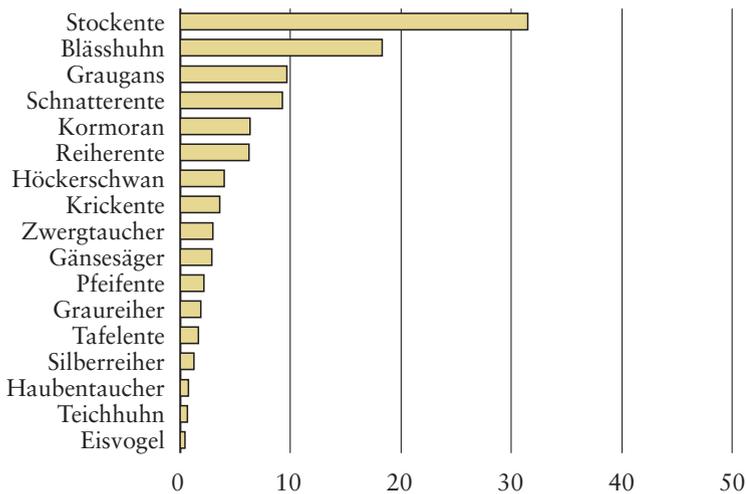
Klar negativ entwickelten sich die Zahlen bei der **Pfeifente**, der **Stockente** und der **Tafelfente**, wobei die Abnahme bei der **Pfeifente** in den letzten zehn Jahren recht dramatisch war. Der Rückgang bei der **Stockente** ist wohl darauf zurückzuführen, dass Mitte der 1990er-Jahre die Zufütterung für Jagd Zwecke eingestellt wurde. Die festgestellten Bestandsrückgänge müssen nicht mit negativen Veränderungen im Rastgebiet verbunden sein. Denkbar sind auch veränderte Zug- und Raststrategien, die möglicherweise auf klimatische Veränderungen zurückzuführen sind (KELLER 2011). Tabelle 2 zeigt die Bestandstrends aufgeteilt in die zeitlichen Abschnitte 1989–2001 und 2001–2013.

Sehr interessant sind die Veränderungen bei den relativen Häufigkeiten in den letzten 25 Jahren (Tab. 3 und 4). Die **Stockente** ist der häufigste Wintergast. Bis Ende der 1990er-Jahre waren etwa die Hälfte der überwinternden Wasservögel Stockenten. Danach ging der prozentuale Anteil auf 30 % zurück. Konstant blieb der relative Anteil mit ca. 20 % beim **Blässhuhn**. Gravierende Veränderungen gab es bei der **Graugans** und der **Schnatterente**. In der ersten Hälfte des Untersuchungszeitraums trat die **Graugans** nur gelegentlich auf. Mittlerweile ist sie der dritthäufigste Wintergast. Eine ähnliche Entwicklung zeigt der **Höcker-**

25 Jahre Wasservogelzählung



Tab. 3: Relative Häufigkeit der rastenden Wasservögel in Prozent (Mittelwerte der Jahresmittelwerte von 1989–2001).



Tab. 4: Relative Häufigkeit der rastenden Wasservögel in Prozent (Mittelwerte der Jahresmittelwerte von 2001–2013).

schwan. Pfeifente, Reiherente, Tafelente und der Gänsesäger zählten bis Ende der 1990er-Jahre zu den häufigsten Arten. Aktuell müssen sie im Vergleich zur Gesamtwasservogelzahl als mittelhäufig oder gar selten eingestuft werden.

Neozoen sind Tierarten, die ursprünglich bei uns nicht vorkommen, aber aufgrund menschlicher Eingriffe sich mittlerweile hier etabliert haben. Vor allem bei den Gänsen gibt es etliche dieser „Neubürger“, die an der oberen Donau als Wintergäste auftreten oder gar hier brüten. Die Graugans (1995) muss wohl zu dieser Gruppe gezählt werden. Ferner traten Streifengans (2006), Zwerggans (2006), Nilgans (2007) und die Rostgans (2010) in den letzten 8 Jahren regelmäßig auf, wobei die Nilgans eine deutliche Bestandszunahme zeigt. In Klammern steht der Winter der Erstbeobachtung.

Fazit

Es muss leider festgestellt werden, dass die Gewässer der Riedbaar etwas an Bedeutung für nordische Wintergäste verloren haben. Mitte der 1990er-Jahre rasteten regelmäßig weit über 100 Gänsesäger im Mittwinter auf den Gewässern der Riedbaar. Das Gebiet war somit ein national bedeutendes Überwinterungsgebiet für diese Art. Unter Ornithologen berühmt war das Gebiet um Neudingen für die aus Sibirien stammenden Saatgänse, die hier jährlich überwinterten. Um 1990 ist diese Rasttradition leider erloschen. Auch die hohe Zahl der Pfeifenten im Winter war eine Besonderheit. Einzelbeobachtungen bis zu 80 Exemplaren waren nicht selten.

Erfreulicherweise ist trotz einiger negativer Bestandsentwicklungen die Gesamtzahl der rastenden und überwinterten Wasservögel weitgehend konstant geblieben, obwohl es bei der Stockente einen starken Rückgang gab. Dieser Rückgang wurde in erster Linie durch die starke Zunahme bei der Graugans ausgeglichen. Die landesweite Wasservogelerfassung im November 2008 (BAUER et al. 2010) ergab, dass für den Silberreiher die Gewässer der Riedbaar zu den 10 bedeutendsten Überwinterungsgebieten in Baden-Württemberg gehören. Die überregionale Bedeutung der Riedseen, des Unterhölzer Weihers und der Baar-Donau als Rast- und Überwinterungsgebiet für Wasservögel ist unumstritten (BAUER et al. 2010). Für viele Wasservögel sind die Gewässer der Riedbaar „Trittstein und Drehkreuz“.

Danksagung

Über 10.000 Erfassungsdaten können nur im Team zusammengetragen werden. Folgenden Mitarbeitern bei den Wasservogelerfassungen danke ich herzlich: Timo Basen, Gabi und Hartmut Ebenhöf, Matthias Ebert, Peter Gapp, Helmut Kaiser (†), Karl-Heinz Leyhe (†), Hermann Pelchen, Thomas Schalk, Kirsten Schatral, Felix Zinke.

Autor

DR. HELMUT GEHRING
Königsberger Str. 30
78052 Villingen-Schwenningen

Literatur

- GEHRING, H. (1996): Die Gewässer der Riedbaar als Überwinterungsgebiet für Wasservögel – Entwicklung der Rastbestände. In: Schriften der Baar Bd. 39, Donaueschingen, S. 158–167.
- GEHRING, H. & F. ZINKE (2006): Die Vogelwelt der Baar. In: SIEGMUND, A. (Hrsg.): Faszination Baar – Porträts aus Natur und Landschaft. Verlag der Morys Hofbuchhandlung, Donaueschingen, S. 165–170.
- SIEGMUND, A. (2006): Der Klimacharakter der Baar – ein regionales Querprofil. In: SIEGMUND, A. (Hrsg.): Faszination Baar – Porträts aus Natur und Landschaft. Verlag der Morys Hofbuchhandlung, Donaueschingen, S. 61–62.
- KELLER, V. (2011): Die Schweiz als Winterquartier für Wasservögel. In: Avifauna Report Sempach 6, Vogelwarte Sempach, 64 S.
- BAUER, H.-G., G. HEINE, M. SCHMOLZ, H. STARK & S. WERNER (2010): Ergebnisse der landesweiten synchronen Wasservogelerfassung in Baden-Württemberg im November 2008 und Januar 2009. In: Ornithologische Jahreshefte für Baden-Württemberg Bd. 26, S. 95–220.



Nilgans unter rastenden Graugänsen. Fotos: Helmut Gehring

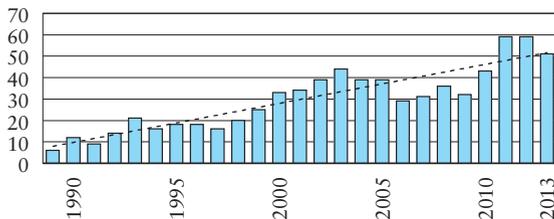
Die traditionell überwinternden Wasservögel auf der Baar

Etwa 1.000 Wasservögel überwintern regelmäßig auf den Gewässern der Riedbaar. Traditionell sind es 17 Arten, deren Rastbestände und jahreszeitliches Auftreten in den letzten 25 Jahren auf den folgenden Seiten dokumentiert sind. Bis zum Zufrieren werden der Unterhölzer Weiher und die Riedseen von diesen Vögeln bevorzugt. Danach weichen sie auf die Donau aus. Im Spätherbst können Bestandszahlen von 2.000 (z.B. 2.140 Exemplare im November 1994; 1.950 Exemplare im November 2012) erreicht werden.

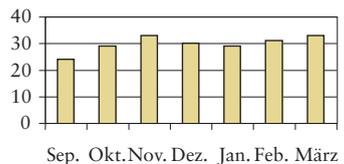
Höckerschwan



Die Zahl der überwinternden Höckerschwäne hat sich im Untersuchungszeitraum mehr als verdoppelt. Über 40 Exemplare können ab September regelmäßig auf dem Pfohrerer Riedsee beobachtet werden. Friert dieser zu, weichen die Höckerschwäne auf die Donau und angrenzende Wintergetreidefelder aus.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)



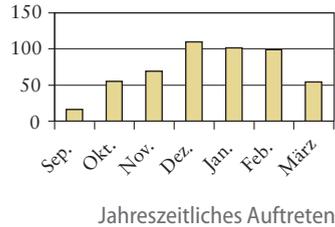
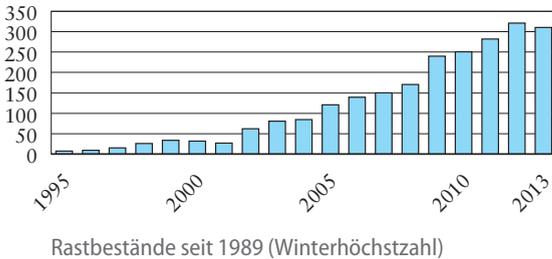
Jahreszeitliches Auftreten

Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar

Graugans



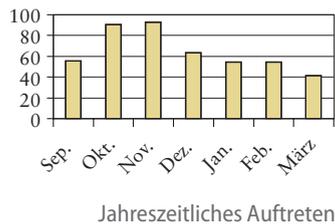
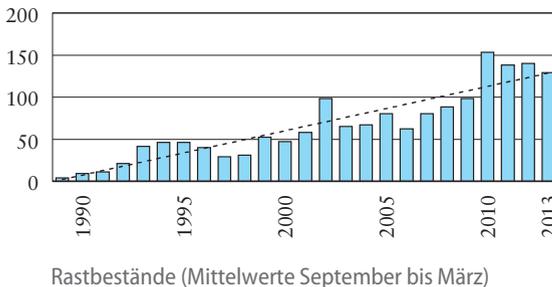
1996/97 überwinterten erstmals Graugänse an der Donau zwischen Pfohen und Neudingen. Seitdem nimmt der Bestand kontinuierlich zu. Die genutzten Rasthabitate entsprechen weitgehend denjenigen der früher hier überwinternden Saatgänse. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um Individuen einer Population, deren Ursprung auf Gefangenschaftsflüchtlinge zurückzuführen ist.



Schnatterente



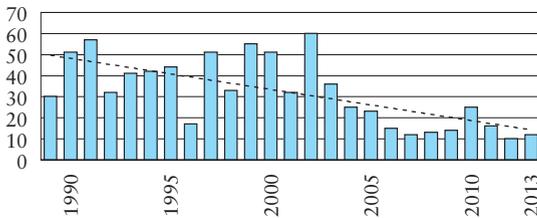
Die Entwicklung des Rastbestands ist erfreulich positiv und entspricht dem Trend für ganz Mitteleuropa. Die Schnatterente ist nach der Stockente mittlerweile die häufigste überwinternde Entenart. Im Oktober können aktuell nicht selten Trupps von über 220 Individuen beobachtet werden.



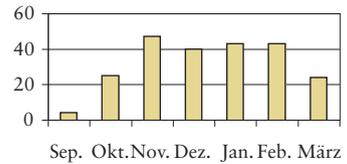
Pfeifente



Obwohl die Winterastbestände im gesamten Mitteleuropa nicht rückläufig sind, ist die Zahl der überwinternden Pfeifenten auf der Baar im Untersuchungszeitraum drastisch zurückgegangen. Der Bestand ging von durchschnittlich 50 Exemplaren zu Beginn der 2000er-Jahre auf aktuell 10 zurück. Die Pfeifente ist ein klassischer nordischer Wintergast, der ab Oktober auftaucht und bis März überwintert.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)



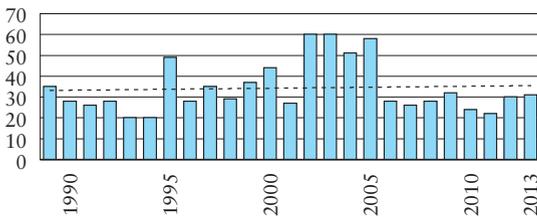
Jahreszeitliches Auftreten

Krickente

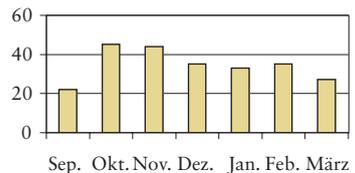


Foto: J. Bohrdal

Die überwinternden Krickenten halten sich hauptsächlich in Flachwasserbuchten der Donau auf. Stehen überflutete Wiesen zur Verfügung, so werden diese bevorzugt. Im November 2002 wurde die bisherige Höchstzahl von 116 Individuen festgestellt.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)



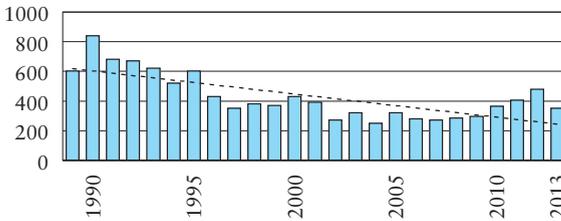
Jahreszeitliches Auftreten

Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar

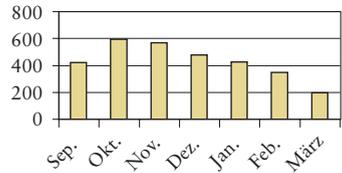
Stockente



In den frühen 1990er-Jahren waren über 1.000 rastende Stockenten nicht selten. Die Art profitierte von der Zufütterung für die zweimal im Winter stattfindende Entenjagd des fürstenbergischen Fürstenhauses. 1996 wurde die Zufütterung aus Wasserschutzgründen eingestellt, dadurch gingen die Rastbestände deutlich zurück. Seit 2010 findet die Entenjagd nicht mehr regelmäßig statt.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

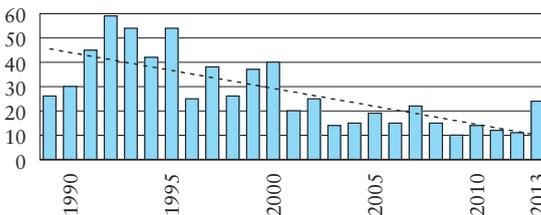


Jahreszeitliches Auftreten

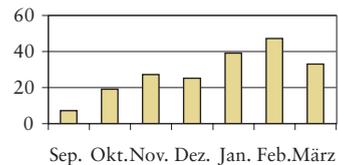
Tafelente



Die Zahl der überwinternden Tafelenten erreicht statistisch im Februar ihren Höchstwert. Zu dieser Zeit hält sich die Art bevorzugt auf der Donau auf. Bis zum Jahr 2000 waren es im Schnitt etwas unter 100 Exemplare. Danach ging der Rastbestand kontinuierlich zurück. Aktuell sind Trupps von über 20 Exemplaren selten.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

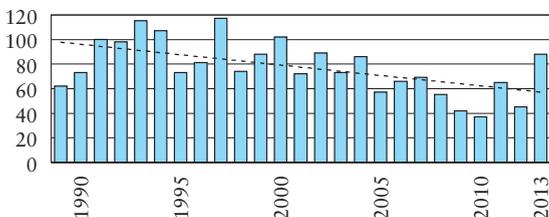


Jahreszeitliches Auftreten

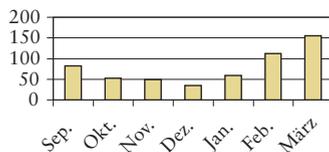
Reiherente



In der ersten Hälfte des Erfassungszeitraums war die Reiherente die dritthäufigste Wasservogelart. Im März wurden wiederholt zwischen 200 und 300 Individuen vor allem auf den Riedseen festgestellt. Der danach einsetzende Rückgang ist deutlich, allerdings nicht so gravierend wie bei der Tafelente.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

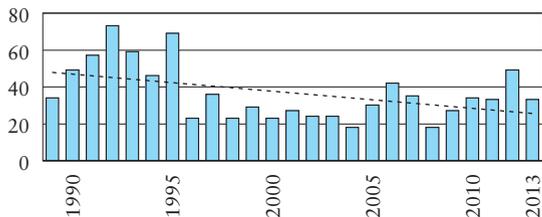


Jahreszeitliches Auftreten

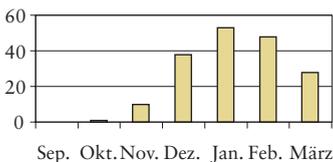
Gänsesäger



Die Art tritt auf der Baar erst ab November auf und verweilt bis Mitte März. Rastende Gänsesäger waren bis in die 1980er-Jahre extrem selten. Danach setzte eine sehr positive Bestandsentwicklung ein. In den frühen 1990er-Jahren wurden im Mittwinter regelmäßig 120 und mehr Individuen festgestellt. Danach gingen die Zahlen leider zurück.



Rastbestände (Mittelwerte November bis März)



Jahreszeitliches Auftreten

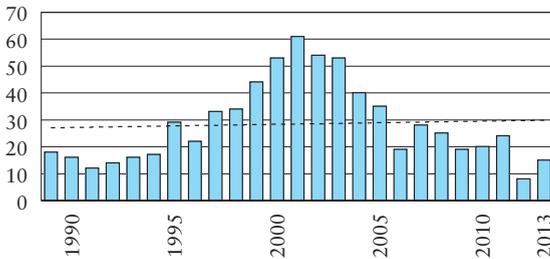
Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar

Zwergtaucher

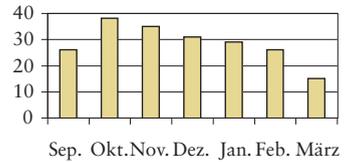
Foto: J. Bohdal



Der Bestandszunahme vor 2000 steht eine Bestandsabnahme nach dem Jahr 2000 gegenüber. Möglicherweise sind die relativ milden Winter der 1990er-Jahre Grund für die Zunahme gewesen. Da die rastenden Zwergtaucher überwiegend die Donau als Lebensraum nutzen, haben sie in der Regel den gesamten Winter über günstige Rastbedingungen. Aufgrund der Strömung friert die Donau nur sehr selten vollkommen zu.

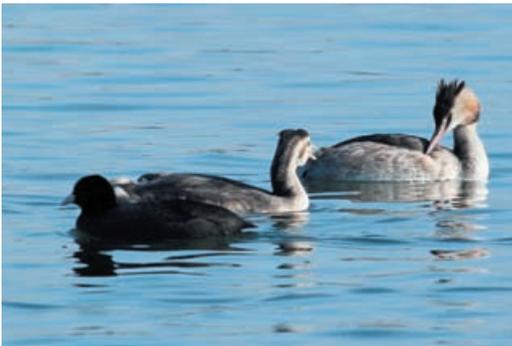


Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

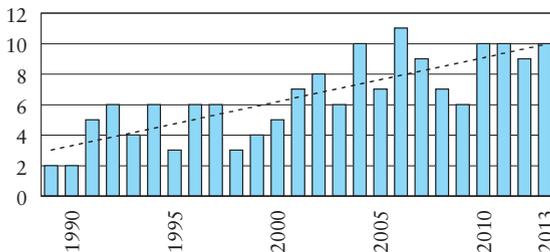


Jahreszeitliches Auftreten

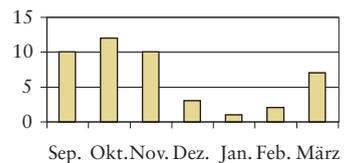
Haubentaucher



Die kontinuierliche Zunahme der Rastbestände im Herbst korreliert mit der Zunahme der Brutpopulation an den Riedseen in den letzten 20 Jahren. Mit dem Zufrieren der Stillgewässer setzt eine Abwanderung der Art ein. Durchgehende Überwinterungen finden nur in milden Wintern statt z. B. 2006/2007.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

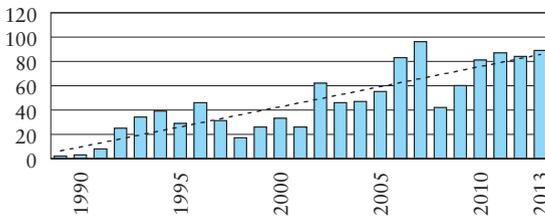


Jahreszeitliches Auftreten

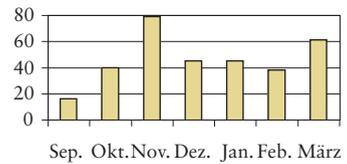
Kormoran



In den 1970er-Jahren überwinterten erstmals Kormorane in Baden-Württemberg am Oberrhein. Etwa 15 Jahre später tauchten sie auf der Baar als Wintergäste auf. Wie in ganz Mitteleuropa nahm der Winterrostbestand danach kontinuierlich zu. Seit 2007 rasten im November regelmäßig zwischen 100 und 200 Exemplare auf den Gewässern der Riedbaar. Der Mittwinter-Rostbestand liegt durchschnittlich bei etwas über 40 Exemplaren.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

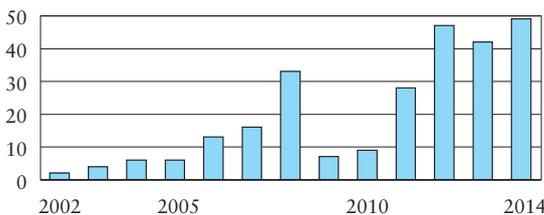


Jahreszeitliches Auftreten

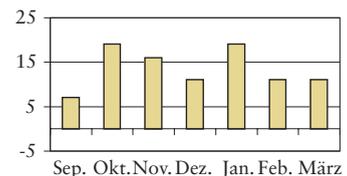
Silberreiher



Im Winter 2002/2003 gelang erstmals der Nachweis einer durchgehenden Überwinterung von zwei Exemplaren im Bereich der Riedbaar. Danach nahm der Bestand kontinuierlich zu, was dem Trend für ganz Mitteleuropa entspricht. Bei der Wasservogelzählung im Oktober 2013 wurde die bisherige Höchstzahl von 61 Silberreiher festgestellt. In manchen Jahren überwiegt die Zahl der rastenden Silberreiher die Zahl der rastenden Graureiher.



Rastbestände (Mittwinterhöchstwerte)



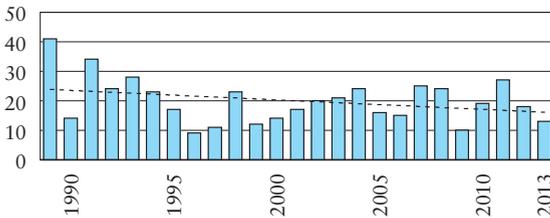
Jahreszeitliches Auftreten

Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar

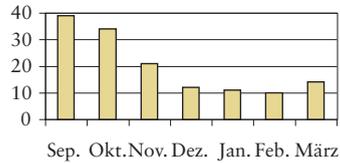
Graureiher



Bei der ersten Wasservogelzählung 1989 wurden über 100 Graureiher festgestellt. Diese Zahl wurde danach nicht mehr erreicht. Die Art zeigt einen leicht abnehmenden Trend. Sie nutzt vor allem die Feuchtwiesen der Donau-niederung zur Nahrungssuche. Ob die Graureiher der Neudinger Brutkolonie am winterlichen Rastbestand beteiligt sind, ist unklar.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

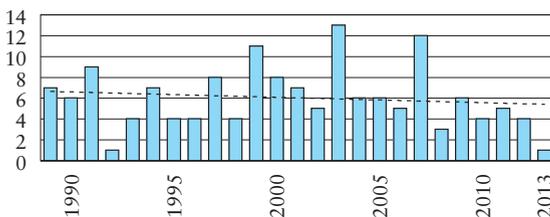


Jahreszeitliches Auftreten

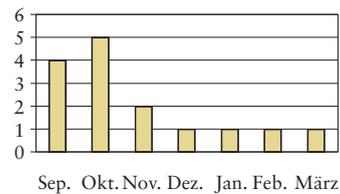
Teichhuhn



Das Teichhuhn lebt sehr verborgen und ist schwierig zu erfassen. Die Rastzahlen sind im Herbst am höchsten. Im Oktober wurden mehrfach über 10 Exemplare an den Ufern der Donau erfasst. Die Bestandszahlen zeigen starke Schwankungen, was möglicherweise mit dem Bruterfolg der Art zusammenhängt. Es werden vor allem Jungvögel festgestellt.



Rastbestände (Winterhöchstwerte)

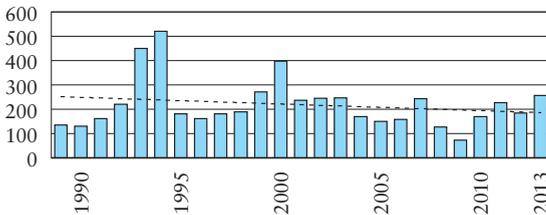


Jahreszeitliches Auftreten

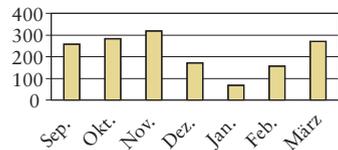
Blässhuhn



Die Rastbestände sind stark schwankend und hängen wohl hauptsächlich vom pflanzlichen Nahrungsangebot in den Stillgewässern ab. Hier halten sich bis zum Zufrieren regelmäßig mehrere Hundert Exemplare auf. Etwa 1.000 Blässhühner waren es im Dezember 1994 auf dem Pfohrener Riedsee. Im Mittwinter sinkt die Zahl im Durchschnitt auf unter 100 Exemplare, die sich dann auf der Donau aufhalten.



Rastbestände (Mittelwerte September bis März)

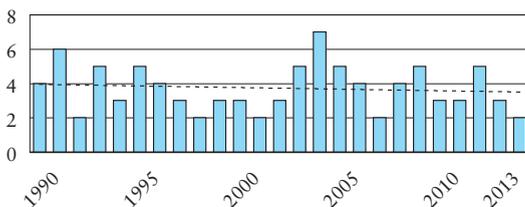


Jahreszeitliches Auftreten

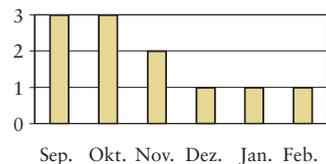
Eisvogel



Die Art taucht regelmäßig ab August an der Donau auf, wo sie auch unregelmäßig brütet. Im September 2003 betrug der Rastbestand 7 Exemplare. In der Regel überwintern 1 bis 2 Individuen. Bei Vereisung der Donauufer wandern die Eisvögel ab. Vom März liegen fast keine Beobachtungen vor.



Rastbestände (Winterhöchstwerte)



Jahreszeitliches Auftreten

Die neu renaturierte Donau bei Donaueschingen – für nordische Watvögel ein geeigneter Rastplatz

von HELMUT GEHRING

Das Renaturierungsprojekt

Im Herbst 2013 wurde die Donau unterhalb des Zusammenflusses von Brigach und Breg renaturiert. Der erste Kilometer der Donau, der bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend kanalisiert wurde, soll gemäß der Europäischen Wasserrahmenrichtlinie in einen „guten ökologischen Zustand“ überführt werden.

Durch Erdabtragung im Uferbereich vor den Dämmen, das Einbringen von „Störbuhnen“ und eine leichte Laufverlegung wurde ein naturnaher Entwicklungsraum geschaffen, um den ökologischen Wert und die landschaftliche Attraktivität der Donau zu steigern. Die resultierende Erhöhung des Wasserrückhaltevolumens leistet zudem einen Beitrag zum Hochwasserschutz für die an der Jungen Donau gelegenen Gemeinden. Ausführlichere Beschreibungen enthalten die Jahrbücher Almanach 2014 und 2015 des Schwarzwald-Baar-Kreises (KOCH 2014 und FETSCHER 2015).

Vögel als Pioniere

Es war abzusehen, welche Vogelarten von der Renaturierungsmaßnahme zunächst profitieren würden: Arten, die Wassernähe und spärliche Vegetation bevorzugen. Bereits Anfang April tauchten 2 Paare des Flussregenpfeifers auf und zeigten eindeutiges Revierverhalten. Mit Sicherheit hat eines davon erfolgreich gebrütet und drei Jungvögel großgezogen. Der Flussregenpfeifer ist

Info-Tafel zum Renaturierungsprojekt mit folgendem Text: *Hier baut das Land Baden-Württemberg vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg unter der Beteiligung der Europäischen Union die naturnahe Gewässerentwicklung der Donau unterhalb des Zusammenflusses von Brigach und Breg bei Donaueschingen.*

Fotos: Helmut Gehring



Die neu renaturierte Donau bei Donaueschingen



Durch Erdabtragung im Uferbereich entstehen neue Überflutungsflächen.



„Störbuhnen“ sollen die Eigendynamik (Abtragung und Anlandung) der Donau erhöhen.



Das Projektgebiet im ersten Jahr nach der Gestaltungsmaßnahme.

ursprünglich ein Brutvogel vegetationsfreier oder vegetationsarmer Kiesbänke unverbauter natürlicher Flüsse.

Für nordische Watvögel (Limikolen) auf dem Durchzug in ihre südlichen Überwinterungsgebiete boten sich im Juli und August 2014 ideale Rastbedingungen. Aufgrund des relativ hohen Wasserstands der Donau infolge starker Regenfälle im Juli und August waren die angelegten Aufweitungen des Donauufers über längere Zeit überflutet. Limikolen suchen bevorzugt in schlammigen oder flach überfluteten Bereichen ihre Nahrung, die überwiegend aus Würmern, Insekten und Insektenlarven besteht. Am 28.8.2014 konnten 7 Limikolenarten gleichzeitig beobachtet werden. Alle festgestellten Arten mit ihren Höchstzahlen zeigt folgende Tabelle.



Bruchwasserläufer

Fotos: Helmut Gehring

Art	Höchstzahl mit Datum
Flussuferläufer	10 (09.09.)
Bruchwasserläufer	6 (10.07.)
Flussregenpfeifer	6 (03.07.) 3 adult, 3 diesjährig
Waldwasserläufer	5 (16.07.)
Grünschenkel	4 (06.09.)
Bekassine	4 (25.11.)
Alpenstrandläufer	3 (08.09.)
Dunkler Wasserläufer	1 (28.07.) Brutkleid
Sichelstrandläufer	1 (28.08.) Übergangskleid
Zwergstrandläufer	1 (06.09.) diesjähriger Jungvogel
Kampfläufer	1 (22.09.) diesjähriger Jungvogel

Zur Ergänzung: Ein flussabwärts brütendes Eisvogelpaar suchte den renaturierten Donauabschnitt gelegentlich zur Nahrungssuche auf. Regelmäßige Eisvogelbeobachtungen sind ab Ende Juni dokumentiert. Am 3.7.2014 waren es sogar 4 Exemplare gleichzeitig. Zudem hat ein Nilganspaar erfolgreich 4 Junge aufgezogen.



Grünschenkel



Alpenstrandläufer



Flussregenpfeifer

Ausblick

Durch die natürliche Vegetationsentwicklung (Sukzession) wird sich das Bild des Projektgebiets in den nächsten Jahren wohl deutlich verändern. Ob künftige gelegentlich auftretende Hochwasserereignisse ausreichen, um den Kies und Sand des Flussbettes umzulagern und somit neue vegetationsfreie Pionierstadien zu schaffen, bleibt abzuwarten, zumal stärkeres Hochwasser durch das Hochwasserrückhaltebecken bei Wolterdingen verhindert wird.

Es ist eher wahrscheinlich, dass verschiedene Weidenarten die derzeit offenen Flächen besiedeln und sich über einen längeren Zeitraum hinweg ein ufernaher, durchaus vielfältiger Auwald entwickelt. Die ökologischen Bedingungen flussbegleitender Pionierstadien, wie sie für natürliche Flüsse typisch sind, wären wohl nur durch kontinuierliche biotopgestaltende Maßnahmen zu erreichen.

Da die Baar für ziehende Watvögel als Rastgebiet von überregionaler Bedeutung ist (GEHRING 1999), sollte dieser Gesichtspunkt bei anstehenden Überlegungen zur Biotopentwicklung angemessen berücksichtigt werden.

Autor

DR. HELMUT GEHRING
Königsberger Straße 30
78052 Villingen-Schwenningen

Literatur

KOCH, M. (2014): Gewässer im Wandel – Wertvolle Lebens- und Erholungsräume. Almanach Schwarzwald-Baar-Jahrbuch, Villingen-Schwenningen S. 258.

FETSCHER, M. (2015): Historische Flussregulierungen im Schwarzwald-Baar-Kreis. Almanach Schwarzwald-Baar-Jahrbuch, Villingen-Schwenningen S. 288–289.

GEHRING, H. (1999): Die Baar als „Trittstein“ für ziehende Limikolen (Watvögel). Schriften der Baar, Bd. 42, Donaueschingen S. 81–96.

Wald und Waldwirtschaft auf der Baar – 3000 Jahre Waldnutzung¹

von WOLF HOCKENJOS

Die Baar ist Altsiedelland, der Name, als „Bertoldisbara“ 760 n. Chr. erstmals schriftlich erwähnt, geht auf keltische Wurzeln zurück, wobei „bara“ als „Sumpf- und Quellenland“ gedeutet wird. Eben aus dieser Region sollen die Kelten ja auch herkommen, wenn man dem Geschichtsschreiber Herodot (500 v. Chr.) glauben darf. Die Quellen, nicht nur die von Neckar und Donau, sind längst gefasst, die Sümpfe graue Vergangenheit, da zuallermeist trockengelegt. Wie sonst hätte die Baar je zur „Kornkammer Badens“, neuerdings zur „Maiskammer“ werden sollen? Wo bleibt da überhaupt noch Platz für Wald und Waldwirtschaft, mag man sich vielleicht fragen, welchen Stellenwert hat der Wald da überhaupt noch?

Zum Waldstandort im Wuchsgebiet Baar-Wutach

Das waldarme Zentrum der Baar, die flache Wanne („Hochflächenmulde“) zwischen Schwarzwald und Alb gilt als „Kälte-Insel“; hier staut sich die Kaltluft, weshalb rund ums Jahr Fröste auftreten können. Auf dem Grund dieses „badisch-sibirischen“ Kaltluftsees, am ehem. Fischerhof bei Donaueschingen, befand sich – bezogen auf die Höhenlage von 674 m NN und 6,5 °C Jahresdurchschnittstemperatur – sozusagen der Kältepol des Landes. Das dürfte sich zwischenzeitlich geändert haben, weniger aufgrund des Klimawandels, als vor allem dank der Wärmeabstrahlung des benachbarten Aldi-Süd-Zentrallagers und der näher herangerückten Stadt Donaueschingen. Trotzdem: Die Rauheit des Klimas – das mittlere Jahresminimum von Villingen wurde 1932 noch mit –24,4 °C angegeben, und 1929 wurde hier mit –33,6 °C die bis dahin tiefste je in Baden-Württemberg erreichte Temperatur gemessen – hat sich durch die frühe Entwaldung fraglos noch verschärft. Das Baarklima gleiche jenem von Königsberg oder von Südschweden, heißt es noch in alten Exkursionsführern; es sei deutlich kontinentaler hier als im Rest des Landes, obwohl es die atlantische Tönung des südwestdeutschen Großklimas natürlich nicht ganz verleugnen kann. Man glaube aber nur ja nicht, dass die Spätfrostproblematik im Zuge der Klimaerwärmung alsbald kein Thema mehr sein wird: Möglicherweise wird sie sich sogar noch verschärfen wegen der Vorverlegung des Zeitpunkts des Austreibens und der Blüte. Ein Teil der Klimatologen vertritt freilich die These, dass mit dem Abschmelzen des Polareises die Winter in Mitteleuropa wieder strenger werden könnten!

Geomorphologisch laufen auf der Baar die Schichtstufen Südwestdeutschlands wie in einer Handwurzel zusammen (mit nach Nord bis Ost gespreizten Fingern), wobei sich die Stufen dabei deutlich verflachen. So erklärt sich etwa

auch das Kuriosum, dass der (2005 im Zuge der „Teufelschen Reform“ aufgelöste) staatliche Forstbezirk Villingen-Schwenningen, dem der Autor ein Vierteljahrhundert vorstand, vom Kristallin des Schwarzwalds über den Buntsandstein des Flächenschwarzwalds, den Muschelkalk der Baar bis zum Weißjura des Albtraufs reichte, also eine einzigartige standörtliche Palette umfasste. Er tangierte auf knapp 25 Kilometern Ost-West-Ausdehnung sage und schreibe 4 von 7 badenwürttembergischen Wuchsgebieten (Großlandschaften), als da sind Schwarzwald, Baar-Wutach, Neckarland und Schwäbische Alb – für den in Standortkunde ausgebildeten Forstpraktiker ein wahres Dorado! Übrigens auch für den Weißtannen-Freak, denn auf allen Schichtstufen ist hier die Weißtanne zu Hause und also eine waldbauliche Option (wenn nicht sogar ein waldbauliches Muss).

Nicht die Geologie, sondern die klimatische und vegetationskundliche Besonderheit dieser Landschaft hat jedenfalls dazu geführt, dass in der forstlichen Standortgliederung hier ein eigenes Wuchsgebiet ausgewiesen wurde: Das mit Abstand kleinste der 7 Wuchsgebiete Baden-Württembergs, eines mit nur 4 Einzelwuchsbezirken: EWB 5/01 Baarschwarzwald, EWB 5/02 Baar, 5/03 Obere Wutach und Bonndorfer Platte sowie 5/04 Untere Wutach und südöstlicher Hotzenwald. Der sog. Regionalwald², der aus der potenziellen natürlichen Vegetation hergeleitet wird und an welchem sich die heutige Forstwirtschaft zu orientieren hat, lautet für den Baarschwarzwald (EWB 5/01) *Montaner Tannen-Buchen-Fichtenwald mit Kiefer*, für die Baar (EWB 5/02) *Montaner Buchen-Tannen-Wald mit Edellaubbäumen, örtlich mit Fichte*, Waldgesellschaften, denen bis unlängst noch das Attribut „boreal“ (nordisch) beigefügt war, vor allem wegen der klimatischen Besonderheit wie auch wegen des nordisch-düsteren



Im Kontrast zur waldarmen Baar: das Wäldermeer des Baarschwarzwalds. Alle Fotos: Wolf Hockenjos



Zum Wuchsgebiet gehört auch die Wutachschlucht mit ihrem Baumartenreichtum.

Charakters der Nadelwälder. So oder so, der Waldfreund stutzt hier bereits, denn der Ist-Zustand der Wälder auf der Baar hat nur noch sehr wenig gemein mit dem jeweiligen Regionalwald.

Spätestens hier stellt sich uns die Abgrenzungsfrage: Zum einen also das waldarme Zentrum (EWB 5/02 Baar), westlich angrenzend dann das Wäldermeer des Buntsandstein-Schwarzwalds (EWB 5/01) – gegensätzlicher können Landschaften kaum sein! Zum andern der Einzelwuchsbezirk (5/03 *Obere Wutach und Bonndorfer Platte* mit seinem Regionalwald *Montaner Tannen-Buchen-Wald mit Fichte*, der wegen der Rheinzufusstäler und des damit verbesserten Kaltluftabflusses doch schon ziemlich aus der Reihe fällt. Erst recht der submontane EWB 5/04 *Untere Wutach und südöstlicher Hotzenwald*, der wohl eher einer Verlegenheitslösung entsprungen ist. Beide sollen deshalb hier außer Betracht bleiben. Keinesfalls soll die Baaralb übergangen werden, der ostwärtige Rand der Wanne, auch wenn der bereits zum Wuchsgebiet 6 *Schwäbische Alb* gehört. Thront hier doch der „König der Baar“, der mit seiner Aussichtsturmspitze knapp die 1000 m-Höhenschichtlinie schrammende Lupfen. Auch der Wartenberg wird neuerdings, wiewohl badisch, der Schwäbischen Alb zugerechnet. Natürlich soll auch das geologische, botanische und touristische Juwel der Baar nicht übergangen werden, die Wutachschlucht, die sich seit Ende der jüngsten Kaltzeit so eindrucksvoll in die Hochflächenlandschaft (und ins Bett der alten Feldberg-Donau) hineingenagt hat. Auch sie sorgt für einen verbesserten Kaltluftabfluss – vor allem aber für ein paar Farbtupfer im ansonsten doch ziemlich eintönigen Nadelwaldkleid des Wuchsgebiets.



Magdalenenberge bei Villingen: schon in der Hallstattzeit eine gerodete Weidelandschaft mit Huteeichen und auch Ackerbau.

Waldnutzung von einst

Ab wann sprechen wir – analog zur Landwirtschaft – eigentlich von Waldwirtschaft? Spätestens die Kelten nutzten den Wald, der ihnen ja durchaus nicht nur Brennholz und Weidegründe zu liefern hatte. Inwieweit er noch früher, etwa bereits zur Bronzezeit genutzt, gerodet und beweidet worden ist, lässt sich aus den Pollenprofilen nicht eindeutig ablesen. Die neuere Forschung tendiert jedoch dazu, die zeitlichen Horizonte anthropogener Einflussnahme noch weiter zurück zu verlegen. Auch wenn bronze-, gar steinzeitliche Hinterlassenschaften von Siedlern auf der Baar eher rar sind.

Die bei Villingen siedelnden Kelten waren wohl vorwiegend Bergleute, wie man aus den Grabfunden im Magdalenenberge³, Europas größtem Grabhügel, zu wissen glaubt. Sie schürften wohl vor allem im Bregtal nach Eisenerz. Zu dessen Verhüttung benötigten sie zweifellos Holz, sehr viel Holz sogar, möglicherweise auch bereits Brenntorf aus den Mooren (wie dies in den Voralpen nachgewiesen wurde und wie man es im Plattenmoos bei Tannheim vermuten kann). Aus den Pollenprofilen der Moore, aber auch aus den zum Grabhügel aufgeschichteten Wasen und aus den Hölzern in der Grabkammer lässt sich ein ziemlich plastisches Bild nicht nur von der damaligen Baar-Landschaft, sondern auch vom Wald rekonstruieren: Im Bereich des Muschelkalks muss es sich vorwiegend um eine locker bestockte, teils auch bereits ackerbaulich genutzte Weidelandschaft gehandelt haben.

Wie großflächig auch schon auf der Buntsandsteinplatte des Baarschwarzwalds gerodet wurde, ist zweifelhaft; einiges spricht jedoch dafür, dass auch hier bereits frühe Brandrodungen erfolgt sind. Für den Bau der Grabkammer an der Grenze Muschelkalk/Buntsandstein, die mit Hilfe der Jahrring-Chronologie auf das Jahr 557 v. Chr. datiert wird, stand jedenfalls Eichenholz zur Verfügung: Im Villinger Franziskanermuseum sind heute die mächtigen, exakt behauenen Eichenbalken zu bewundern. Die dafür benötigten ca. 90 starken Eichen wurden unmittelbar nach der Fällung in noch waldfischem Zustand erstaunlich fachmännisch bearbeitet. Die gut erhaltene Bahre, auf der der verstorbene Keltenfürst herbeigetragen wurde, besteht aus Fichtenholz; es soll sich dabei um eine neu angefertigte Ackerschleppe handeln, ein Hinweis auf den keltischen Ackerbau. Ein Spaten, aus Tannenholz geschnitzt, wurde von Grabräubern bereits ein halbes Jahrhundert nach der Grablege zurückgelassen, ein zweiter, noch sorgfältiger geschnitzter Tannenholz-Spaten aus einer weiteren Raubgrabung stammt aus dem Jahr 393 v. Chr.. In der Hügelschüttung fanden sich überdies Dutzende Tannenpfosten unbekanntem Verwendungszwecks sowie zahlreiche Tannenbretter aus den Särgen der Nachbestattungen. Buchenholz ist unter den Funden nicht vertreten, was aber keinesfalls zu dem Schluss führen darf, dass es (als Brennholz oder Holzkohle) nicht ebenfalls zur Verfügung gestanden hätte.

Ergänzt durch die pollenanalytischen Befunde⁴, ergibt sich somit ein ziemlich klares Bild vom Wald im Grenzbereich zwischen Baar und Baarschwarzwald zu Beginn der Stufe IX nach Firbas (die von 800 vor bis 800 nach Chr. angenommen wird): Es gab reichlich (Stiel-)Eichen, womöglich noch die Nachfahren der Eichenmischwaldzeit, die in einer Weidelandschaft sowie an Waldrändern als „Huteeichen“ zweifellos bessere Überlebenschancen hatten als im Klimaxwald aus Schatten ertragenden Tannen und Buchen. Dass die vergleichsweise frostharten Eichen in Stadtnähe bis heute überdauert haben, verdanken sie der Eichelmast und deren Bedeutung für die Schweinehaltung. Auf dem Laible, dem Muschelkalkkrücken mit dem Magdalenenbergle obendrauf, wuchsen und wachsen noch immer ansehnliche Eichen, wiewohl sie im Spanischen Erbfolgekrieg größtenteils als Kriegsbeute nach Frankreich exportiert worden waren. Eichen für den Schiffsbau waren da europaweit bereits zur Mangelware geworden.

In den geschlosseneren Waldgebieten auf der Buntsandsteinplatte dominierten in keltischer, aber auch in römischer Zeit noch eindeutig die beiden Klimaxbaumarten Tanne und Buche, doch waren auch Kiefern beigemischt sowie – früher als im zentralen Schwarzwald – die von Osten her einwandernden Fichten, diese jedoch mit noch recht bescheidenen Anteilen und mit Verbreitungsschwerpunkt an den Moorrändern. DIRK SUDHAUS⁵, der im Plattenmoos geforscht hat, behauptet sogar, die Fichte sei nach der letzten Eiszeit vor Tanne und Buche eingewandert und sodann von diesen wieder bis auf Sonderstandorte verdrängt worden.

Auch die Pollen des Eichenmischwalds (Eichen, Hainbuchen, Linden u.s.w.) waren in der Firbas-Stufe IX noch mit einem Anteil um die 10 % vertreten. Die

überaus frostempfindlichen Weißtannen erreichen auf der Baar, erstaunlicherweise, sogar höhere Anteile als im Schwarzwald, während die Buchenanteile im Buntsandstein deutlich geringer ausfallen als auf dem Muschelkalk der Baar, erst recht als am Albtrauf und im kristallinen Schwarzwald. Für keltische Rodungen nicht nur im Bereich des Muschelkalks, sondern auch auf Buntsandstein sprechen Siedlungsspuren, die sich heute auch in längst wieder bewaldeten Gebieten befinden, so am Kapf, dem Bergsporn westlich Villingen, oder das keltische Laubenhausen auf den Buntsandsteinhöhen zwischen Hammereisenbach und Wolterdingen mit Wallanlagen beidseits der Breg.

Auch wenn der Wald zur Kelten-, erst recht zur Römerzeit schon längst nicht mehr der (vom Menschen noch kaum veränderte) Natur- oder gar Urwald war, so hat er doch mit dem Wald der Neuzeit, erst recht mit dem aktuellen Waldbild von heute, kaum mehr Ähnlichkeit: Tannen und Buchen sind mittlerweile weithin verschwunden, erst recht die Baumarten des Eichenmischwalds. Die Ursachen für den Wandel in der Baumartenpalette dürften im Zusammenspiel von Klima und Geologie, insbesondere aber in der Nutzungsgeschichte zu suchen sein. Doch eben dies wurde auch schon ganz anders gesehen: Nichts wurde unter Vegetationskundlern und Forstleuten auf der Baar kontroverser diskutiert, als die Frage nach dem Verbleib der Buchen.

Das Verschwinden der Buche

Bildeten Baar und Baarschwarzwald womöglich doch aus klimatischen Gründen so etwas wie eine „buchenfreie Zone“, wie das der Forstkollege FRITZ ALBRECHT⁶ in seiner Dissertation (1942) noch angenommen hat? Klar ist, dass die Buche saure, zur Vernässung neigende Buntsandsteinstandorte gar nicht mag. Auch, dass sie in der Regel noch früher austreibt als die Tanne und deshalb noch frostgefährdeter ist als diese. Und doch war die Buche in den Pollenprofilen mit namhaften Anteilen vertreten, in der Firbas-Stufe IX, der Älteren Nachwärmezeit (der sog. „Buchenzeit“), im Baarschwarzwald (mit 18 %) allerdings deutlich schwächer als in der Baar (mit 37 %). Der Verdrängungsprozess muss jedenfalls schon sehr früh eingesetzt haben, zumeist weit vor Beginn der Waldbeschreibungen und Forstakten. In den nachmittelalterlichen Kohlplatten, die LUDEMANN⁷ untersucht hat, fehlt sie schon nahezu komplett (im Gegensatz zum Westschwarzwald und zum Albrand). Konnte je einer, so muss man sich heute fragen, im rauen Baarklima und bei dementsprechend gesteigertem Heizbedarf ein Interesse an der Zurückdrängung, gar Ausrottung der Buche gehabt haben, wo buchenes Brennholz doch einen besseren Brennwert besitzt als Nadelholz?

Wie heftig noch im 19. Jahrhundert um Brennholz gestritten wurde, lässt sich an einem erbittert geführten 40-jährigen Rechtsstreit zwischen der Stadt St. Georgen und dem Großherzogtum Baden ablesen: Nach der Säkularisation wollte das Land schleunigst die auf dem ehem. Klosterwald (dem neuen Staatswald) lastenden Bürgergabholz-Rechte ablösen, wobei es als Entschädigung den landesüblichen, dem Bürger zustehenden Durchschnittssatz an Brennholz glaubte

unterstellen zu können. Die Stadt hat dies mit Hinweis auf das hiesige raue Klima letztlich mit Erfolg angefochten. Gestritten wurde da freilich schon längst nicht mehr um Laubholz. „Einzelne alte Buchen stehen umher“, heißt es zwar da und dort noch in den Waldbeschreibungen der ersten Forsteinrichtungswerke, die in Baden ab 1833 per Forstgesetz alle 10 Jahre im öffentlichen Wald von den Forsttaxatoren anzufertigen waren, doch in der Baumartenstatistik tauchten sie da schon nicht mehr (allenfalls noch in Klammern) auf.

Nein, zumindest bis zum Bau der Eisenbahn und zur Einführung der Kohlefeuerung konnte eigentlich niemandem an einer Verminderung des Laubholzanteils gelegen sein. Weshalb die Forstaufsicht auch schon lange vor dem Badischen Forstgesetz bemüht war, etwa noch vorhandenes Laubholz zu schützen. So verbot im Jahr 1602 die vorderösterreichische Holzordnung den Einschlag von Laubholz im Villinger Stadtwald, und im Jahr 1746 zog die fürstenbergische Forstordnung nach. Doch scheint es da für die Rettung der Buche bereits zu spät gewesen zu sein. Die Köhler im weiten Umkreis um das FF-Hammerwerk in Hammereisenbach hatten offenbar schon lange zuvor bereits ganze Arbeit geleistet: Um 1750 waren die Buchenholzvorräte vollends erschöpft, weshalb nun – nachdem man auf Nadelholz ausweichen musste – der Holz hunger erst so richtig angeheizt worden ist.

Auch die Zähringerstadt Bräunlingen hatte im Nutzungsvertrag mit der Glashütte Bubenbach im Jahr 1727 noch bestimmt, dass „das junge und vor allem das Laub- und Buchenholz“ nicht mehr angegriffen werden dürfe. Doch zumindest im Baarschwarzwald war es da um die Buchen bereits geschehen. Dabei war sie doch eigentlich für Heizzwecke, mehr noch für die Pottaschegewinnung der Glaser unverzichtbar. Anders als auf den Weißjurahängen der Baaralb oder im Gneis des Westschwarzwalds, wo die „Mutter des Waldes“ schier nicht auszurotten war, ist sie im Wuchsgebiet Baar-Wutach verloren gegangen aufgrund ihrer mangelnden Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Fichte auf den häufig verdichteten, zur Staunässe neigenden Böden, gewiss auch aus purer Unachtsamkeit infolge von Kahlschlägen und der dort gesteigerten Frostgefahr. Ausnahmen



Durch verfrühtes Austreiben wächst die Frostgefahr für die Buche in Zeiten der Klimaerwärmung (Buche am Donaueschinger Buchberg an Ostern 2014).



Im Unterhölzer Wald gedeihen Buchen trotz Spätfrostgefahr.

bestätigen die Regel, so ihr Überdauern in den hintersten Döbeln der Seitentäler der Breg, dann auch im Unterhölzer Wald, dem ehemaligen Mittelwald und späterem Wildpark, in *Buchenberg* (nomen est omen) am nordwestlichen Rand des Wuchsgebiets, am *Buchberg*, einem stadtnahen Walddistrikt der Donaueschinger, in der *Buchhalde* bei Aufen. Selbst auf dem Grund des Kaltluftsees, im FF-Schlosspark, finden sich gutwüchsige Buchen.

Am Verschwinden der Buchen aus dem Wirtschaftswald vermochte auch das Badische Forstgesetz von 1833 nicht mehr viel zu ändern, das die Waldweide verbot und die „geregelte Forstwirtschaft“ durchsetzte. Als sich der badische Großherzog in jenen Jahren um die nachhaltige Brennholzversorgung der neu errichteten Dürrheimer Saline Sorgen machen musste und sich der Staat deshalb im Hintervillinger Raum umfangreiche Flächenankäufe und Aufforstungen leistete, verzichteten seine Förster wohlweislich auf jeden Versuch, auf den frostausgesetzten Kahlflächen buchene Brennholzwälder zu begründen. Zwischenzeitlich behalf man sich, von den Waldhütern als Befreiungsschlag für den übernutzten Wald gefeiert, mit der Abtorfung der Moore.

Je mehr sich die Buche im Nebel der Waldgeschichte aus dem Langzeitgedächtnis der Baaremer verflüchtigte, desto tiefer sank – seltsamerweise – auch die Wertschätzung des buchenen Brennholzes. CARL GEBHARTDT, Leiter der FF-Forstverwaltung und Vorsitzender des badischen Forstvereins, ist 1855 in einem Vortrag zu dessen 11. Jahresversammlung diesem Phänomen nachgegangen: *„Es sind mir schon Fälle vorgekommen, wo mein Zureden zur versuchsweisen Verwendung von Buchenbrennholz mit der gewiß eigentümlichen Entgegnung beseitigt wurde, das Zurichten für Herd und Ofen veranlasse zuviel Zeit, Mühe und Kostenaufwand.“* GEBHARTDT scheute sich im Übrigen jedoch nicht, vor den versammelten Kollegen des bad. Forstvereins seine überaus laubholzkritische Einstellung zu offenbaren: Die Buche östlich des Schwarzwaldkammes verdiene nicht nur keine Berücksichtigung. Wirtschaftlich geboten sei vielmehr ihre *„Bekämpfung mindestens bis zu ihrem spärlichen Eingesprengtseyn in die Nadelholzbestände“*. Um das Jahr 1873, zeitgleich mit dem Bau der Eisenbahn und dem Aufkommen der Kohlefeuerung, dürfte die Wertschätzung der Buche auf dem absoluten Tiefpunkt angelangt sein.

Die industrielle Revolution und mit ihr der Wirtschaftsliberalismus hinterließen bekanntlich ihre Spuren auch im Wald. Die Bevorzugung der Holzzucht in gleichaltrigen Reinbeständen war schon von den forstwissenschaftlichen Klassikern als Allheilmittel im Kampf gegen das „Gespenst der Holznot“ gepredigt worden: Nadelholz-Monokulturen wuchsen rascher, waren leichter zu berechnen und zu kontrollieren und brachten schneller Erträge. Die sog. Altersklassenwirtschaft, das schachbrettartige Fachwerk aus Flächen und Massen gleicher Holzart, gleichen Alters und gleichen Holzvorrats, mündete in die sog. *Bodenreinertragslehre*. Deren eng an die Verzinsung angelehnte, rein betriebswirtschaftliche Betrachtungsweise gilt als Versuch einer Industrialisierung der Forstwirtschaft. Im komplexen Ökosystem Wald konnte das eigentlich nicht gut ausgehen. Den-

noch sollte sich das Bodenreinertragsdenken da und dort bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, ja, bis in die Gegenwart behaupten.

Ein zaghaftes Umdenken setzte immerhin gegen die vorletzte Jahrhundertwende ein, maßgeblich eingeleitet von dem charismatischen Münchener Waldbaulehrer KARL GAYER⁸ und seinem Standardwerk *Der gemischte Wald*, erschienen im Jahr 1886. Weil der Mischwald mehr Elastizität verspricht, um langfristig die wechselnden wirtschaftlichen Ansprüche zu erfüllen, weil er besser im Stande ist, neben den wirtschaftlichen auch die biologischen Risiken und Störungen abzupuffern, begann man auch im öffentlichen Wald der Baar da und dort wieder damit, Buchen zu pflanzen: Allzu häufig mit nur mäßigem Erfolg, weil man nicht den Frostschutz des Bestandsschirms ausnutzte oder diesen zu früh abräumte und damit allenfalls apfelbaumartige Frostformen an Stelle von schlankwüchsigem Stammholz erzielte. Weshalb die buchenfreundlichen Phasen auch immer rasch wieder verebbten; die Pendelschwünge in der Wertschätzung der Buche sind in den Forsteinrichtungswerken des öffentlichen Waldes sauber dokumentiert. Einen vorerst letzten Schub erhielt die Buche nach den vermeintlichen Jahrhundert-Orkanen Wiebke und Vivian anno 1990, dem bundesweiten Startschuss für die *Naturnah Waldwirtschaft*, die sich definitionsgemäß am Regionalwald, d. h. am *natürlichen Wald von einst* und potenziellen *natürlichen Wald von heute* zu orientieren hat (s. o.). Als Vorreiter und Musterknabe des naturnahen Waldbaus hat damals, bundesweit, die baden-württembergische Forstverwaltung gegolten.

Gäbe es nicht das Beispiel Unterhölzer, den ehem. FF-Wildpark mit seinen prächtigen uralten Eichen und Buchen, man wäre auf der Baar wohl noch immer geneigt, den Ausfall der Buchen auf klimatische Gründe zu schieben und sie als waldbauliche Option vollends außen vor zu lassen. So aber bleibt es bei der Aufgabe, die „Mutter des Waldes“ zumindest als dienende Baumart wieder einzubürgern und sei es nur zur Bodenpflege und als Garantin stufiger, d. h. mehrschichtiger und stabiler Mischwälder.

Fichtendominanz

Der scheinbar unaufhaltsame Prozess der „Verfichtung“, der Siegeszug der Fichte, muss schon im frühen Mittelalter eingesetzt haben, begünstigt und beschleunigt durch Vieheintrieb, Waldfeldbau und Kahlschläge, möglicherweise auch durch die „kleine Eiszeit“, jene Klimaverschlechterung des 16. Jahrhunderts. Die Fichte ist nun einmal weitaus robuster, vor allem frosthärter als Tanne und Buche und weniger empfindlich gegen Vieh- und Wildverbiss. Man stelle sich vor, dass um 1800 noch 1.700 Stück Großvieh⁹ in den Villingener Stadtwald getrieben wurden; Waldverjüngung konnte da eigentlich nur noch innerhalb von Umzäunungen gelingen.

Schlimmer noch wirkte sich der Wildverbiss auf die Entmischung einstiger Mischwälder aus: Klagen und Beschwerden der bäuerlichen Bevölkerung, Petitionen der Baargemeinden wegen horrender Schäden nicht nur auf den Feldern

durch maßlos überhegte Rotwildbestände¹⁰ ziehen sich im Fürstenbergischen durch die Jahrhunderte. Die Wut der Untertanen eskalierte schon im zu Ende gehenden 18. Jahrhundert dermaßen, dass sich Fürst Wenzel anno 1777 zur „Abschaffung des Rotgewildes im Freien“ gezwungen sah: In einer viertägigen Treibjagd mit 7.400 zur Jagdfron verpflichteten Bauern wurde das Rotwild, auch Schwarz- und Rehwild vom Schwarzwald über die Baar hinweg bis in ein 200 ha großes Gatter im Bachzimmerer Tal bei Immendingen getrieben – für eine vertragliche Ablösesumme von 80.000 Gulden, die von den Gemeinden zu entrichten war.

Der Vormarsch der Fichte auch noch in der Neuzeit ist nicht nur durch die zahlreichen Neuaufforstungen begünstigt worden. Vielfach war es – und ist es noch immer – die Kapitulation vor dem Spätfrost und dem Wald-Wild-Konflikt, die zur Fichte greifen ließ. Und natürlich erhofft sich der Betriebswirt bis heute auch eine möglichst rasche Verzinsung des Holzkapitals, beispielhaft demonstriert durch Fürstenberg Forst, den mit ca. 25.000 ha größten Privatforstbetrieb des Landes. FF ist nicht nur das Kürzel des Fürstenhauses, es steht unter Forstkollegen auch für Fichte-Fichte, mithin für eine exzessive Fichtenwirtschaft. Die wurde stets auch damit begründet, dass die Fichten des Baar-Schwarzwalds bei der Sägeindustrie einen exzellenten Ruf genießen, nahezu vergleichbar mit feiningiger skandinavischer Ware: Die Baar – ein Mekka der Fichten-Bauholzsäger!

Dabei birgt die Fichtenwirtschaft gerade auf den oft tongründigen, zur Vernässung neigenden Böden des Buntsandstein-Schwarzwalds, aber auch auf



Fichten-Monotonie auf Buntsandstein (bei Mistelbrunn).

den Muschelkalk-Standorten der Baar, erst recht auf den Keuper- und Braunjuratonen der Ostbaar erhebliche Risiken. Aufgrund ihrer flachen Wurzelsteller ist die Fichte bekanntlich sehr sturmanfällig, wobei der Sturm zumeist dort angreift und die Bestände abräumt, wo zuvor Lücken durch Schneedruck, Borkenkäfer oder Blitzschlag entstanden sind. Wo ehemaliges Ackerland mit Fichte aufgeforstet wurde, ist sie überdies stark gefährdet und entwertet durch Rotfäulebefall, einen Pilz, der ebenfalls zur Destabilisierung beiträgt. So ist es jedenfalls durchaus kein Zufall, dass das Wuchsgebiet Baar-Wutach bei den großen Sturmereignissen der Jahre 1967 und 1990 jeweils auch ein Sturmschadenschwerpunkt des Landes war. Wo die Fichten stehen geblieben sind, haben die im Sturm tanzenden und stampfenden Wurzelsteller die Böden weiter verdichtet, mit der Folge, dass die nächste Fichtengeneration noch flacher wurzelt, was zu ertragsmindernden Wuchsstockungen oder zu noch früherem Sturmwurf führt.

Zur Nachzucht des Brotbaums Fichte unterhielt man ausgedehnte Pflanzschulen. Auch wurden umfangreiche Grabensysteme angelegt und unterhalten, um der Versumpfung Herr zu werden, die sich auf den kahlgeschlagenen oder durch Sturm entblößten Verebnungen der Buntsandsteinplatte auszubreiten begann, sobald die Wurzelpumpen der Altbäume ausgefallen waren. Die Drainagegräben werden im FF-Wald nach wie vor unterhalten, auch wenn dies aus der Sicht des Hochwasserschutzes wie des Naturschutzes noch so bedenklich erscheint. Fichtenwirtschaft, das hieß und heißt noch heute im Grunde „Holzackerbau“: mit Bestandsbegründung und Ernte in vergleichsweise kurzen „Umtriebszeiten“ und zumeist in mehr oder minder gleichaltrigen Monokultu-



Fichtenwirtschaft mit Risiken durch Sturm, Schneebruch und Borkenkäfer.

ren. Der Fichtenanteil in den Wäldern des Wuchsgebiets sollte sich bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts bei einer satten Zweidrittelmehrheit, vielerorts noch deutlich darüber einpendeln.

Dass die so entstandenen Fichtenbestände nichts mehr von einem sich selbst regulierenden Ökosystem an sich haben, schon gar nicht gleichzusetzen sind mit dem *potenziellen natürlichen Wald von heute* (dem *Regionalwald*), dass die durch Kahlhiebe geschundenen Waldböden durch die saure Fichtennadelstreu weiter zu versauern drohen und durch die Stampfwirkung der Wurzelteller weiter degradiert werden, hat der einseitigen Vorliebe vieler Waldeigentümer für diese Baumart bis heute kaum Abbruch getan. Dies ungeachtet aller Orkan-, Dürre-, Pilz- und Insektenschäden des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Wer als Waldwirt dieser Baumart verfallen ist, den kann nicht einmal der „goldene Zügel“ der Fördermittel daran hindern, die Schadensflächen erneut mit Fichte aufzuforsten. Auch nicht die „Grundsätze naturnaher Waldwirtschaft“, wie sie nach dem vermeintlichen Jahrhundert-Orkan „Wiebke“ (1990) für den öffentlichen Wald verbindlich vorgeschrieben worden sind. Nicht einmal die PEFC- oder FSC-Zertifizierungsstandards, denen man sich ausgangs des Jahrtausends im Gefolge der Klimaschutzkonferenzen zur Sicherung forstwirtschaftlicher Nachhaltigkeit unterworfen hatte.

Pionierbaum Kiefer

Von Waldverwüstungen aller Art, von Brandrodungen, Kahlschlägen und Sturmflächen profitierte nebst der Fichte stets auch die gemeine Waldkiefer. Sie gilt als die robusteste und frosthärteste Pionierbaumart und ist in der Lage, sich selbst unter extremen Klima- und Standortverhältnissen zu behaupten. Niemand vermag verlässlich zu sagen, in welchem Ausmaß sie dem *Naturwald von einst* schon beigemischt war, denn ihre Blütenpollen lassen sich von jenen der Moorkiefer (Spirke) nicht unterscheiden, wie sie das Bild unmittelbar am Ort der Pollenentnahme überlagern. Zu vermuten ist immerhin, dass die den Sturmwurf fördernde Topographie mit ihren vielen zur Vernässung neigenden Flachlagen auch zu Naturwaldzeiten schon häufiger von flächenhaften Störungen heimgesucht worden ist als der stärker gegliederte kristalline Schwarzwald. Nach Sturmwürfen taten (und tun) sich jeweils Nischen auf für die Pionierbaumarten, vorneweg für die Kiefer. Ansonsten dürfte sich ihr natürliches Vorkommen auf bodensaure („podsolierte“) Sommerhangstandorte, auf die Waldmöser (2.500 ha „Missen“ gibt es im Baarschwarzwald) und auf felsige Extremstandorte beschränkt haben. Der Kiefer vor allem verdankte der von der forstlichen Standortkunde postulierte *Regionalwald* seinen nordischen, als „boreal-montan“ beschriebenen Charakter. Sie ist es auch, die den Lebensraum der (borealen) Waldhühner prägt und ihnen winterliche Nadellösung bietet. Inwieweit die Kiefer der sog. „Relikt-föhrenwälder“ auf den trockensten, wacholder- und orchideenreichen Jurastandorten der Baaralb natürlich oder jahrtausendelanger Schafbeweidung zu verdanken ist, mag hier dahingestellt bleiben.



Kiefer: frostharte Pionierbaumart.



Harzkiefer im Glasbachtal.

Aufgrund der Spätfrostgefahr hat die Kiefer auch noch im 19. Jahrhundert im Zuge der umfangreichen Aufforstungen von landwirtschaftlich entbehrlichem Ödland in großem Stil Verwendung gefunden. Zumeist wurde sie „breitwürfig“ oder in Pflugriefen gesät. Geschätzt wurde sie jedoch auch, weil sie (wie auch die Fichte) geharzt werden konnte und damit neben dem Holz noch einen weiteren, sehr vielseitig verwendbaren, wertvollen Rohstoff lieferte. Das Harzen wurde noch bis nach dem Ersten Weltkrieg praktiziert, als die Engländer den Harzimport aus Übersee blockiert hatten. Einzelne Harzkiefern lassen sich im Baarschwarzwald noch bis heute finden, erkennbar am charakteristischen Fischgrätenmuster der sog. „Risserlachten“, mitunter auch noch an den ansonsten längst eingewachsenen Einlaufblechen. Ungeharzte, gesunde Kiefern können recht alt werden: Auf einem Auerwild-Balzplatz im ehem. Klosterwald von Friedenweiler wurde unlängst das Alter von Kiefern bestimmt: Sie stehen da, der fürstlichen Hahnenjagd sei's gedankt, schon seit einem halben Jahrtausend.

Den Kiefersaaten verdanken wir heute durchaus gelungene und ertragreiche Nadelmischwälder. Denn in aller Regel ließ der Nassschnee nicht lange auf sich warten, der die inzwischen zu Stangenhölzern herangewachsenen Kiefernflächen so kräftig zerzauste und durchlöcherte, dass sich die Förster zu Untersaat oder Unterpflanzung von Weißtannen und Fichten gezwungen sahen. Woraus man sieht: Nicht jedes Schadereignis, das vom Waldbesitzer zunächst als ruinöse Kalamität erlebt wurde, muss sich längerfristig zum Nachteil des Waldes auswirken. Da und dort entstanden so prächtige, mehrschichtige und ungleich-

altrige, daher besonders widerstandsfähige Mischwälder. Im Wirtschaftswald hat die „Devastationsbaumart“ Kiefer jedenfalls Karriere gemacht trotz ihres Mankos, der nur halb so großen Wuchsleistung gegenüber derjenigen von Tannen und Fichten. Aufgrund der vielen flächigen Störungen und Aufforstungen hat sie im Wuchsgebiet einen Anteil von 15 bis 20 % halten können. Übrigens: Immer, wenn nach größeren Sturmereignissen der Preis für Fichtenholz zusammenzubrechen pflegt, kann der Forstbetrieb sich mit Kiefern-Stammholz über Wasser halten.

Weißtannentragedie

Ausweislich der Pollenprofile lag der Tannenanteil im Wuchsgebiet Baar-Wutach, wie eingangs erwähnt, noch zu Römerzeiten höher als im Schwarzwald – bei erstaunlichen 40 bis 60 % der Baumartenpalette! Derzeit liegt er etwa im Donaueschinger Stadtwald gerade mal noch bei 6 %, und bei den Nachbarn sieht es nicht besser aus. Im ersten Forsteinrichtungswerk der vormals selbständigen Gemeinde Wolterdingen heißt es 1833 etwa, die Tanne nehme eine ganz untergeordnete Stellung ein, *„obgleich sie in einzelnen riesenhaften Exemplaren und fast allenthalben als Überständer vorkommt.“* Ein solcher „Überständer“ stand einst auch im Schwenninger Wald: der sagenhafte und überaus populäre „Hölzlekönig“¹¹, mit seinem Umfang in Brusthöhe von 6 m, seiner Höhe von 50 m und einem Stammvolumen von 64 (!) Festmetern noch zu Beginn des 20. Jahrhun-



Der natürliche Wald von einst war tannen- und buchenreich; so will es auch die naturnahe Waldwirtschaft wieder.

derts „Deutschlands größte Tanne“. Im Bräunlinger Stadtwald scheint die Tanne schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast völlig verschwunden zu sein. Im Forsteinrichtungswerk von 1960 steht denn auch der lakonische Satz: „Die Tanne hat sich mit 3 % behauptet ... die immer wieder geforderte Erhöhung des Tannenanteils gelang nicht.“ Im FF-Großprivatwald schwankt der Tannenanteil um die 6 %. Besser steht es um den „Charakterbaum des Schwarzwalds“ im Wald der einst vorderösterreichischen Stadt Villingen, wo sich ihr Anteil alles in allem auf einem Niveau von über 20 % gehalten hat – trotz jener (vorhin erwähnten) 1.700 Stück Großvieh, die der Stadtwald jahrhundertlang mit zu ernähren hatte, auch trotz der Großkahlschläge der Franzosen in der Nachkriegszeit.

Anders als der Verlust der Buche vollzog sich der Tannenschwund also vorwiegend in der Neuzeit, gewissermaßen noch vor unseren Augen, jedenfalls ist er in den Forstakten gut belegt. Dabei folgte er offenbar auch einem landes-, ja, bundesweiten Trend. Umso leichter müsste eigentlich die Frage nach den Verlustursachen zu klären sein. Im Schwarzwald insgesamt, dem deutschen Hauptverbreitungsgebiet der Weißtanne, wurde ihr Anteil im 20. Jahrhundert nochmals nahezu halbiert, sodass heute nur noch knapp jeder fünfte Baum eine Tanne ist. Die jüngste (der alle 15 Jahre stattfindenden) Bundeswaldinventur konnte für Baden-Württemberg immerhin vermelden, dass sich ihr absturzartiger Rückgang in den zurückliegenden 25 Jahren bei einem Anteil von 8 % hat stoppen lassen, ja, dass er sogar um 0,2 % zugenommen hat, gefeiert als Erfolg der naturnahen



Waldwirtschaft. Anlass zur Besorgnis gibt indessen der Umstand, dass sich die Tannenvorräte vor allem in den ältesten hiebsreifen Altersklassen häufen und dass in der jüngsten Altersklasse nur noch ein Tannenanteil von 6 % festgestellt werden konnte. Dies im „Tannenland“ Baden-Württemberg, aus dem drei Viertel des deutschen Tannenholzaufkommens stammen. In Deutschland insgesamt (Tannenanteil 1,5 %) gibt es die Weißtanne nur noch auf 10 % ihres ursprünglichen Verbreitungsgebiets.

Die verbissene junge Weißtanne weist auf einen ungelösten Wald-Wild-Konflikt hin, die Hauptursache der Tannentragödie.

Festzuhalten bleibt, dass der Verlust der Tanne in den zurückliegenden zwei Jahrhunderten von den Forstleuten stets heftig beklagt, ja, auch selbstkritisch als waldbauliches Versagen quittiert worden ist. Allzu offenkundig waren die Vorzüge dieser in ihrer Wuchsleistung und im Ertrag der Fichte zumindest ebenbürtigen Baumart, die ihre Sturmstabilität tief reichenden Senkerwurzeln verdankt, die auch zur Vernässung führende Tone zu durchstoßen vermögen. Mit ihrer milden Nadelstreu, ihrer Widerstandskraft gegenüber Trockenheit, Insekten und Fäulepilzen müsste sie angesichts des Klimawandels eigentlich zum Hoffnungsträger avancieren. Die Forderung nach einer Erhöhung des Tannenanteils zieht sich denn auch seit bald zwei Jahrhunderten wie ein roter Faden durch die Forsteinrichtungsoperate des Wuchsgebiets.

Es sind im Wesentlichen zwei Faktoren, die der Tanne zugesetzt und zu ihrem Absturz geführt haben: Zum einen das Verbot des Femelns (oder Plenterns) im Badischen Forstgesetz von 1833 für den öffentlichen Wald. Diese bäuerlich-archaische Waldbehandlung war und ist auf die Erzeugung starken Floßholzes und damit auf die Weißtanne förmlich zugeschnitten. Im Obergeschoss wird dabei einzelstammweise erntereifes Starkholz entnommen und damit zugleich das Wachstum des Zwischen- und Unterstands angeregt – ein geradezu geniales, naturnahes Waldbauprinzip, fast eine Art Selbstläufer – das Gegenteil des Holzackerbaus und der Altersklassenwirtschaft. Zwar hatten die frühen süddeutschen Forstprofessoren (TRUNK in Freiburg, HUNDESHAGEN in Tübingen) die Vorzüge des Femelns für die tannenreichen Bergmischwälder durchaus anerkannt, wichtiger erschien jedoch auch ihnen die Berechenbarkeit der Wälder; und das war in ungleichaltrigen, mehrschichtigen Mischwäldern mit dem damaligen Instrumentarium nun einmal nicht zu gewährleisten. Der Femel- oder Plenterwald wurde deshalb als „Plünderwald“ desavouiert, als „Wirtschaft des Herrn Schlendrian“ für den Ruin der Wälder verantwortlich gemacht, so sehr er sich im Gebirge bewährt haben mochte. Im öffentlichen Wald schwärmten die Taxatoren aus, um die Waldeigentümer zur Räson zu bringen, ihren Wald auf Gleichmaß zu trimmen. Was übrigens in den Gegenden mit ausgeprägter Plentertradition, insbesondere in den flößbaren Schwarzwaldtälern, zu heftigen Auseinandersetzungen, ja, bis hin zu Tötlichkeiten gegenüber dem Forstpersonal führte. Wie man sich die damalige Kehrtwende hin zum Altersklassenwald vorzustellen hat, zeigt der Blick in die Forsteinrichtungswerke, so in jenes von 1836 der kleinen Gemeinde Überauchen (heute zur Gemeinde Brigachtal gehörend), auf Muschelkalk zwischen Brigach und Bregach gelegen:

1. *Dominierende Baumart ist die Weißtanne, untergeordnet erscheinen die Fichte und die Forle. Die Vegetation ist gut.*
2. *Der Wald ist aus dem Femelbetrieb hervorgegangen, und die regelmäßige Schlagführung gehört der neueren Zeit an.*
3. *Eine geordnete Abstufung der Hölzer von jüngerem, mittlerem und höherem Alter fehlt ...*

Wie man sieht, war der Überauchener Wald zwar erstaunlich gut im Schuss, war trotz landesweiter Holznot noch immer tannen- und vorratsreich, es fehlte ihm lediglich an Ordnung. Es scheint so, als seien die Forstleute mit einem Mal zu Ordnungsfanatikern geworden, die glaubten, für ein Mehr an Berechenbarkeit, Übersicht und Kontrolle den waldbaulichen Erfahrungsschatz über Bord werfen zu können. Man glaubte, den Wald auf sein quantifizierbares Holzvolumen reduzieren zu können. „*Dass die Wälder mathematischer Analyse unterworfen wurden, war ein Triumph für das deutsche Forstwesen und verschaffte ihm bis in unser Jahrhundert hinein eine Spitzenstellung vor allen andern Ländern*“, stellte ausgangs des 20. Jahrhunderts der Brite ROBERT POGUE HARRISON¹² fest in seinem Buch „Wälder – Ursprung und Spiegel der Kultur“.

Der Streit zwischen den Vertretern der *Altersklassenwirtschaft* und der sog. *Bodenreinertragslehre* einerseits und den traditionsbewussten Praktikern andererseits, die die Vorzüge des Femelns speziell für die Tannenwirtschaft nicht missen wollten, sollte nicht mehr abebben. Daran änderte auch die geschmeidige Kompromisslinie der badischen Forstverwaltung nicht viel, die einen „*badischen Femelschlag*“ erfand als gerade noch gesetzeskonforme Mischform zwischen Altersklassen- und Femelwirtschaft mit zeitlich befristeter, bis auf 60 Jahre ausgedehnter Femelphase und anschließender Räumung; doch auch damit konnte der landesweite Tannenschwund nicht aufgehalten werden. Dem städtischen Villinger Oberförster Hubert Ganter, einem sehr verdienten Forstmann, dem der Villinger Verschönerungsverein ob seines Weitblicks ein stattliches Walddenkmal errichtet hat, brachte sein Faible für das Femeln um die vorletzte Jahrhundertwende noch ein Disziplinarverfahren ein.

Das Plenterverbot stand zwar 1976 nicht mehr im neuen Landwaldgesetz, endgültig aufgehoben wurde es freilich erst 1992, als das Ministerium für den ländlichen Raum – noch unter dem Schock des vermeintlichen Jahrhundert-Orkans „Wiebke“ stehend – per Erlass die Forsteinrichter aufforderte: „*Die Möglichkeiten zur Ausweisung von Plenterwäldern, Dauerbestockungen und Plenterüberführungswäldern sind verstärkt zu nutzen.*“

Die zweite große Verlustursache, die in besonders krasser Form im Wuchsgebiet Baar-Wutach und damit im Dunstkreis der FF-Standesherrschaft der Tanne zugesetzt hat, ist der Wald-Wild-Konflikt: Ein uralter Zopf zwar, zugleich aber auch ein Thema, das noch immer hohe politische Wellen schlägt, wie die grünrote Landesregierung erfahren musste bei ihrem Vorhaben, das Jagdgesetz zu modernisieren. Das Wissen um die Gefährdung der jungen Tannen durch das Rehwild ist so alt wie die geregelte Waldwirtschaft. Das Reh als sog. „Konzentratselektierer“ weidet nicht wie Rotwild oder auch wie Rindvieh querwaldein, sondern stürzt sich gezielt auf Tannenäsung, beginnend bei den Keimlingen und endend in Äserhöhe (und die kann je nach Schneelage über mannshoch liegen).

Schon der erste Lehrstuhlinhaber für Forstwissenschaft in Heidelberg, CARL FRIEDRICH SPONECK, hatte 1817 unmissverständlich darauf hingewiesen, es sei „*gar nicht zu berechnen, wie schädlich nur eine Rehfamilie dem vollsamen*

Anflug dieser Holzart werden kann.“ Man vermindere also, so seine Forderung, die Rehwilddichte in Bergmischwäldern mit Tanne auf 1 Stück pro 200 Morgen, das entspricht etwa 2 Stück je Quadratkilometer Wald – mithin auf rund ein Zehntel heutiger Rehwildbestände. Und der Freiburger Oberforststrat und Lehrstuhlinhaber C. P. LAUROP setzte 1833 in seinem Lehrbuch *Laurops Forstpolizei* noch eins drauf: *Das Rehwild ist das schädlichste für die Waldungen, dessen Daseyn mit der Kultur eines Waldes gar nicht vereinbar ist.* Mit dem Rehwild sei wie mit Forstfrevlern zu verfahren.

Wie groß die Versuchung – auch für Forstleute – immer wieder war, einen jagdlich komfortableren Wildbestand heranzuhegen und wie brisant die Wildschadensfrage schon 1830 von der Obrigkeit eingeschätzt wurde, das beweist ein großherzogliches Rescript, in dem es wörtlich heißt: *Forstbeamte und Förster sind für allen von nun an und künftig entstehenden Wildschaden ... persönlich verantwortlich.* Diese Regressandrohung dürfte einige Zeit nachgewirkt haben: *Hie und da ein wechselndes Reh*, so wird der Wildbestand des Villingener Staatswalds in jener Zeit beschrieben.

So lange die natürlichen Fressfeinde des Rehs noch auf der Baar zugange waren (1805 wurde der letzte Wolf erlegt), scheint der Rehwildbestand extrem niedrig gewesen zu sein, wofür fraglos auch die Härte der Winter sorgte. Das sollte sich, nachdem das Rotwild ausgangs des 18. Jahrhunderts ausgerottet war, gründlich ändern, denn nun galt die Hege vorzugsweise dem „kleinen Hirsch“. Mit dem hatten zwar anno 1848 die revoltierenden Bauern ziemlich kurzen Prozess gemacht, und tatsächlich stammen die letzten Tannenthölzer fast alle noch aus jenen wildarmen Jahren. Doch ab 1870 sollte die Standesherrschaft die „regelmäßige und allgemeine Winterfütterung“ einführen – mit wahrhaft durchschlagendem Erfolg! In den Wäldern ereignete sich eine wahre Reh-Bevölkerungsexplosion, die trotz ansteigender Abschusszahlen nicht mehr zu stoppen war. Kraftfutter ließ zudem die Trophäen sprießen. Denn fortan war in Donaueschingen der gesellschaftliche Höhepunkt des Jagdjahres die fürstliche Rufjagd auf den brunftigen Rehbock, bei welcher sich der Hochadel bis hin zu Kaiser Wilhelm II. in Donaueschingen einzufinden pflegte. Für die Weißtanne wurde die Massenvermehrung der Rehe zum Desaster, denn auch die Verbisschäden explodierten.

Im Spätfeudalismus der wilhelminischen Zeit begann die Hege-Ideologie bekanntlich auch auf die bürgerliche Jägerschaft überzugreifen; sie gipfelte im Reichsjagdgesetz des Reichsforst- und Reichsjägermeisters Hermann Göring, dem „wildfreundlichsten Jagdgesetz aller Zeiten“, das dann nahezu unverändert als Bundesgesetz fortleben durfte. Was damit für die verbissempfindlichen Baumarten angerichtet wurde, das dämmerte 1943 sogar dem Berliner Reichsforstamt, das sich um Schadensbegrenzung gezwungen sah und noch einen Erlass zum Schutz der Weißtanne herausgab, in dem – unter der Federführung des Waldbaureferenten Lukas Leiber, des nachmaligen FF-Forstchefs – ein rigoroser Reduktionsabschuss überall dort angeordnet wurde, „wo eine naturgemäße

Tannenwirtschaft durch den Wildstand gefährdet erscheint“. Geholfen hat das freilich nicht mehr viel, denn der deutsche Jäger war im Jahr des totalen Kriegs vorwiegend andersweitig beschäftigt.

In Schiefelage war nach Kriegsende leider auch die *naturgemäße Waldwirtschaft* geraten, da sie von den Nazis anfangs für ihre Blut-und-Boden-Ideologie adaptiert worden war, also jene Auffassung von Waldwirtschaft, wie sie sich nach Karl Gayer als Gegenströmung zur Bodenreinertragslehre entwickelt hatte. Zwar war dem Rehwildbestand in den Nachkriegsjahren durch die hungrigen Angehörigen der Besatzungsmächte nochmals heftig zugesetzt worden, doch nach Wiedererlangung der deutschen Jagdhoheit tat die Jägerschaft alles, um das vermeintlich fast ausgerottete Reh wieder aufzupäppeln. Mit derart durchschlagendem Erfolg, dass der Konflikt schon in den 1960er Jahren erneut eskalierte. „*Das Rehwild ist das alles verderbende Salz in der Suppe*“, erkannte der Forsteinrichter im Villinger Staatswald und forderte – wieder einmal – einen energischen Reduktionsabschuss. Dennoch waren 1980 die Naturverjüngungsvorräte der Weißtanne ausweislich der Forsteinrichtung nahezu komplett aufgezehrt.

Da traf es sich gut, dass sich in den Jahren des Waldsterbens die Ansicht breit machte, die Tanne sei, da von divahafter Empfindlichkeit gegenüber SO₂-Immissionen, ohnehin eine verlorene Baumart. Inzwischen konnte der Schwefelgehalt in Luft und Niederschlag zwar fast wieder auf ein vorindustrielles Niveau heruntergefahren werden, sodass sich die Tannen zumeist prächtig erholten haben. Dennoch ist sie das Sorgenkind geblieben, wo sie in Zeiten des Klimawandels doch eigentlich als Hoffnungsträger gebraucht würde. Ausweislich der im dreijährigen Turnus zu erstellenden amtlichen Verbissgutachten weisen junge Tannen derzeit zu 82 % mittleren bis starken, d.h. ruinösen Verbiss auf – Tendenz weiter ansteigend.

Eichenfiasko

Dass die (Stiel-)Eichen zur Waldgesellschaft der Baar gehören, zumal auf den Tonböden des Keupers und des Braunen Juras auf der Ostbaar, das beweist schon die Verfügbarkeit von Eichenholz in der Hallstattzeit. Ihre Sturmfestigkeit ist sprichwörtlich, und zusammen mit der Weißtanne ergäbe sie einen Wald, wie er bei Sturmereignissen kaum stabiler vorstellbar ist. Dennoch spielt sie im Wirtschaftswald der Gegenwart kaum noch eine Rolle, auch wenn sie da und dort auf den Orkanflächen eingebracht worden ist. Gelungen ist der Eichenanbau freilich nur innerhalb von rehwildgedichteten Zäunen. Womit bereits der maßgebliche Hinderungsgrund angeführt ist: Junge Eichen sind noch verbissgefährdeter als Tannen!

Das einzige nennenswerte Eichenvorkommen des Wuchsgebiets ist der Unterhölzer Wald, Naturschutzgebiet (seit 1939), mit seinen außerordentlich starken und pittoresken vielhundertjährigen Exemplaren, zugleich Repräsentationsjagd des Fürstenhauses mit einem enormen Dam- und Rehwildbestand – mit der Folge, dass an eine natürliche Verjüngung der Eiche nicht zu denken ist. Da



Eichenruine im Unterhölzer Wald: Eichennachwuchs ist ohne massiven Schutz ohne Chance.

die Alteichen jedoch altershalber nach und nach zusammenbrechen, sieht die mittel- bis langfristige Perspektive auch dieses Märchenwalds leider gar nicht gut aus – Naturschutz hin oder her.

Fremdländeranbau

Die ganz große Karriere, die man derzeit – als Antwort auf den Klimawandel – landauf, landab der nordamerikanischen Douglasie vermacht, zeichnet sich im Wuchsgebiet Baar-Wutach bislang allenfalls andeutungsweise ab. Eine „Macdonaldisierung“ des Waldes, wie wir sie im Westschwarzwald oder im Odenwald erleben, ist auf der Baar vorerst nicht zu befürchten. Denn auf staunassen Standorten bildet sie eine ähnlich flache Tellerwurzel aus wie die Fichte und wird aufgrund ihres überragenden Höhenwachstums noch rascher ausgehebelt wie diese. Und auf kalkreichen Standorten wird sie chlorotisch und kränkelt. Dennoch ist absehbar, dass sie aufgrund ihrer überragenden Wuchsleistung zur Konkurrentin der Kiefer wie auch der Tanne werden wird.

Auf stark weidegestörten Mergel-Standorten hat man da und dort mit der korsischen Schwarzkiefer experimentiert. Sie leistet dort zwar mehr als die heimische Kiefer, doch lässt ihre Holzqualität sehr zu wünschen übrig. Wohingegen die amerikanische Weymouthskiefer, von der man sich einmal noch bessere Ertragsleistungen als von der Douglasie erhofft hatte, zum Totalflop wurde wegen des importierten Blasenrostpilzes.

Nicht unter die Neophyten zu zählen ist die aus den Alpen oder aus dem Sudetenland importierte Europäische Lärche, die seit über zweihundert Jahren auch auf der Baar immer wieder angebaut wurde – oft auch aus ästhetischen Gründen wegen ihrer prächtigen Herbstverfärbung. Spötter haben sie deshalb auch eine „forstliche Gemütskrankheit“ genannt. Drei von ihnen haben immerhin sogar den Weg in die Landkarte gefunden: *Drei Lärchen* heißt eine FF-Kolonistensiedlung zwischen Wartenberg und Unterhölzer Wald, gepflanzt womöglich vom Schlossherrn auf dem Wartenberg, Freiherr von Lassolaye, einem begeisterten Gartenbauer. Waldeinwärts findet sich dort auch heute noch ein Dutzend starker Exemplare mit einem Brusthöhenumfang von über 3 Metern. Desgleichen im Staatswald bei Neuhausen, wo sie vor fast 200 Jahren auf einem vormaligem Acker gepflanzt worden sind. Ausgangs des 20. Jahrhunderts wurde die Stärkste nach dem ehem. Forstamtsleiter und ersten bad.-württ. Landesforstpräsidenten Emil Kurz benannt, einem ausgewiesenen Lärchenfreund. Weniger erfolgreich war man in der Nachkriegszeit mit der japanischen Lärche, die häufig zusammen mit der Fichte auf den Kahlflächen angepflanzt wurde, die von den Franzosen hinterlassen wurden. Anfangs vorwüchsig, pflügten sie alsbald in den Fichtenstangenhölzern zu ertrinken.

Wutach

Die im Wuchsgebietsnamen aufgeführte Wutach, das geologische, botanische und touristische Faszinosum der Baar, fällt ganz und gar heraus aus dem Rahmen von deren Wald und Waldwirtschaft. Nicht als ob der buntlaubbaumreiche Schluchtwald mit seinen trockenen – Traubeneichen tragenden – Abbruchkanten nicht auch kapitale Tannen und Fichten aufwies. Doch die felsigen Steilhänge setzten der Forstwirtschaft enge Grenzen, und auch der Fluss selbst erwies sich für den Holztransport als gar zu wild, sieht man von der blockweisen Trift von Brennholz für das fürstenbergische Eisenwerk in Eberfingen ab. Wohingegen die Langholzflößerei (und mit ihr das Wirtschaftsziel der Floßholzzucht) auf Wutach und Gauchach nie so recht in Gang gekommen ist. Wie Heinrich Hansjakob (in Theodor der Seifensieder) berichtet, ist die Wolfacher Schiffergesellschaft 1847 mit dem Versuch kläglich gescheitert, die Wutach für die Langholzflößerei herzurichten – bei einem Schaden von 200.000 Gulden.

Die extensive Forstwirtschaft in der Schlucht hat immerhin zur Folge, dass der Wald heute dort noch sehr viel ursprünglicher und naturnäher, damit für den Waldfreund auch erlebnisreicher ist als die Monotonie auf der Baarhochfläche. Andererseits konnte sich im Wuchsgebiet Baar-Wutach, anders als etwa im Einzugsbereich der Kinzig, nie eine eigenständige Waldbautradition entwickeln und durchsetzen, da die Donau als flößbare Wasserstraße wegen der Tuttlinger Versinkung ausfiel und auch der Neckar nur nach langem Radtransport per Ochsenfuhrwerk Floßholz befördern konnte. Immerhin auf der Nordost-Baar, etwa in den Gemeindewäldern von Tuningen und Trossingen, hieß das Wirtschaftsziel auch noch im frühen 19. Jahrhundert „Erzeugung von Floßholz“.

Ausblick

Hier, nicht in der Wutachschlucht, sondern im Tuninger Haldenwald, wo einst zur Floßholzgewinnung gefemelt worden ist, auf nährstoffreichen Braunjuratonen, zwischen Mülldeponien, Blähtonwerk und A 81, wurde zu Beginn dieses Jahrtausends der einzige Bannwald (Totalreservat) des Wuchsgebiets (auch des Schwarzwald-Baar-Kreises) ausgewiesen: in seinem Kernbereich ein zu Teilen gegen 200-jähriges, überaus wüchsiges und stark strukturiertes Tannen-Fichten-Altholz, in welches vor der „Bannlegung“ da und dort auch noch Buchen eingebracht worden waren. Dieser Wald ist auf dem besten Weg zurück zum Naturwald, wie wir ihn uns auf der Baar in jenen fernen Zeiten vor nennenswerten menschlichen Einflüssen vorzustellen haben. Übrigens profitiert hier auch eine keltische Viereckschanze von der Bannlegung, denn nun läuft sie nicht mehr Gefahr, unter die Räder der Forstmaschinen zu geraten.

Da die Braunjuratone längs der Baaralb bei Starkniederschlägen tiefgründig aufgeweicht werden, befindet sich hier auch das Sturmschadenszentrum der Baar. Während Fichtenbestände sogar bereits im Stangenholzalter vom Sturm geworfen wurden, hat das Tannenaltholz des Bannwalds bisher allen Orkanen getrotzt. Ob sich dieser sich selbst überlassene Wald weiterhin tannenreich verjüngen wird, liegt derzeit freilich ganz in der Hand des Jagdpächters: Derzeit steht es wieder einmal gar nicht gut um die Tannenverjüngung im Jagdbezirk Tuningen; der Verbiss des Gipfeltriebs junger Tannen tendiert gegen 100 Prozent. Müssen wir also warten, bis im „Wolferwartungsland“ Baden-Württemberg die großen Beutegreifer wieder mit dazu beitragen, die Balance herzustellen zwischen Wald und Wild? Oder wird sich mit dem neuen Jagdgesetz der grün-roten Landesregierung die Situation für die Waldverjüngung verbessern?



Baustelle Waldumbau: Um den Wald zukunftsfähig zu machen, müssen die Mischbaumarten künstlich wieder eingebracht werden.

Angesichts der klimatischen Sondersituation mit ihrer latenten Spätfrostgefahr, auch angesichts der vorwiegend flachen, zur Vernässung neigenden Topografie, den unter Forstleuten sog. „Tannenzwangsstandorten“, ist für eine nachhaltige Waldwirtschaft nichts zwingender erforderlich als ein dauerwaldartiger Waldbau, ein System mit Dauerüberschirmung und damit einem stabilen Schutz über der frostgefährdeten Waldverjüngung aus Tannen und Buchen, wie ihn am ehesten die althergebrachte Plenter- oder Femelwirtschaft bietet. Immerhin hat diese Erkenntnis soeben (im Herbst 2013) dazu geführt, dass zumindest im Staatswald des Landes für Mischwälder mit Tanne generell wieder die Dauerwaldwirtschaft vorgeschrieben wird.

Ob damit die Wende hin zu einer naturnahen Waldwirtschaft auf der Baar gelingen wird? Der Waldumbau, die Wiedereinbringung von Tannen und Buchen unterm lückiger werdenden Fichtendach, stagniert derzeit landesweit, wiewohl er im Hinblick auf die Herausforderungen des Klimawandels in den Sonntagsreden der Politiker noch so gepriesen und gefordert wird. Auch im Stadtwald Donaueschingens wird der Waldumbau eher klein geschrieben. Das lässt gegen-



wärtig – angesichts des hohen Anteils der Reinbestände wie der Rehwilddichte auf der Baar – nicht allzu viel Optimismus aufkommen. Auch die Unruhe, die durch das Bundeskartellamt in die Forstpartie hineingetragen wurde und womöglich zu neuerlichen Reformen und zur Abspaltung des Staatswalds aus dem bisherigen Einheitsforstamt führen wird, verheißt nichts

Holzernte mit Großmaschinen hinterlässt Spuren.

Gutes für den Waldbau. Man müsste wohl resignieren, gäbe es nicht doch auch immer wieder einmal Lichtblicke und Positivbeispiele. Man denke an den hochprofitablen Stadtwald von Villingen-Schwenningen, wo die Tannenwirtschaft bestens funktioniert aufgrund eines seit der Nachkriegszeit bewährten, sehr effizienten Jagdsystems, des sog. „Villinger Modells“. Die größte Überraschung zeichnet sich derzeit im FF-Großprivatwald ab: Seit dem Generationenwechsel im Fürstenhaus ist dort ein Paradigmenwechsel zu besichtigen, nachdem die Rehwildbejagung vorwiegend aus betriebswirtschaftlichen Gründen vom Kopf auf die Füße gestellt worden ist. Seit dort – sehr zum Verdruss der traditionell vom scheinbar unversiegbaren Zustrom Fürstenberger Rehe verwöhnten Jagdnachbarn – scharf gejagt wird, breitet sich mit einem Mal die Tanne wieder aus, wie sie es seit den Zeiten des FF-Landesforstmeisters und Oberjägermeisters Baron von Lassberg nie mehr geschafft hat, Revolutions- und Nachkriegsjahre ausgenommen. Bleibt nur zu hoffen, dass dies kein allzu kurzes Intermezzo bleiben wird – dass nicht alsbald wieder jagdliche Ziele die Oberhand gewinnen werden.

Die Forstwirtschaft des 20. Jahrhunderts ging traditionell von der Vorstellung aus, dass die vom Wald zu erbringenden Leistungen – Nutz-, Schutz- und Sozialfunktionen – integrierbar seien, dass ökologische und soziale Funktionen womöglich „im Kielwasser“ einer ordnungsgemäßen, nachhaltigen und naturnahen Waldwirtschaft mitgeliefert werden können. Auch das Landeswaldgesetz will es nicht anders. Im neuen Jahrtausend, spätestens nach dem Jahrhundert-Orkan „Lothar“ zum Jahresende 1999, der sowohl in naturnahen wie naturfernen Wäldern eine Spur der Verwüstung hinterlassen hat, erst recht nach der Forstreform des Jahres 2005 werden die Stimmen lauter, die das überkommene Leitbild in Frage stellen und eher für das sog. „Segregationsmodell“ plädieren: Hier der Wirtschaftswald mit klarer Priorität der Nutzfunktion, dort der „Ökowald“, den man aus Gründen des Arten- und des Prozessschutzes am besten ganz aus der Bewirtschaftung entlässt. So wie es die Bundesregierung 2007 in ihrer *Strategie zur biologischen Vielfalt* für insgesamt 5 % der Waldfläche gefordert hat. Treibende segregative Kräfte sind heute vielfach die Naturschutzverbände, denen vor allem die zunehmende Grobschlächtigkeit der großmaschinengestützten Holzernte, aber auch der Douglasienanbau ein Dorn im Auge ist. Angesichts der Ausdünnung des Personals und der Reviervergrößerungen stellt sich die Frage, ob die sog. „gute fachliche Praxis“ auch weiterhin noch gewährleistet ist.

Unstrittig ist, dass der Waldbau den im Zuge des Klimawandels zunehmenden Stresserscheinungen im Wald nur mit einer Risikostreueung begegnen kann, mit verbreitertem Baumartenspektrum, mit stabilen und klimaharten Baumarten ebenso wie mit stabileren Waldstrukturen. Für das Wuchsgebiet Baar-Wutach mit seiner Fichtendominanz bedeutet dies – mehr noch als für die anderen Wuchsgebiete des Landes – Waldumbau, weg von den fichtenlastigen Monokulturen, weg vom Holzackerbau, hin zum Regionalwald aus Tannen, Fichten, Buchen und Kiefern. Wahrlich eine ziemlich große Baustelle!

Autor

WOLF HOCKENJOS leitete fast ein Vierteljahrhundert das Staatliche Forstamt in Villingen-Schwenningen. Er veröffentlicht seit vielen Jahren in verschiedenen Zeitschriften und Büchern Beiträge mit wald- und landschaftskundlichen Themen. Den Lesern der Schriften der Baar ist er durch viele hier veröffentlichte Beiträge bekannt.

Wolf Hockenjos
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen

- 1 Überarbeitete Fassung eines Baarverein-vortrages vom 3. 12. 2014

Literatur

- 2 MICHIELS, H. et al.: Überarbeitung der Standortkundlichen Regionalen Gliederung von Bad.-Württemberg. Mitt. des VFS standort.wald 48 (2014)
- 3 SPINDLER, K.: Der Magdalenberg bei Villingen. Konrad Theiss Verlag 1976.
- 4 HAUFE, R.: Die buchenzeitlichen Pollenprofile aus den Wuchsgebieten Schwarzwald und Baar-Wutach. Mitt.Verein für Forstl. Standortkunde und Forstpflanzenzüchtung Nr. 17 (1967).
- 5 SUDHAUS, D.: Paläoökologische Untersuchungen zur spätglazialen und holozänen Landschaftsgenese des Ostschwarzwaldes im Vergleich mit den Buntsandsteinvogesen. Freiburger Geograph. Hefte, Heft 64/2005.
- 6 ALBRECHT, F.: Zu den natürlichen Waldverhältnissen an der Ostabdachung des südlichen Schwarzwaldes. In: Allg. Forst- und Jagd-Zeitung, 118. Jg. 1942.
- 7 LUDEMANN, T.: Das Abbild der natürlichen Vegetation in der historischen Holznutzung. Synthese anthrakologischer Studien im Mittelgebirgsraum Zentraleuropas. Ber. Der Reinh.-Tüxen-Gesellsch. 19: 7–22 Hannover 2007.
- 8 GAYER, K.: Der gemischte Wald. Berlin, 1886.
- 9 RODENWALDT, U.: Der Villingen Stadtwald. Ring-Verlag Villingen, 1962.
- 10 HOCKENJOS, W.: Märrzerrungenschaften. In: Waldpassagen. Dold-Verlag Vöhrenbach, 2000.
- 11 HOCKENJOS, W.: Tannenbäume. DRW-Verlag 2008.
- 12 HARRISON, P.: Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur. Carl Hanser Verlag 1992.

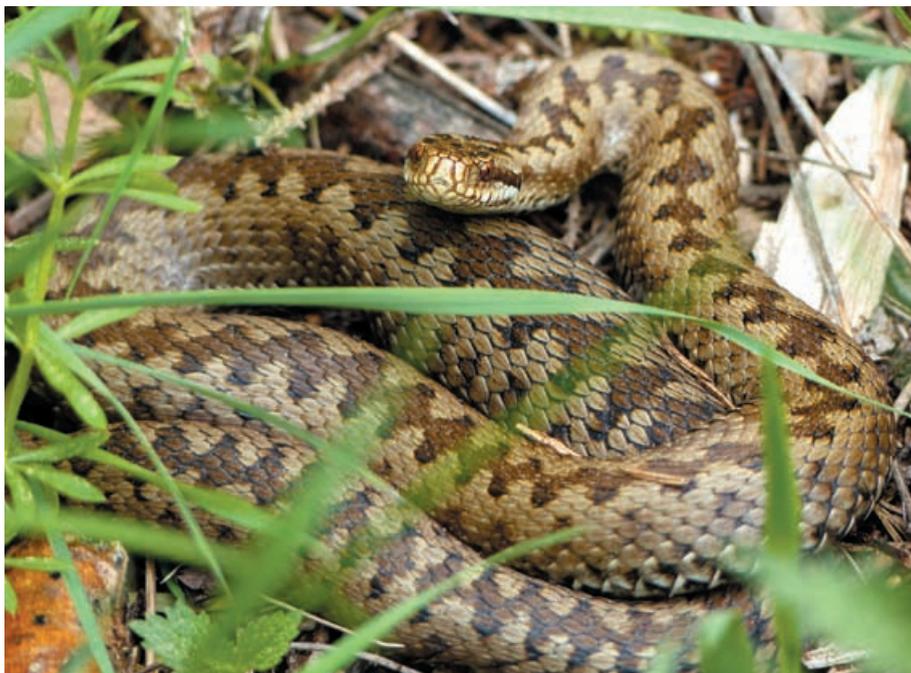
Die Kreuzotter im Schwarzwald-Baar-Kreis

von MATTHIAS EBERT

Von den sechs in Deutschland vorkommenden Schlangenarten leben drei in unserem Kreisgebiet, neben der ans Wasser gebundenen **Ringelnatter** und der recht heimlich lebenden **Glatt-** oder **Schlingnatter** ist dies mit der **Kreuzotter** (*Vipera berus*) die einzige Giftschlange der Region.

Der Schwarzwald befindet sich an der westlichen Verbreitungsgrenze der Kreuzotter. Hier besiedelt sie die mittleren Höhenlagen bis etwa 1100 Meter über NN. Im Kreisgebiet am Westrand der Baarmulde kommt *Vipera berus* von 680 bis 800 Meter über NN vor. Die niedrigeren, wärmebegünstigten Lagen wie auch die wohl zu kalten Gipfelregionen werden gemieden.

Durch Lebensraumverlust ist die Schlange heute nur noch auf wenigen Plätzen im Kreisgebiet heimisch, deshalb sind Begegnungen mit diesem versteckt lebenden und gut getarnten Reptil selten geworden. Das war bis in die 1950er-Jahre durchaus anders.



Kreuzotter. Hier ein braun gezeichnetes Weibchen. Foto: M. Ebert

In den sogenannten „Franzosenhieben“, Waldgebiete, die als Kriegsreparationsleistung kahlgeschlagen wurden, beispielsweise im Villingener Stadtwald oder am Schellenberg bei Donaueschingen, weigerten sich die Forstkulturfrauen, diese Flächen zu betreten, bevor nicht zuvor die Kreuzottern erschlagen wurden. Hinzu kommt, dass in den Nachkriegsjahren viel mehr Personen in die Wälder gingen, um Holz, aber auch Pilze und Beeren zu sammeln, und es so natürlich öfter zu Begegnungen kam.

Meine erste Begegnung mit einer Kreuzotter war nach Einzelfunden von Tieren während eines Urlaubs in den Bergen Österreichs und den „Highlands“ in Schottland ein melanistisches, also ein ungezeichnetes, komplett schwarzes Tier auf einer wieder aufgeforsteten Kahlhiebsfläche im Villingener Stadtwald, welches ich öfter, eigentlich auf der Suche nach den letzten Haselhühnern, die hier auch noch vorkamen, immer auf demselben Moospolster liegend vorfand. Seit 1990 habe ich hier keine Schlange mehr gefunden, auch die Raufußhühner sind längst verschwunden. Der Wald ist viel zu hoch, zu dicht und dunkel geworden. Viele weitere Lebensräume bei uns sind mittlerweile nicht mehr tauglich für diese Reptilien.

Umso erfreulicher ist es, dass trotz anhaltender Bestandsrückgänge im gesamten Schwarzwald die Kreuzotter noch immer eine Heimat am Westrand der Baar hat. Der verbliebene Lebensraum beschränkt sich auf wenige eng begrenzte Trockenstandorte entlang der Flussläufe von Brigach und Breg, etwa von



Schlingnatter. Sie kann durchaus mit der Kreuzotter verwechselt werden. Foto: M. Ebert



Lebensraum der Kreuzotter im Bregtal. Foto: G. Müller

Donaueschingen bis Brigachtal einerseits sowie bis Vöhrenbach andererseits. Für die in Oberschwaben typischen Feuchtstandorte in Mooren und Rieden gibt es hier keinerlei Nachweise.

Ob es heute noch ein Reliktvorkommen im Villingener Stadtwald gibt, ist unklar. Eine letzte Meldung, wiederum von einem melanistischen Tier, liegt aus dem Jahr 2010 vor.

Die Kreuzotter im Jahresverlauf

Die männlichen Schlangen verlassen gelegentlich an warmen Tagen im Februar kurzzeitig ihr frostfreies Winterquartier. Die Weibchen folgen rund drei Wochen später. Spätestens ab April kann man die Tiere recht zuverlässig beim Sonnenbad finden. Am Ende dieser Zeit häuten sich die Männchen (Hochzeithäutung).

Anschließend erfolgt Anfang Mai die Paarung. Die Weibchen reproduzieren nur alle zwei (drei) Jahre. Es kommt immer wieder zu ritualisierten Kämpfen (Kommentkämpfe) zwischen den Männchen um die im Verhältnis wenigen paarungsbereiten Weibchen. Ab Mitte Mai wird es sehr schwer, die Tiere zu finden. Zum einen wächst jetzt die Vegetation schnell hoch, zum anderen verlassen nun die männlichen sowie die unverpaarten Weibchen ihre Frühjahrs-liegeplätze, um in der näheren Umgebung auf Nahrungssuche zu gehen. Bevorzugt werden diverse Mäusearten. Jungtiere ernähren sich vor allem von kleinen Fröschen und Waldeidechsen.

Ab Ende August werden die Jungen in einer Eihülle geboren, die sie umgehend verlassen. Deshalb gilt die Kreuzotter auch als lebendgebärend. Sofort häuten sich die Jungschlangen ein erstes Mal und müssen sich nun beeilen, rund

ein Viertel ihres Geburtsgewichts zuzulegen, damit sie überhaupt eine Chance haben, ihren ersten Winter zu überstehen. Ende September bis Mitte Oktober begeben sich die Schlangen in ihr Winterversteck.

Gefährdung

Die bei Weitem größte Gefahr droht diesem Reptil bei uns weiterhin durch die anhaltende Verschlechterung der Lebensräume. Zum einen werden immer mehr ehemals extensiv bewirtschaftete Flächen zunehmend intensiv landwirtschaftlich genutzt oder werden aufgeforstet, zum anderen werden Flächen, die für eine Bewirtschaftung mit Großmaschinen zu klein sind oder ungünstig liegen (Steillagen), der Sukzession überlassen und wachsen nach einer vorübergehenden Optimalphase in wenigen Jahren zu, sodass auch sie als Lebensraum verloren gehen.

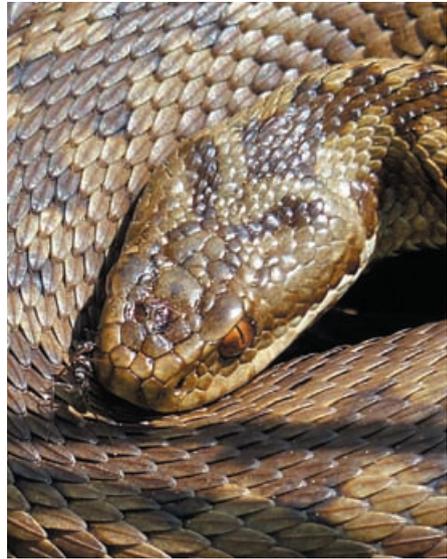
Straßen- und Wegebaumaßnahmen zerschneiden zudem immer mehr die Korridore, sodass ein genetischer Austausch der Einzelpopulationen zunehmend erschwert oder gar unmöglich wird. Drei aktuelle Fälle mir bekannt gewordener überfahren gefundener Kreuzottern belegen dies.

Die direkte Verfolgung und Tötung dürfte heutzutage hoffentlich der Vergangenheit angehören. Den meisten Menschen ist bekannt, dass alle Amphibien und Reptilien unter Naturschutz stehen.

Inwieweit sich eine Klimaveränderung bemerkbar macht, bleibt abzuwarten. Es könnte aber durchaus sein, dass diese eher kühle Lebensräume liebende



Männliche, frisch gehäutete Kreuzotter beim Sonnenbad. Die Rippen sind abgespreizt, um durch die Oberflächenvergrößerung schneller Wärme aufzunehmen. Foto: M. Ebert



Kopfportraits einer melanistischen („Höllennatter“, linkes Bild) sowie einer normal gezeichneten Kreuzotter. Fotos: M. Ebert

Schlange bei weiter wärmer werdenden Sommern weitere Habitate aufgeben muss.

Eine Gefahr könnte zunehmend von in den letzten Jahren durch großflächigen Maisanbau und milde Winter begünstigten rasant angewachsenen Wildschweinbeständen ausgehen.

Gefahr für Mensch und Tier

Sollten Sie eine Schlange antreffen, freuen Sie sich über die seltene Begegnung, vermeiden Sie hektische Bewegungen und geben Sie dem Tier die Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Alle unsere Schlangen sind Menschen gegenüber nicht aggressiv und beißen nur, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen. Im äußerst unwahrscheinlichen Fall, dass doch ein Mensch gebissen wird, sollte umgehend ein Arzt aufgesucht werden, um Komplikationen wie einen anaphylaktischen Schock ausschließen zu können. Haustiere, besonders freilaufende Hunde, haben ein deutlich höheres Risiko, gebissen zu werden. Es sollte in jedem Fall umgehend ein Tierarzt konsultiert werden.

Erfassung einer Population

Am sichersten lässt sich die Größe einer bestimmten Population erfassen, indem von allen gesichteten Exemplaren ein Kopfporträt fotografiert wird. Da die Beschuppung so individuell wie ein menschlicher Fingerabdruck ist, lassen sich die einzelnen Tiere voneinander unterscheiden.



„Natternhemd“ einer Kreuzotter. Foto: M. Ebert

Auf diese Weise können alle Tiere erfasst werden. Am besten gelingt dies bei passender Witterung Ende April/Anfang Mai mit möglichst vielen sachkundigen Beobachtern zeitgleich bei sogenannten „Kreuzotter-Checks“.

Werden diese Checks über mehrere Jahre regelmäßig veranstaltet, bekommt man einen recht genauen Überblick über den Zustand einer Population.

Bitte zum Schluss

Ich würde mich über eine rasche Nachricht über jede gesichtete Schlange freuen, möglichst mit Fotobeleg und Nennung des Fundorts. Genauso interessant sind Meldungen über Totfunde wie auch aufgefundene Schlangenhäute, sogenannte „Natternhemden“.

Autor

MATTHIAS EBERT, Jahrgang 1960, ist selbständiger Gärtnermeister in Villingen-Schwenningen. Seit seiner frühen Jugend interessiert er sich für die heimische Tier- und Pflanzenwelt. Sein besonderes Interesse gilt den Vögeln, den Reptilien und den Schmetterlingen. Er engagiert sich in mehreren Vereinen aktiv für den Naturschutz.
Matthias Ebert, Beim Enggässle 3
78050 Villingen-Schwenningen
Tel. 07721-509395

Allgemeine Literatur zum Thema

- LÄUFER, H., K. FRITZ & P. SOWIG (2007): Die Amphibien und Reptilien Baden-Württembergs. Ulmer Verlag Stuttgart.
SCHIEMENZ, H. (1985): Die Kreuzotter. Neue Brehm Bücherei, Ziemsen Verlag Wittenberg.

Vereinschronik

Jahresprogramm 2014

- 15.01. Die Zabern-Affäre – Vorspiel zum Ersten Weltkrieg? Saverne im Brennpunkt der Auseinandersetzung zwischen Elsässern und Deutschen – Dr. Detlef Herbner, Bonn (Vortrag)
- 29.01. Einzigartige Schmetterlinge auf der Baar – Raupen und Falter im Wechselspiel der Landschaftsgeschichte Stefan Hafner, Löffingen (Vortrag)
- 14.02. Der schönste Turm der Christenheit – Aktueller Stand der Renovierung des Freiburger Münstersturmes Dr. Yvonne Faller, Münsterbauhütte in Freiburg (Exkursion)
- 12.03. Nageln für den Sieg – Eine Spendenaktion Donaueschinger Bürger im Ersten Weltkrieg Dr. Hans-Christian Pust, Stuttgart (Vortrag)
- 10.04. Flucht über die Baar – Das Villingener Kriegsgefangenenlager im Ersten Weltkrieg Dr. Heinrich Maulhardt, Villingen-Schwenningen (Vortrag + Führung)
- 11.04. Mitgliederversammlung des Baarvereins (siehe Protokoll)
- 26.04. Vom Landwirt zum Energiewirt – Moderne Landwirtschaft zwischen Ökologie und Ökonomie Wolfram Wiggert, Löffingen (Exkursion)
- 10.05. Konstanzer Konzil vor 600 Jahren – Besuch der Landesausstellung Führung durch das Münster mit Konrad Schatz, Konstanz (Exkursion)
- 24.05. Pfohren – das erste Dorf an der jungen Donau Historischer Rundgang im Dorf und zur Entenburg, Ernst Zimmermann, Donaueschingen-Pfohren, Antonia Reichmann, Donaueschingen (Exkursion)
- 19.06. bis 22.06. Auf den Schlachtfeldern unserer (Ur-)Großväter – Fahrt nach Verdun und Flandern (Exkursion – siehe Bericht von Hugo Siefert)
- 28.06. Von Bläulingen und Enzianen – Naturerlebnis für Groß und Klein Stefan Hafner, Löffingen (Exkursion)
- 05.07. Ausflug in die Salinengeschichte Bad Dürrheims und Besuch des Heimatmuseums Jürgen Kauth und Egon Dehner, Bad Dürrheim (Exkursion)
- 19.07. Feierliche Einweihung des Gedenkkreuzes für die ermordeten amerikanischen Piloten in Schollach Ansprache durch Rolf Ebnet (Sonderveranstaltung)

- 20.07. Klosterbaustelle Campus Galli und 750 Jahre Stadt Meßkirch (Jahresexkursion – siehe Bericht von Hans Keusen)
- 20.09. Vom Rufjagdrevier zum Tannenrefugium – Führung durch den Distrikt Ochsenwald
Julian Schall, Donaueschingen (Exkursion)
- 12.10. Geologie zum Anfassen – Auf den Spuren erloschener Vulkane
Martin Fetscher, Villingen-Schwenningen (Exkursion)
- 22.10. Lebensräume sichern und verbinden – Das Naturschutzgroßprojekt Baar
Thomas Kring, Hüfingen (Vortrag)
- 08.10. Zwei der drei schönsten Städt' der Welt – Tengen und Blumenfeld
Wolfgang Kramer, Konstanz (Historische Wanderung)
- 26.11. Doppeldecker über Donaueschingen – Luftkrieg im Ersten Weltkrieg im Südwesten
Harald Ketterer, Löffingen (Vortrag)
- 03.12. Wald- und Forstwirtschaft auf der Baar – 2000 Jahre Waldnutzung
Wolf Hockenjos, Donaueschingen (Vortrag)
- 13.12. Hereinspaziert beim Baarverein
Glühwein und Gebäck für Mitglieder und Gäste in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6) anlässlich des direkt benachbarten Donaueschinger Weihnachtsmarktes (Jahresausklang)

Protokoll der Mitgliederversammlung

vom 11.04.2014 im Hotel Grüner Baum, Donaueschingen-Allmendshofen

- **Begrüßung**
Der Vorsitzende Friedemann Kawohl begrüßt die Mitglieder und Gäste.
- **Bericht des Vorstands**
Es fanden fünf Sitzungen des Vorstands sowie eine gemeinsame Sitzung von Vorstand und Beirat statt. In dem Bericht wurden die durchgeführten Veranstaltungen geschildert und durch Fotos in Erinnerung gerufen. Im Anschluss wurde der sechs verstorbenen Vereinsmitglieder gedacht. 22 Neueintritten standen sieben Austritte gegenüber.
- **Kassenbericht des Rechnungsjahres 2013**
Hartmut Siebert trägt den Kassenbericht vor (siehe Kassenbericht).
- **Bericht des Kassenprüfers**
Herr Bruckmann stellt als Kassenprüfer eine einwandfreie Kassenführung fest.

■ Entlastung des Vorstands

Herr Dreyer dankt dem Vorstand und stellt den Antrag auf Entlastung. Die Entlastung erfolgte einstimmig.

■ Wahl der Vorstandes

Herr Dr. Maulhardt wird gebeten, die Wahl des Vorstandes vorzunehmen. Es wurden weder geheime Wahl noch Einzelwahlen beantragt. Damit wurde der Vorstand per Blockwahl einstimmig bei 3 Enthaltungen gewählt:

Dr. Friedemann Kawohl (Vorsitzender Abteilung Geschichte), Hartmut Siebert (Rechner), Michael Allgaier (Geschäftsführer), Dr. Helmut Gehring (Schriftleiter), Harald Ketterer, Rolf Baiker, Egon Dehner, Rainer Hürst, Dr. Hans Keusen, Antonia Reichmann. Gerrit Müller wurde aus dem Vorstand mit besonderem Dank verabschiedet.

■ Ausblick auf das Jahresprogramm 2014

Das Faltblatt mit dem Jahresprogramm wurde mit der Einladung versandt. Harald Ketterer stellt das Programm vor. Die Exkursion zur Ausstellung 600 Jahre Konzil in Konstanz ist ausgebucht und es ist eine Wiederholung am 14. September geplant. Die Jahresexkursion nach Meßkirch ist noch nicht ausgebucht.

■ Verschiedenes und Anträge

Frau Huber-Wintermantel appelliert an die Versammlung, einen geeigneten Kandidaten für den Vorsitz der naturwissenschaftlichen Abteilung zu suchen.

■ Vorstellung des Jahresbandes 57/2014

Helmut Gehring und Friedemann Kawohl stellen den neuen Schriftenband vor. Anschließend erfolgt die Ausgabe des Bandes. Kurze Pause.

■ Bericht über den Stand der Katalogisierung

Im Anschluss an den offiziellen Teil der Versammlung berichtet Frau Huber-Wintermantel über den Stand der Katalogisierungsarbeiten.

Tilman von Kutzleben, Protokollant

■ Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2013

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto	
Kassenbestand am 31.12.2012	38.871,54
Überschuss 2013 lt. Einnahme-Überschuss-Rechnung	2.687,51
Kassenbestand am 31.12.2013	41.599,05

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2013 (in Euro)

Einnahmen

1. Mitgliedsbeiträge	11.639,00
2. Spenden und Zuschüsse	4.385,00
3. Stiftung Kulturgut für Katalogisierung	2.290,30
4. Erlöse Schriften und sonstige Literatur	760,00
5. Einnahmen Exkursionen/Vorträge und Sonstiges	1.712,65
Summe Einnahmen	20.786,95

Ausgaben

1. Aufwendungen Schriften und sonstige Literatur	7.503,43
2. Aufwendungen Exkursionen/Honorare/Spesen	2.218,91
3. Geschäftsstelle/Bibliothek	4.776,93
4. Katalogisierung Bibliothek	2.516,60
5. Sonstige Aufwendungen	1.083,57
Summe Ausgaben	18.099,44

Überschuss 2013 2.687,51

Für die im Berichtsjahr 2013 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Rolf Bühler, Egon Dehner, Irma Götz, Wolfgang Hilpert,
 Susanne Huber-Wintermantel, Sonja Keller, Hans Keusen,
 Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Dieter Maier, Gerhold Morgner,
 Ingeborg Münzer, Regierungspräsidium Freiburg, Hannelore Rommel,
 Hildegret Sattler, Isolde Schneider, Hartmut und Karin Siebert,
 Sparkasse Schwarzwald-Baar, Stadt Donaueschingen, Stadt Hüfingen,
 Edith Willhalm.

Hartmut Siebert, Rechner

■ **Mitgliedersituation**

Folgende Vereinsmitglieder sind 2014 leider verstorben:

Dr. Raimund Adamczyk Villingen-Schwenningen
Dr. Karl Albrecht Mülheim
Günter Camill Jerg. Bad Dürkheim
Trudel Hartung Donaueschingen

Die wenigen, meist altersbedingten, Austritte werden durch folgende neue Mitglieder kompensiert:

Veronika Albicker Hüfingen
Matthias Wider Löffingen
Corina Fritsch Freudenstadt
Frank Löbbecke Furtwangen
Daniel Wiesendorfer Zahn. Donaueschingen
Ursula Goebel Donaueschingen
Hans Nehf Hüfingen
Andrée Schmidt Donaueschingen
Kurt Löhr. Hüfingen
Heidi Mayer-Löhr Hüfingen

■ **Im Westen viel Neues – Impressionen einer Vereinsexkursion**

Täglich sagt der Chor der Toten: „Habt ein besseres Gedächtnis!“

Erich Kästner: Auf den Schlachtfeldern von Verdun (1932)

Die Bilder des massenhaften maschinellen Tötens im Schützengraben-Krieg unserer Vorfäter 1914–1918 in Westeuropa und die grauvollen Bilder mit verwundeten und gefallenen Soldaten, von Gefangenen und von getöteten Zivilisten stellen hohe Anforderungen an Herz und Kopf der Reisenden nach Nordostfrankreich und nach Flandern. Niemanden lassen die Streifzüge durch finstere, feuchte Kasematten, über Friedhöfe mit weißen, oft kornblumengeschmückten Kreuzen (der Australier, Briten, Iren, Kanadier, Neuseeländer) oder mit grauen der Deutschen ungerührt. Und viele schmerzt das Innehalten an Totengedenkstätten besonders dann, wenn sie sich an einen vermutlich hier bestatteten Verwandten erinnern. All das regt zum Nachdenken an. Es kann den Besucher darin bestärken, sich allem Heldenkult zu widersetzen, Gewaltanwendung – außer als Notwehr oder Nothilfe – abzulehnen und sich zu versichern: Eine solche Katastrophe darf sich nicht wiederholen! Im Totengedenken soll nichts

erledigt und archiviert, nichts vergessen und darf nichts vereinfacht werden. Jede Aufrechnung, die das eigene Leid betont und es einer scheinbar fremden Schuld gegenüberstellt, gehört über Bord geworfen. Fruchtlos ist es, mit dem Finger auf andere zu zeigen und zu sagen, auch die Portugiesen hätten mit den Spaniern und umgekehrt, die Briten mit den Franzosen und umgekehrt ihre Probleme gehabt.

Eine „Reklamefahrt zur Hölle“, bei der „Sie erfahren, daß 1,5 Millionen eben dort verbluten mußten, wo Wein und Kaffee und alles andere inbegriffen ist“, wie Karl Kraus die 1921 in der Basler Zeitung annoncierten Nachkriegstouren an die einstige Westfront brandmarkte, war die Exkursion des Baarvereins vergangenen Juni sicher nicht. Harald Ketterer hatte an eine Unternehmung der Aufklärung und des Nachsinnens gedacht und sie entsprechend gewissenhaft vorbereitet.

Zweimal konnten sich die 24 Teilnehmer auf ihrer Tour mit der Vorgeschichte der sogenannten deutsch-französischen Erbfeindschaft auseinandersetzen: In der „liebenswerten kleinen französischen Großstadt“ Lille – so unser Reisebegleiter Markus Klauer –, wo im Oktober 1914 der Bräunlinger Martin Bausch gefallen ist und ein Jahr später ein von der deutschen Besatzung eingerichtetes *Théâtre allemand* Goethes *Iphigenie* und Operetten aufführte, lag unser Hotel *Holiday Inn* in einer rue Léon Gambetta und erinnerte so an einen Politiker, der nach dem verlorenen Krieg von 1870/71 seine Landsleute mahnte: „Stets daran denken, nie davon sprechen!“ und neben Georges Clemenceau einer der zornigsten Revanchisten wurde. Nur elf Kilometer entfernt, an der Brücke von Bouvines, wurden am 27. Juli 1214 deutsche Ritter unter Kaiser Otto IV. vom französischen König Philipp II. August geschlagen. „Seit dieser Zeit“, notierte Kustos Martin in der *Lauterberger Chronik*, „war, wie hinlänglich bekannt, das Ansehen der Deutschen bei den Franzosen ruiniert.“¹

Es ist Mode, Jubiläen und damit die Vergangenheit „abzufeiern“ und sich der Faszination und dem Schrecken runder Jahrestage auszusetzen. Der Baarverein wollte sich eher still besinnen und sich „denk-würdig“ verhalten. So wurde in der Picardie, einem Schauplatz deutsch-französischer Konfrontation, nur vom Bus aus en passant affektiv registriert und reflektiert. Schon kurz vor dem Halt an dem ehemaligen Bauernhof *Hurtebise* auf dem Höhenzug des *Chemin des Dames* bei Craonne grüßte von fern ein Napoleon-Standbild und half, das Geschehen an diesem oft umkämpften Schauplatz richtig einzuordnen. Es ging wieder um einen deutsch-französischen (genauer, um einen preußisch-französischen) Zusammenstoß am 7. März 1814, als Blücher dem großen Franzosen begegnete, der zwar vorerst erfolgreich war, aber dann seinen Gegnern eine Menge Kanonen überlassen musste, die die Deutschen einschmolzen und daraus Lettern für den Schriftzug *Dem deutschen Volke* über dem Portal des Reichstagsgebäudes anfertigten – 1916, mitten im Ersten Weltkrieg.

Die mit dem Baarverein Reisenden sind all jenen Kriegsschauplätzen begegnet, die auf dem Ehrenmal des 4. Badischen Infanterie-Regiments „Prinz

Wilhelm“ Nr. 112 an der Donaueschinger Fürstenbergstraße genannt sind: Champagne, Verdun, Lille, Loretto, Kimmel, Ypern². An eben diesen Orten hat auch das nach 50-jähriger Stationierung 2014 die Donaueschinger Garnison verlassende französische 110. Infanterieregiment gekämpft. Ist denn ausgeschlossen, dass Soldaten der beiden Regimenter sich damals gegenüberlagen und aufeinander schossen? Es ist tröstlich, dass am Ende des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts Soldaten aus den Ländern der ehemaligen Primärgegner in der deutsch-französischen Brigade in Donaueschingen vereint waren und am französischen Nationalfeiertag, dem 14. Juli, binationale Truppenverbände gemeinsam auf den Champs-Élysées paradierten.

Voraussetzung solcher militärischer Kooperation war die Verständigung, die durch den selbstbewussten und konzilianteren Politiker Charles de Gaulle vorangebracht wurde. Nur er, so sagte er 1960, könne Frankreich mit Deutschland versöhnen und den Nachbarn „aus seiner Schande wieder aufrichten“. ANDRÉ MARLAUX hatte recht: „General de Gaulle“ sei „doch nur zum geringsten Teil eine Militärperson“ gewesen; „priesterliche oder richterliche Denkweise“ habe oftmals sein Handeln bestimmt.³ Die Zelebration der Verständigung mit Konrad Adenauer in Reims im Juli 1962 hat das eindrucksvoll verdeutlicht: De Gaulle hat die Versöhnung gedacht, Adenauer hat sie gewollt, beide haben sie gemacht. Im September 1962 lobte der Franzose in Ludwigsburg die deutsche Jugend als „Kinder eines großen Volkes“: „Der höchste Trumpf für die Freiheit der Welt bleiben die gegenseitige Achtung, das Vertrauen und die Freundschaft zwischen dem französischen und dem deutschen Volk“. Unmittelbar danach wurde durch Einrichtungen wie dem Deutsch-Französischen Jugendwerk und zahlreichen Städte- und Schulpartnerschaften die deutsch-französische Übereinstimmung vorangebracht und das Versprechen, die Gefühle des Nachbarn zu achten, gleichsam von unten gefestigt. Aber auch schon Weihnachten 1914 kam es bei Frommelles, Houplines, Bois-Grenier, Neuve Chapelle, Richebourg-L'Avoué und Arras zu kurzen Feuerpausen, Annäherungen oder gar Verbrüderungen deutscher, französischer und britischer Soldaten gekommen, an manchen Orten wurde Fußball gespielt. Doch umgehend wurde befohlen, solche versöhnlichen Aktionen zu unterlassen.

Bei der Besichtigung der Kathedrale, in der bis ins 19. Jahrhundert die französischen Könige gekrönt wurden, wurde allen bewusst, wie viel Leid über die „Stadt der Märtyrer“ und „auf Erden herabgestiegene religiöse Majestät“⁴ im Ersten Weltkrieg kam, als die Deutschen sie fast völlig zerstörten und auch das Gotteshaus nicht verschonten. Unfassbar, wie leidenschaftlich der ausgewiesene frankophile Schriftsteller Alfred Döblin diese Untat in seinem Aufsatz „Reims“ chauvinistisch zu rechtfertigen suchte.

Schauplätze fürchterlicher Angriffe und Versuche, sich gegen sie zu wehren oder sich davor zu schützen, sind das Dorf Fleury-devant-Douaumont und das Fort Douaumont der Festung Verdun, das stärkste Panzerwerk der Welt. In dieser längsten, zehn Monate dauernden Schlacht der Weltgeschichte sind 700.000 Soldaten ums Leben gekommen. Zweifellos fällt es schwer, in Worte zu fassen,



Abb. 1:
Die Katakomben
von Douaumont.

wie Fleury sechzehnmal den Besitzer wechselte, zuletzt total verwüstet, nicht wieder aufgebaut wurde und heute trotzdem einen Bürgermeister hat!

Die Entbehrungen und Nöte der Menschen in den Katakomben von Douaumont (Abb. 1) sprachlich wiederzugeben, gelingt kaum; nur unvollkommen können biblisch-apokalyptische Bilder wie Hölle, Harmagedon – so der britische Premierminister Herbert Asquith – oder Golgatha (für Craonelle) die Qualen und den Massentod der Soldaten vor Augen führen. „Aber es gibt“, so Fernand Braudel „eine französische Tradition – und ich betone dieses Wort – sein Leid und seine Wut auszudrücken, ohne dabei besonders laut zu werden (Geschichte als Schlüssel zur Welt, Stuttgart 2013, S. 19).

Denkwürdig, wie unser „Guide“ (Abb. 2) – der von sich als dem „Fremden-Leiter“ sprach, weil einem Franzosen das Wort *Führer* offenbar schlecht von den Lippen geht – beim Besteigen des von deutschen Soldaten nach dem sauerländischen Winterberg getauften Kampfplatzes das hoffnungslose und die Abscheu vor dem Krieg ausdrückende *Chanson de Craonne* vortrug: „Adieu Leben, adieu Liebe, adieu alle Frauen! / Der infame Krieg geht weiter. / In Craonne müssen wir unsere Haut lassen, / Denn wir sind Verdammte. / Wir sind die Opfer.“ Für die Nennung des anonymen Autors dieses während der Meutereien in der französischen Infanterie im Frühjahr 1917 populär gewordenen Liedes wurden 1 Million Franc versprochen. Öffentliche Aufführungen dieses Chansons blieben bis 1974 in Frankreich verboten.

Zehntausende starben im Frühsommer 1917 für wenige Meter Geländegewinn auf dem Winterberg, darunter Anton Hasenfratz aus Bräunlingen und dem trotz allem auf eine „Versöhnung über den Gräbern“ hoffenden deutschen Unteroffizier Eduard Miles. In der neuen Kapelle des zerstörten Fleury wurde am 21. Mai 2011 eine Marmortafel angebracht: „† Eduard MILES • Unteroffizier im Res. Inf. Rgt. 110 • Tombé le 5 mai 1917 au „Winterberg“ près de Craonne • Réconciliation par-dessus les tombes“. Der Onkel des Autors beschrieb im Frühjahr 1917, noch einen Tag, bevor er fiel, in seinem *Kriegstagebuch* (Abb. 3)



Abb. 2:
Unser „Fremdenleiter“
trägt das *Chanson*
de Craonne vor.

die Heftigkeit der Kämpfe, an deren Überreste – verrostete Eisenscherben – die Schuhe der Reisenden aus der Baar hin und wieder stießen.

„Wer nicht in Verdun war“, sollen Kriegsveteranen, ihren Schlachtruf „Ils ne passerons pas!“ – „Sie werden nicht durchkommen!“ – noch im Ohr, später behauptet haben, „war nicht im Krieg.“ Dass aber ausgerechnet auf dem Soldatenfriedhof Douaumont am 22. September 1984 für einen Moment Geschichte und Politik ihr menschliches, versöhnliches Gesicht zeigten, war für viele ein Wunder. Ergriff doch beim Gedenken an die 130.000 Gefallenen der eher für seine Reserviertheit bekannte französische Staatspräsident François Mitterand, dessen Vater 1916/17 ganz in der Nähe auf der berühmten *Höhe 304* gekämpft hatte, spontan die Hand des deutschen Bundeskanzlers Helmut Kohl, den die Geste zu Tränen rührte. Und nur wenige Wochen nach der Reise des Baarvereins begegneten sich am 3. August 2014 auf dem *Hartmannsweilerkopf*, dem „Menschenfresserberg“, Frankreichs Staatspräsident François Hollande und Bundespräsident Joachim Gauck. Dieser stellte bei der Grundsteinlegung eines gemeinsamen Museums fest, ihre „Großväter hätten es nicht für möglich gehalten, dass wir hier eines Tages gemeinsam stehen“. Eindrucksvolle Signale, einander an den Händen zu halten, sich zu umarmen und zu zeigen, wo und wie Verständigung gelungen ist und dass man von „Achse“ sprechen könne, von einer mit alten Feindbildern aufräumenden Achse gemeinsamer Erinnerung. Dagegen protestiert energisch der rechtspopulistische *Front National* (FN), seit der Europawahl 2014 Frankreichs stärkste Partei. „Deutschland, das ist das unfairste Land“, tönte es aus dem südfranzösischen Fréjus im September 2014. FN-Chefin Marine Le Pen verdammt nicht nur die EU, sondern wiegelte ihre Landsleute dazu auf, den „Verrat“ der Regierung zu rächen, die die Nation herabsetze und „zum Vasallen Deutschlands“ mache.

Ypern und Langemarck, Passchendaele und Messines sollen stellvertretend für die belgischen Orte stehen, an denen in den Jahren 1914 bis 1917 die vier Flandernschlachten stattfanden und die in einem Atemzug mit Giftgas (Yperit),

Zwischenstellung Am 29.3. [1917]
zurück ins Quartier bis 12/4.
12.4. Abmarsch von ...
nach Dun [Dun-sur-Meuse] Eisenbahnfahrt ...
... Abmarsch 10 km ...
... /Wunderschöne Gegend/
In Schule übernachtet. 14/4
in ein anderes Dorf. Hier in
einem Heuboden einquartiert,
Nachts um 11 Uhr Abmarsch
17 km nach ...
Eine Nacht Ruhe bis morgens
6 Uhr. Weiter Marsch nach
Craonne. ... müssen wieder
fort. ... – Lager Ruhe! 12. Uhr 16/4
wieder in Stellung
eine Nacht im Graben kumpiert.
Nacht 17/4 1 Uhr vor Kiesgrube
8 Tage im Tunnel / 25 ...
und nachts schanzen Rgt. 28.) 27/4 zurück
und nach St. ... (Rgt. 149) in einem
Kloster einquartiert. Die ganzen Rgg.[Regimenter]
in einem Saal. 30/4 Morgen
2 Uhr Alarm- ... Stirn ...
... .. Brigade- ...
Zelt-Nachtlager mittags 10 Uhr
... rasch nach ...
31/4 wieder das gleiche Rückkehr 9 Uhr.

1.5. Entlausung nach Sissone 8 km
... Beschießung. Nachts 10 Uhr
Umzug in Villa (schöner Park)
... für Abmarsch 2/5 Nachts

Abb. 3, gegenüberliegende Seite:
Auszug aus dem *Kriegstagebuch*
von Georg Melbert (April 1917)

*Georg Melbert, geboren am 31. August 1897 in
Birkenau im Odenwald, fällt drei Tage später „am
Winterberg bei Craonne bei einem Sturmangriff
im großen Weltkriege von 1914 bis 1918“, wie
seine Schwester in der Familienbibel vermerkt.*

Gasangriff zu schützen. Konnte unsere Reisegesellschaft beim Passieren der französischen-belgischen Grenze auf der Fahrt in Richtung Ypern, dem Inbegriff für „Tod durch Gas“, die Lebensgefährlichkeit des Kampfstoffes ermessen? Konnte es Fritz Haber, der die Waffe entwickelte und davon überzeugt war, sie erschütterte die „seelische Kraft“ des Gegners? Oder seine Ehefrau, die promovierte Chemikerin Clara Immerwahr, die sich am 2. Mai 1915 aus Kummer über die in ihren Augen widerwärtige Forscherarbeit ihres Mannes erschoss – zehn Tage nachdem nordöstlich von Ypern durch deutsche Truppen erstmals 150 t flüssiges Chlorgas abgeblasen wurden? Oder derjenige, der von Auschwitz und von Zyklon B weiß, der Massenmordwaffe Adolf Hitlers? Dieser war ja im Oktober 1914 Melder im Bayerischen Infanterie-Regiment Nr. 16 (*List-Regiment*). In Geluvelt, in nächster Nähe des vom Baarverein besuchten Passchendaele

Memorial Museums mit seinen grässlichen Gasgranaten in allen Größen und den nachgebauten tiefen Unterständen, soll Hitler seine Feuertaufe erlebt haben.

Bei St. Julien am Vancouver Corner gedenkt man mit einer hohen Granitsäule der 18.000 Kanadier der 1. Division, auf die die 6 km breite und 600 bis 900 Meter tiefe gelbliche Gaswolke abgefeuert wurde und 2.000 Soldaten ihr Leben verloren und mehrere Tausend verwundet und geschädigt wurden. Wahrscheinlich unter dem Eindruck dieses deutschen Luftschlags telegraphierte Kaiser Wilhelm II. am 24. April 1915 dem britischen Schriftsteller und Schwiegersohn Richard Wagners, Houston Stewart Chamberlain, nach Bayreuth und gratulierte ihm zu seinen neuen Kriegsaufsätzen: „Ihre ‚geistigen Granaten‘ (...) stellen ihren Verfasser in die Reihe der Kämpfer für deutsches Wesen, an dem einmal soll die Welt genesen.“

Wo heute der Friedhof steht, schrieb McCrae das Gedicht *In Flanders Fields*, das in der Vertonung von Charles Ives am 3. Juli 2014 in der Feierstunde des Deutschen Bundestages von Anna Prohaska einfühlsam gesungen wurde und die Hörer zweifeln ließ, ob hier – anders als bei der Craonnaise oder beim Deutschlandlied – wehgeklagt wird oder ob es ein Appell an nachfolgende Soldatengenerationen ist. Der amerikanische Folksänger Pete Seeger könnte durch dieses Lied inspiriert worden sein bei seinem Ende der 1950er Jahre entstandenen Antikriegslied *Sag mir, wo die Blumen sind?*

Seit 1920 ist im Vereinigten Königreich und im Commonwealth die *poppy* (dt. Mohnblume) das Symbol für die Mahnung an die Kriegstoten. Oft war ja die Pflanze die einzige Überlebende auf den verwüsteten Kampfplätzen; bei schwerem Artilleriefire sollen die Samen zu keimen begonnen haben.

Vom *Essex Farm Cemetery* verweisen Pfeile in verschiedene Richtungen. Einer nach Ypres, ein anderer nach Langemarck. Naheliegender Weg dorthin einzuschlagen. Schon damals hat Heinrich Lersch 1932 am Friedhofsportal angebrachter Vers *Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen* polarisiert, und auch bei heutigen Besuchern löst er immer noch Unbehagen aus und fordert zu intensiver Diskussion geradezu heraus. Thomas Mann, ein ausgesprochener Gegner Belgiens, romantisierte im *Zauberberg* den Kampf und ließ seine Hauptperson Hans Castorp mit Franz Schuberts *Lindenbaum* auf den Lippen jubeln, wie mit ihm das „junge Blut, Studenten zumeist, nicht lange im Felde mit dreitausendstimmigem Hurra den Sieg begrüßen.“ Der Schriftsteller kannte wahrscheinlich die Meldung der Obersten Heeresleitung vom 11. November 1914, dass westlich von Langemarck „junge Regimenter unter dem Gesange *Deutschland, Deutschland über alles*“ die feindlichen Stellungen genommen hätten. Abbildung 4 zeigt eine Gedenkplatte in Langemarck mit der Inschrift: „Auf diesem Friedhof ruhen 44061 deutsche Soldaten des Krieges 1914/18“, davor ein vom Baarverein niedergelegter Kranz.

1928 schrieb der Romancier Ludwig Renn, 2.000 von diesen schlecht bewaffneten und unterstützten, ungeübten Rekruten seien an einem Tag vom feindlichen MG-Fire niedergemacht worden, sodass bald das auch von Markus

Klauer beanstandete Gerücht vom „Kindermord von Ypern“ die Runde machte. Zum Singen des Deutschlandlieds sei den Soldaten in diesem sinnlosen Gefecht nicht zumute gewesen. Den Aberglauben vom „Opfergang der deutschen Jugend“ hätten „Völkische“ als eine „verflucht blutige Lüge“ in die Welt gesetzt. Mit anderen Worten: Hier wurde aus Geschichte durch Weglassen – in Wahrheit war der ausgesprochen motivierte Gegner besser gerüstet und die Deutschen standen von vornherein buchstäblich auf verlorenem Posten – und durch Hinzufügen („Begeisterte Hingabe und Todesmut der Deutschen“ war Dichtung) ein schrecklicher Mythos geboren und üble Geschichtsklitterung betrieben.

Und wie ging es uns heutigen Besuchern? Kommunikator Markus Klauer hat uns gewissermaßen vorgewarnt, und uns mit dem Hinweis auf den „Propagandafriedhof L.“ taktvolles Einfühlungsvermögen empfohlen. Und die Reiseleitung hatte ein würdiges Gedenken vorgesehen, nicht allein mit einem Kranz, sondern mit der Verlesung der Namen jener hier (Albert Strobel aus Bräunlingen) oder in dieser Gegend Gefallenen, deren Verwandte dieser von Kirchenliedern umrahmten andächtigen Zeremonie beiwohnten. Im Sinne von Frieden, Versöhnung, Hoffnung trug Rolf Baiker jene endzeitlichen Passagen aus der Bibel (Jesaja 65) vor, die eine „goldene Zukunft“ und eine „Rückkehr zum paradiesischen Leben“ verheißen. Beim Zitieren der Jahreslosung 2014 „Gott nahe zu sein ist mein Glück“ (Psalm 73,28) kamen dem Autor dieses Beitrags die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine in den Sinn. Damit wurde die Erinnerung an zwei stramme Militärs des Ersten Weltkriegs geweckt, die mit der pietistischen Ge-



Abb. 4: Gedenkplatte in Langenmarck mit einem Kranz des Baarvereins.

meinde oder ihren Denksprüchen in engere Berührung gekommen waren. Hatte der in der Erziehungsanstalt der Brüdergemeine zu Niesky universal und humanistisch erzogene deutsche Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen seine fromme Sozialisation vergessen, als er unter Verletzung der belgischen Neutralität die Vernichtung Frankreichs zum obersten Ziel seiner Kriegsführung machte? Und der Generalquartiermeister Erich Ludendorff demonstrierte einen unbesonnen-missbräuchlichen Umgang mit den Herrnhuter Losungen, als er am 21. März 1918, dem Vorabend der zuletzt wenig erfolgreichen Michael-Offensive, in Avesnes die Tageslosung: „Denn du bist ein Volk, heilig für Jahwe, deinem Gott; dich hat Jahwe, dein Gott, erwählt, ihm zu gehören als Eigentumsvolk, unter allen Völkern auf Erden“ (5. Mose 7,6) als persönliches Orakel verstehen wollte.⁵

Gasthäuser nennen sich gelegentlich kriegerisch: *Zum Schwert* (in Rottweil) oder *Zur Kanone* (in Haslach), gerne aber auch friedlich-einladend *Zum Paradies* (Rottweil) oder wie in Vöhrenbach *Engel*. Arglos Hill 60 heißt ein Wirtshaus in Zillebeke ein paar Kilometer südöstlich von Ypern, dessen Silhouette hinter einer Pferdekoppel zu sehen ist. An dem Restaurant vorbei geht es einige hundert Meter weiter zu einem unscheinbaren, zwei Fußballfelder großen Höhenzug desselben Namens (deutsch: *Höhe 60*), für viele einer der spektakulärsten Kriegsschauplätze, der all die Jahre am heftigsten umkämpft war und immer wieder mal den deutschen, mal den britischen Besatzer wechselte. Im April 1915 war der Konflikt nicht mehr nur ein Streit zwischen Deutschen und Franzosen und ihren afrikanischen (Kolonial-)ethnien, Deutschen und Belgiern, sondern wie auf *Höhe 60* und dem Caterpillar-Hügel, der künstlich aufgeschütteten sogenannten Doppelhöhe, eine Konfrontation der Deutschen mit Neuseeländern, Kanadiern und Australiern, hauptsächlich mit deren bergmännisch erfahrenen Pionieren. Nach Markus Klauer gelang es den zuvor im türkischen Gallipoli erfolgreichen australischen Experten, auch hier die feindlichen Stellungen zu untergraben, Stollen zu bauen, Kabel auszurollen und Sprengstoff- und Minendepots anzulegen. „Um 4 Uhr morgens des 7. Juni 1917“, schrieb der deutsche Heeresbericht lakonisch, „ließen die Engländer an mehreren Punkten Minen aufsteigen.“ In Wahrheit gingen 15 bis 30 Meter unter der Erde 55 Tonnen Sprengstoff aus Minen hoch. Die Explosion wollte sogar Premierminister David Lloyd George in London gehört haben. Dem Autor kamen beim Blick in den gewaltigen 120 Meter breiten und 60 Meter tiefen wassergefüllten Krater (Abb. 5) packende Bilder von Bomben-trichtern in den Sinn, wie sie im Februar 1945 an der Donaueschinger Käferstraße (Anwesen von Küfer Weh) und zwischen Zeppelin- und Max-Egon-Straße entstanden oder die Insel Helgoland übersäten.

Nicht militärischen Ursprungs ist der 85 Meter tiefe Krater an der Flanke des Höweneggs. Wenn der Wanderer von Osten mit Friedrich Schillers *Taucher* „tritt an des Felsens Hang und blickt in den Schlund hinab“, dann ergreift ihn freilich genauso wenig der Schrecken wie beim Durchschreiten des Randecker Maars im Gebiet des Schwäbischen Vulkans. Beim Anblick der flandrischen Dop-



Abb. 5: Explosionskrater bei Zillebeke.

pelhöhe mit ihren Abgründen fröstelt man vor allem deshalb, weil die Minenzündung zehntausend Landsern das Leben kostete. Weil Unzählige verwundet, verkrüppelt, entstellt wurden und Tausende äußerlich halbwegs unversehrt, aber traumatisiert und in ständiger Todesangst weiterlebten. Außerdem fragt man sich erneut, womit ein solcher Schlag eigentlich gerechtfertigt wurde. War er für den Sieg unumgänglich? Oder sollte und konnte er das Leben der eigenen Soldaten retten?

Warum die Erstürmung von Messines (oder Mesen) in der Nähe der *Doppelhöhe* am 31. Oktober 1914 durch die 1. Königlich Württembergische Division etwas zu tun hat mit dem VfB Stuttgart, muss erklärt werden. Kaum war kurz vor Saisonbeginn der Mannschaftsbus der schwäbischen Fußballer mit der Aufschrift *Furchtlos und treu* gestartet und kaum hatte dieser Slogan die Website des Klubs eröffnet, ging eine aufgeregte Debatte los, die zu einem Politikum wurde. Historisch beschlagene Fans machten rasch publik: das neue Motto sei mehr als 200 Jahre alt. Es habe unter anderem als *FURCHTLOS UND TREW* (sic!) auf den Koppelschlössern jener württembergischen Soldaten gestanden, die Messines erobern halfen. Allerdings rufe der Song *Furchtlos und treu* der rechtsextremen und schon mehrmals mit dem Gesetz in Konflikt gekommenen Neonazi-Band *Race War* zur Gewalt auf. Andere Diskutanten nahmen keinen Anstoß an der Devise: Von „völkisch“, „unzeitgemäß“ keine Spur! Der Spruch sei gute alte Tradition. Ein Schuss Patriotismus schade nicht.

Messines Juni 2014: Wie schwer es für einen Soldaten ist, Geschichte und Gestalt eines Gotteshauses wie der Sint-Niklaas-Kirche in Mesen/Messines zu vermitteln, hatte Markus Klauer mit einem Freud'schen Versprecher demonstriert, als er vor der Besichtigung verkündete, zuerst „die Kaserne“ – tatsächlich meinte er „Kirche“ besuchen zu wollen. Tags zuvor, beim Vortrag Klauers, der im Hauptberuf Hauptmann ist, sah sich der eine oder andere in den Taktik- und Militärgeschichtsunterricht einer Heeresoffiziersschule versetzt. Eine völlig andere Lektion schloss sich der Kirchenbesichtigung an. Schon der Name *Island of Ireland – Peace Park* am Eingang zu der Anlage mit einem mächtigen Rundturm sieht eine Stätte der Erinnerung und des Friedens vor. Erinnert wird zuerst an den Weltkriegstod Tausender junger Iren, die für ein Großbritannien in den Krieg zogen, von dem sie bevormundet und unterdrückt wurden. Und doch kämpften sie gegen einen nunmehr gemeinsamen Gegner um Demokratie und Menschenrechte und bestanden damit, zumindest in den Augen der Briten, eine Art Loyalitätsprüfung. Mancher dachte an die deutsch-französische Erbfeindschaft, als hier der Konflikt zwischen einst in den Schützengräben gemeinsam kämpfenden katholischen und protestantischen Iren auf der „grünen Insel“ angesprochen wurde. Im Friedenspark bitten beide um Verzeihung dafür, was sie „einander angetan haben“ – wie geschrieben stand – und werben für ein solidarisches und vertrauensvolles, friedliches und tolerantes Zusammenleben.

Unter dem Eindruck dieser Appelle endete die Lehrfahrt vorerst in Lens. Dort wollte man sich weniger auf die Kämpfe besinnen, in denen im Mai 1915 der Bräunlinger Josef Scherzinger umkam. Ziel war Lens im nordostfranzösischen Departement Pas de Calais, das heißt der Besuch des *Musée du Louvre-Lens*, einer Außenstelle der Pariser Sammlungen, eines postmodernen Museumskomplexes auf dem Grundstück einer ehemaligen Steinkohlezeche. Während La Grande Guerre und die Bilder fürchterlicher Auseinandersetzungen im 20. Jahrhundert (zwei Weltkriege; Vietnam, Algerien, Biafra) in der mit *Les Désastres de la guerre 1800–2014* betitelten Sonderausstellung – der Titel ist Francisco de Goyas Bilderserie „Los Desastres de la Guerra“ entlehnt – für den Rezensenten der New York Times „schwer zu ertragen“ waren, konnte der Baaremer Reisende, der Tage zuvor Elend und Tod begegnet war, sich am Kontrastprogramm der Hauptexposition, an Farbe und Leben, an Idylle und Friedlichem erholen: Den Militärdolch aus Katar, das islamische Kriegshorn aus Elfenbein oder den Drachenkämpfer Georg waren dem Besucher in dieser Situation einfach „schöne Kunst“.

„Man wird vergessen haben, dass man den Krieg verloren, vergessen haben, dass man ihn begonnen, vergessen, dass man ihn geführt hat. Darum wird er nicht aufhören.“ Karl Kraus hat 1919 in seinem Drama *Die letzten Tage der Menschheit* ein resigniertes Fazit gezogen; es mag am Ende denjenigen zu denken geben, die an der Exkursion teilgenommen und sich sonst wie informiert haben. Sie haben erfahren, wie schnell ursprünglich kluge Politiker „umkippen“ (vielleicht weil die Verhältnisse so undurchschaubar und das Geschehen so komplex waren?), wie gefährlich es ist, Krieg als moralische und geistige Erneuerung zu

begreifen und dass eine bilaterale Kooperation und Solidarität wie die deutsch-französische allemal besser ist als (eine erbfeindliche) Konfrontation. Nicht zuletzt sollten sie davon überzeugt sein, dass Recht und Demokratie nicht angetastet und die Unverletzlichkeit von Grenzen nicht infrage gestellt werden dürfen. Rigorose Machtpolitik zu betreiben statt für wirtschaftliche Entwicklung zu sorgen, kann ebenso katastrophale Folgen haben wie sich gegen die Ächtung von Chemie-Waffen auszusprechen, mit denen neue Gaskriege angezettelt werden können. Von Markus Klauer um Einträge in sein Gästebuch gebeten, hat ein Teilnehmer an der Exkursion den Kommentar des britischen (und nicht deutschfreundlichen) Dichters Rudyard Kipling über den Großen Krieg aus den *Epitaphs of the War* (1922) zitiert, was ebenso deutsche Soldaten hätten äußern können: *If any question why we died, / Tell them, because our fathers lied.* (Wenn irgendjemand fragt, warum wir starben, / Sagt ihnen, weil unsere Väter gelogen haben.)

Hugo Siefert

Autor

Oberstudiendirektor i. R. HUGO SIEFERT, Jahrgang 1939, unterrichtete von 1965 bis 2003 Geschichte, Politik, Deutsch und Erdkunde. Er war Lehrbeauftragter für Schul- und Beamtenrecht am Seminar für Schulpädagogik (Gymnasien) in Rottweil, wo er das Droste-Hülshoff-Gymnasium leitete. Zuletzt hat er die Sektion Geschichte der Schriften der Baar redaktionell betreut. Am Skibuckel 2, 78628 Rottweil
fh.siefert@t-online.de

Anmerkungen

- 1 “Ex quo tempore nomen Teutonicorum satis constat apud Gallicos viluisse“: Chronicon Montis Sereni, http://www.geschichtsquellen.de/repOpus_01133.html, Ausgabe Ehrenfeuchter S. 186.
- 2 Vgl. den ausführlichen Beitrag von ULRICH MOSER über die Geschichte dieses Ehrenmals in dem demnächst erscheinenden Sonderband „Orte des Gedenkens“, Schriften der Baar Bd. 59 (2015)
- 3 ANDRÉ MALRAUX (1968): *Antimemoiren*, Stuttgart/Hamburg 1968, S. 134; der Übersetzer CARLO SCHMID war auch ein Verfechter der deutsch-französischen Aussöhnung.
- 4 ALBERT LONDRES am 19. September 1914. In: *Was sind neun Tage Schlacht? – Frontdepeschen 1914*, Zürich, E-Book, Pos 258.
- 5 MANFRED NEBELIN (2010): *Ludendorff – Diktator im Ersten Weltkrieg*, München, S. 409.

■ Jahresexkursion zur ehemaligen Residenzstadt Meßkirch und zum Campus Galli

Hochsommerliche Temperaturen mit über 30 °C herrschen in der Woche vor dem Jahresausflug, doch für den Exkursionstag ist ein deutlicher Wetterwechsel mit Regen, Blitz und Donner angesagt. Am Morgen des 20. Juli scheint noch die Sonne, es gibt einige Schleierwolken, aber keinen Hinweis auf Regen.

Nach pünktlichem Start geht es mit dem Bus über die noch verkehrsarme Bundesstraße nach Tuttlingen und weiter in Richtung Meßkirch. Während der Fahrt hält Corinna Fritsch einen kleinen Vortrag über die Meßkircher Linie der Fürsten zu Fürstenberg. Nach der etwas verfrühten Ankunft an der Stadtkirche bleibt noch Zeit, vor der Kirche ein Gruppenfoto zu machen. Dann nehmen uns die sachkundigen beiden Führer in Empfang, die in zwei Gruppen sowohl durch die Kirche als auch durch das Schloss führen.

Die Kirche, welche die letzte Spät-Rokokokirche in Oberschwaben ist, beeindruckt durch ihre Weite, Helligkeit und besonders durch die Farbenpracht der Deckenfresken des hochtalentierten Sigmaringer Barockmalers Meinrad von Au. Ein Kunstwerk von europäischem Rang ist der „Besuch der drei Könige“ vom Meister von Meßkirch, dessen Name trotz vieler Vermutungen wohl noch immer unbekannt ist. Große handwerkliche Kunst sind die Bronze-Grabplatten der Herren von Zimmern, deren Grablege diese Kirche für fast zweihundert Jahre war. Schließlich folgt der Besuch der Nepomuk-Kapelle, deren Ausstattung den



Die Exkursionsteilnehmer. Foto: Hans Keusen

berühmten Gebrüdern Asam aus München anvertraut wurde, wobei der eine Bruder der Bildhauer und Stukkateur, der andere der Freskenmaler und Schöpfer des Altarbildes war.

Dann geht es mit den Führern ins nachbarliche Schloss, das eines der ersten Renaissanceschlösser im deutschsprachigen Raum ist und mit seiner massiven regelmäßigen Vierturmanlage wie für die Ewigkeit gebaut zu sein scheint. Die Führung beginnt im Schlosspark, der als französischer Park entsprechend der damaligen Gartenmode geplant war, in der die Natur sich nach den Plänen richten musste, was später der englische Garten genau umdrehte. Im Laufe der letzten Jahrhunderte sind neben den alten Bäumen viele junge Bäume gewachsen oder wurden gepflanzt. Die Führerin erzählt von dem sehr engagierten Förderverein des Schlosses, der einige der jüngeren Bäume entfernen will, um dem ursprünglichen Entwurf des Parks wieder näherzukommen. Seit den 1970er-Jahren existiert dieser Verein, der auch sehr viel für die gründliche Renovierung des Schlosses ehrenamtlich geleistet hat. Im Schlossinneren ist besonders das Obergeschoss des Stadflügels interessant, denn in ihm liegt der restaurierte Festsaal mit seiner grandios wiederhergestellten Renaissance-Kassettendecke, die nicht so aufwendig, aber älter ist als die berühmte Kassettendecke in Schloss Heiligenberg. Mit einem Bummel durch die Altstadt, vorbei an Stadtmauerresten und bildhübschen Fachwerkhäusern bei lauter Musik – es ist nämlich gerade Stadtfest in Meßkirch – endet die Führung mit einem herzlichen Dank an Führerin und Führer.

Zur Mittagspause mit Vesper aus dem Rucksack lädt der schattige Schlosspark ein oder man besucht die deftigen Imbissbuden auf dem Stadtfest, die noch zusätzlichen „Musikgenuss“ versprechen.

Um 13:30 Uhr fährt der Bus in den nur wenige Kilometer entfernten Campus Galli: Hier soll auf einem Gelände von 30 ha Wald, das der gemeinnützige Verein „Karolingische Klosterstadt e. V.“ von der Stadt Meßkirch erworben hat, seit 2013 mit den Mitteln und Techniken des frühen 9. Jahrhunderts eine Klosterstadt nach den Plänen des St. Galler Klosterplans entstehen. Dieser wurde als Idealplan eines benediktinischen Klosters um das Jahr 820 n. Chr. im Kloster Reichenau gezeichnet und dem Kloster St. Gallen zur Verfügung gestellt, aber nie realisiert – was nun nachgeholt werden soll.

Auch hier erfolgt die Führung wieder in zwei Gruppen, mittlerweile ist der Himmel grau, aber noch regnet es nicht. Führungsbeginn ist bei der sogenannten Gallus-Eremitage: Diese besteht aus zwei Blockhütten, die zum 1400-jährigen Klosterjubiläum des Klosters St. Gallen im Jahre 2012 auf dem Klostersvorplatz standen und nach Beendigung der Feierlichkeiten vom Verein „Gallus Eremitage“ dem Campus Galli geschenkt wurden, sozusagen als erstes Grundkapital. Die Blockhäuser wurden natürlich mit den Techniken und den Werkzeugen des 9. Jahrhunderts gebaut, so wie dies für alle hier geplanten Bauten vorgeschrieben ist.

Es geht weiter zum Schreiner, der mit den alten Werkzeugen gerade eine Holztür baut – natürlich in der Arbeitskleidung des Mittelalters, wie sie alle hier



Bei der Spinnerin. Foto: Hans Keusen

tätigen Handwerker tragen, die für ein geringes Entgelt mit großem Enthusiasmus auf dem Areal arbeiten. Gegenüber der Schreinerei steht der schon fertige Hühnerstall, in dem lebende Hühner gehalten werden. Die Werkstatt des Töpfers ist zurzeit verwaist, weil dieser sich im Moment um die Aufzucht der beiden Ochsen kümmern muss, die dem Verein gehören. So geht es weiter zum Schmied, der in seiner auf zwei Seiten offenen Werkstatt mit zwei Feuern,

die von Blasebalgen unterhalten werden, auf dem Amboss eiserne Handwerkszeuge für die anderen Mitarbeiter der Gemeinschaft hämmert. Der Schmied gibt freundliche und sachkundige Auskunft bei Fragen zu seiner Tätigkeit, wie übrigens alle anderen Mitarbeiter auch. Vorbei am Bienenbaum geht es zu dem Platz, auf dem die Kirche errichtet werden soll: man schaut in ein tiefes rechteckiges Loch, in dem ganz unten die Anfänge von steinernen Fundamenten zu sehen sind, mehr ist von der zunächst in Holz geplanten Kirche nicht zu sehen. Zwei Arbeiterinnen graben eine oberflächliche Drainagerinne, damit bei dem zu erwartenden Gewitter das Regenwasser nicht in die tiefer gelegene Baustelle läuft. Die nächste Station ist der Abbundplatz, wo die Zimmerleute große Baumstämme bearbeiten. Es beginnt leicht zu regnen, weswegen auf dem benachbarten Marktplatz eine kurze Erfrischungspause unter Zeltplanen einlegt wird. Als es aufhört zu regnen, geht es vorbei am Schweine- und Ziegenstall zum Besenbinder und Schindelmacher, bis schließlich die Hütte der Seiler erreicht wird. Hier arbeiten vier Frauen zusammen, die bereitwillig und ausführlich erklären, woraus und wie sie Schnüre und Seile flechten. Man darf auch selbst mit Hand anlegen. Die letzte Station ist der große Garten, in dem eine studierte Agrarökonomin mit großem Wissen Details über die schon vorhandenen und geplanten Gärten und Beete erläutert und teilweise auch demonstriert.

Damit ist die Führung zu Ende, es folgt ein herzlicher Dank an die sehr kompetenten Führer, und der Bus bringt uns pünktlich zum gemeinsamen Abendessen ins Gasthaus „Kreuz“ in Stetten, während es nun richtig regnet – das Timing dieser Exkursion stimmt also. Nach einem herzlichen Empfang durch die Wirtin wird in Windeseile das vorbestellte Essen zubereitet, und gegen 19 Uhr steht vor jedem eine wohlschmeckende Mahlzeit. Mit einer kleinen Verspätung erfolgt die Ankunft um 20:45 Uhr am Bahnhof in Donaueschingen, und es regnet nicht mehr.

So endet trotz großer Bedenken der Wetterfrösche die Exkursion mit Ausflügen in die Welt des späten und des frühen Mittelalters recht harmonisch.

Hans Keusen



Dr. Raimund Adamczyk

* 18.7.1955 † 25.5.2014

Die Nutzer des Stadtarchivs Donaueschingen kannten ihn als einen kompetenten, offenen und sehr freundlichen Betreuer, dessen Hilfe für den Forschenden oft weit über das Maß dessen hinausging, was er billigerweise erwarten durfte oder von anderen Einrichtungen gewohnt war. Über den Erfolg seiner Schützlinge, hier sei der Gewinn eines ersten Preises einer amerikanischen Schülerin für eine von ihm betreute Arbeit erwähnt, freute sich Raimund Adamczyk, als wäre es sein eigener. Schüler bei der Bearbeitung von stadtgeschichtlichen Themen zu unterstützen, war ihm eine Herzenssache.

Geboren wurde Raimund Adamczyk im oberschlesischen Rybnik. Bereits mit zwei Jahren kam er nach Villingen-Schwenningen, wo er später das Gymnasium am Romäusring besuchte. Seinem Geschichtslehrer, zu dem er bis zuletzt Kontakt pflegte, fiel schon früh sein außergewöhnliches Interesse an historischen Themen und archäologischer Forschung auf. In München und Marburg, wo er 1982 promoviert wurde, studierte er Vorgeschichte und Ethnologie. Seine handwerksgeschichtliche Dissertation befasste sich mit den Möbeln des Sechsamterlandes. Später kamen Monografien und Aufsätze hinzu, darunter biografische Arbeiten über Oskar Spiegelhalder und Eduard Fürderer. Ab 1983 war Raimund Adamczyk für die Museen und Archive der Stadt und des Kreises Villingen-Schwenningen tätig. Die von ihm betreuten Ausstellungen zu Themen wie Medizin, Kunst oder Handwerk werden in Erinnerung bleiben. Sein soziales Engagement schlug sich an vielen Stellen nieder. So erwarb er sich 1997 große Verdienste, als es um die Durchsetzung von Barrierefreiheit für Behinderte ging. Beim Roten Kreuz bekleidete er lange das Amt des Schriftführers im Vorstand des Ortsvereins Schwenningen. Darüber hinaus verfasste er dessen Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum und betreute das Archiv. Anfang 2009 übernahm er die Leitung des Donaueschinger Stadtarchivs.

Raimund Adamczyk engagierte sich stark, wenn es um wissenschaftliche Themen ging. Privat war er bescheiden und diskret, sehr hilfsbereit und vielseitig interessiert. Er hörte gerne klassische Musik, liebte Reisen nach Frankreich und hatte große Freude an seinem Engagement im traditionsreichen Villingen Fasnetsverein Katzenmusik. Am 25. Mai 2014 verstarb er unerwartet an einem Herzinfarkt.

Dr. Wolf-Ingo Seidelmann



Dr. Armin Köhler

* 27.6.1952 † 15.11.2014

Nicht nur die Musiker und Techniker, sondern auch viele Besucher der Musiktage kannten deren stets aufmerksamen und freundlichen künstlerischen Leiter. Armin Köhler, geboren in Aue im Erzgebirge, hatte in Leipzig und Dresden Posaune und Musikwissenschaft studiert und hatte als Posaunist und Lektor beim Musikverlag Edition Peters in Leipzig gearbeitet, bevor er 1992 Musikredakteur beim damaligen Südwestfunk wurde.

Seit der Übernahme der mit diesem Posten verbundenen Leitung der Donaueschinger Musiktage wuchs das Festival aus den Konzertsälen hinaus und hinein in die Stadt. Immer war er auf der Suche nach geeigneten neuen Orten für Klanginstallationen, die er dann etwa in der ehemaligen Hofbibliothek oder auf der Wiese vor einer Sporthalle fand. Ihm ist es gelungen, viele Bürger aus Donaueschingen und der Region als Zuhörer und Zuschauer neuer Musik zu gewinnen. Und immer wieder gelang es ihm auch, ganze Schulklassen oder Blasmusikvereine als Mitwirkende miteinzubeziehen.

Durch mutige Ideen und sein zupackendes Wesen konnte er viel bewegen. So gab er die Anregung für den Bau eines neuen Kammermusiksaals. Vom Gemeinderat und dem seinerzeitigen Oberbürgermeister Dr. Bernhard Everke von Anfang an eng in die Planungen und Überlegungen miteinbezogen gab er auch als Mitglied der Jury des dazu ausgeschriebenen internationalen Architekturwettbewerbs wichtige Ratschläge und Empfehlungen. Dass der Strawinsky-Saal ein besonders guter Konzertraum geworden ist, hat die Stadt Donaueschingen auch ihm zu verdanken.

„Wer baute das siebentorige Theben?“ Für seine Musiktage konnte Armin Köhler diese Frage ohne Zögern beantworten. Er kannte die vielen Helfer alle mit Namen, jeden Hausmeister, Techniker, Elektriker, jeden Mitarbeiter des Bauhofs und der Tourist Information. Armin Köhler hat sie alle geschätzt, gewürdigt und einzeln im Programmheft aufgeführt. Bei allen hat er sich für ihren Einsatz bedankt.

Die Donaueschinger Musiktage standen seit 1992 im Zentrum seines beruflichen Lebens. Hier entwickelten sich aber auch wichtige private Kontakte und freundschaftliche Beziehungen. Armin Köhler ist über die Jahre in Donaueschingen eine bekannte und bei vielen beliebte Persönlichkeit geworden, die sich große Verdienste um die Stadt erworben hat. Am 15. November 2014 ist er im Alter von 62 Jahren nach schwerer Krankheit gestorben.

Heinz Bunse

ANSGAR FRENKEN: Das Konstanzer Konzil

309 Seiten – 33 Euro · Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2015.

Vor 600 Jahren wurde das Konstanzer Konzil eröffnet. Für Ansgar Frenken, der hier an seine 1994 erschienene Dissertation über „Die Erforschung des Konstanzer Konzils (1414–1418) in den letzten 100 Jahren“ anknüpfen kann, ist dies Anlass für einen grundlegenden Überblick über dessen Entstehung, Verlauf und Bedeutung. Der erste Teil des Buches setzt sich mit der Geschichte des Konzils auseinander, der zweite behandelt zentrale Aspekte der Forschung.

Anschaulich wird die Entstehung des Großen Abendländischen Schismas geschildert: Das notorious Verhalten der beiden Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII., das bei den Kardinälen zu Frust führt und beim Konzil von Pisa (1409) in deren Absetzung und der Wahl von Johannes XXIII. mündet. Da Gregor und Benedikt weiterhin auf ihre Rechtmäßigkeit pochen, beruft Johannes in enger Abstimmung mit König Sigmund ein Konzil nach Konstanz ein. Deutlich hebt Frenken die regen diplomatischen Aktivitäten von König Sigmund heraus und dessen maßgeblichen Anteil am Zustandekommen des Konzils. Sein Eintreffen auf dem Konzil führt zu einer Machtverschiebung zu Ungunsten von Johannes XXIII. Dem König wird klar, dass die angestrebte Union mit einem Papst Johannes XXIII. nicht zu machen ist. An der Überwindung des Schismas hängt in hohem Maße auch das Ansehen Sigmunds. Nach der Flucht Johannes XXIII. schlägt die Stunde des Königs. Durch sein persönliches Eingreifen gelingt es ihm, die Ruhe und Ordnung in der Stadt wieder herzustellen, sowie die Kardinäle zur Wiederaufnahme von Verhandlungen mit den Kon-



zilsnationen zu gewinnen und alle auf eine Weiterführung des Konzils einzustellen.

Die nun papstlos gewordene Versammlung bedarf einer neuen Rechtsbasis. Aus den langwierigen Diskussionen kristallisiert sich das berühmte Dekret „*Haec sancta*“ heraus, in dem die Oberhoheit des Konzils über den Papst festgeschrieben wird. Frenken beschreibt detailliert die Auseinandersetzungen über den Wahlmodus. Das Kon-

klave beendet das lang-jährige Schisma mit der Wahl des Kardinaldiakons Oddo Colonna zum neuen Papst. Von Frenken erfahren wir auch, wie sich diese vier außergewöhnlichen Jahre des Konzils auf die Stadt Konstanz, ihre Bewohner und Besucher auswirken.

Im zweiten Teil seines Buches geht Frenken auf zentrale Aspekte der Forschung ein. So ist die Interpretation von „*Haec sancta*“ zumindest in der theologischen Diskussion ein Streitpunkt, der seine Relevanz bis in die Gegenwart nicht verloren hat. Frenken setzt sich mit den Reformforderungen (*causa reformationis*), den Reformbemühungen und den Reformergebnissen auseinander. In der *Causa Hus* beschreibt Frenken den Zweck der Reise von Johannes Hus nach Konstanz und erörtert Fragen zum Verfahren und zum Urteil.

Der Autor empfiehlt sein Buch Studierenden und Lehrenden zur Orientierung über das Konstanzer Konzil und allen Lesern, die sich für die Konzilskontroversen interessieren. Nützlich sind nicht nur die umfangreiche Literaturliste, sondern auch das Glossar und ein Personen- und Ortsnamenregister.

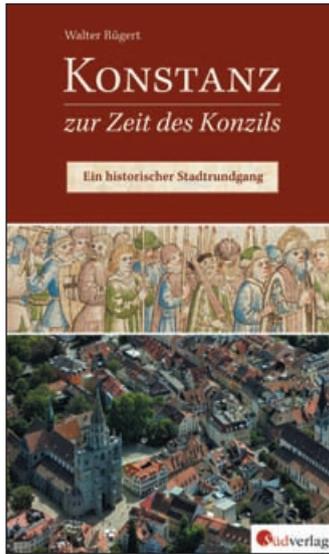
Norbert Rotzinger

WALTER RÜGERT: Konstanz zur Zeit des Konzils · Ein historischer Stadtrundgang

96 Seiten mit 90 Abbildungen – 14 Euro · Südverlag, Konstanz 2014.

Das ist wirklich ein praktischer Stadtführer: Im Format passend für die Innentasche von Mantel oder Jacke, mit knapp hundert Seiten handlich schmal, reich bebildert und nicht teuer. Erschienen ist er aus Anlass der 600-jährigen Wiederkehr des Konzils, das von 1414 bis 1418 in Konstanz tagte. Es bedeutete ein epochales Ereignis auf dem Weg des Mittelalters in die Neuzeit.

Als Aufgaben hatten sich die Konzilsväter die Lösung von drei schwierigen Problemen vorgenommen: die Beseitigung der Kirchenspaltung – es bestand 1414 ein Schisma der Kirche mit immerhin drei Päpsten –, die Bekämpfung der Ketzerlehren von Jan Hus und Hieronymus von Prag und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Das erste Problem wurde gelöst: Die drei Päpste wurden abgesetzt und mit der Wahl des neuen Papstes Martin V. 1417 wurde die Spaltung der Kirche überwunden. Das zweite Problem wurde nur scheinbar gelöst: Trotz der Zusicherung des freien Geleits wurde den beiden böhmischen Reformatoren der Prozess gemacht und sie wurden während des Konzils verbrannt. So wurde die Reformation zwar zunächst unterdrückt, doch kam sie hundert Jahre später als protestantische Reformbewegung unter Martin Luther mit Macht zurück. Und das auch, weil das dritte Problem, die gründliche Kirchenreform, überhaupt nicht in Angriff genommen, sondern verschoben wurde, was sich ein Jahrhundert später bitter rächen sollte.



Heute erinnern noch viele Orte in der Stadt an die Zeit des Konzils und der Führer zeigt die damaligen Schauplätze in der jetzigen Gestalt. Gleichzeitig erinnert er an das, was sich zu Zeiten des Konzils an diesen Plätzen und Orten abge­spielt hat. Der Rundgang beginnt natürlich am Münster, dem Hauptort des Konzils, dann folgen die Domizile der damaligen Oberschicht von König Sigismund, der das Konzil einberufen ließ, über die drei Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe,

Fürsten und die vielen Kleriker. So wird die zwielichtige Rolle von König Sigismund beleuchtet, der Hus freies Geleit zusicherte, ihn dann aber verriet und das Todesurteil über ihn tolerierte. In insgesamt 32 kurzen, meist zweiseitigen, aber sehr informativen Kapiteln werden die wichtigsten Ereignisse und Umstände des Konzils geschildert und interpretiert. Bei dieser 600-jährigen Zeitreise hilft eine Darstellung der Stadt, wie sie um 1414 ausgesehen hat, in der vorderen Umschlagklappe, während in der hinteren Umschlagklappe ein aktueller Stadtplan mit allen behandelten Orten und Schauplätzen enthalten ist.

Da die Stadt Konstanz das Konzil vier Jahre lang feiert, nämlich von 2014 bis 2018, kann man diesen historischen Stadtführer mindestens vier Jahre lang nutzen, und dies ist noch ein Grund mehr, ihn besonders zu empfehlen.

Hans Keusen

NIKLAS KONZEN: *Aller Welt Feind · Fehdenetzwerke um Hans von Rechberg im Kontext der südwestdeutschen Territorienbildung*

546 Seiten – 47 Euro · Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2014.

Bei dieser umfangreichen und sehr detaillierten Publikation handelt es sich um die überarbeitete Fassung der Dissertation des Verfassers an der Universität Tübingen. Das Werk wurde mit dem Geschichtspreis 2013 ausgezeichnet. Wer hier die durchgehende Schilderung des bewegten Lebens des Ritters Hans von Rechberg erwartet, wird leider enttäuscht werden. Der Autor stellte die Person des von Rechberg als Repräsentanten des niederen Adels und dessen Abwehr der Ansprüche der immer mächtiger werdenden Territorialfürsten und Städte, in der Schweiz auch der Bauern, in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Dabei legt er besonderen Wert auf die ins Einzelne gehende Darstellung der oft weitreichenden Verbindungen des Ritters zu gleichgesinnten Verwandten und Bekannten, aber auch zu den Vertretern des Hauses Habsburg und der Grafen von Württemberg.

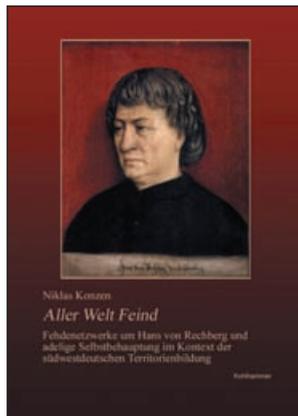
Hans von Rechberg war kein Raubritter im engsten Sinne des Wortes, sondern eher ein Vorläufer der späteren Kriegsunternehmer von Frundsberg bis Wallenstein. Natürlich waren Raub, Lösegelderpressung und Plünderung durch ihn und seine Fehdegenossen Mittel, um sich ihr „Recht“ zu erstreiten. Die Gegner, besonders die Städte, waren diesbezüglich aber auch nicht sehr zurückhaltend. Der Autor zeichnet in Abschnitt III für neun verschiedene Fehden von 1431 bis 1464 die Verbindung der Teilnehmer untereinander genau auf und dokumentiert auch die Ursachen und den Hintergrund der einzelnen sich oft über Jahre hinziehenden Auseinandersetzungen. Eine Fehde „gebrochen“ und Städte eingenommen wurden, so z.B. Rheinfelden und Engen.

Rechberg war dabei in der Lage, mehrere hundert Reiter und Fußsoldaten aufzubringen. Bezahlt wurden die Kämpfer mit der Beute. Reichtum hatte Hans von Rechberg bei seinen Unternehmungen nicht erworben, auch sagenhafte Beute – einmal sollen es 120.000 Gulden gewesen sein – musste er mit seinen Fehdegenossen teilen.

Seine militärischen Fähigkeiten machten ihn auch für das Haus Habsburg und die Grafen von Württemberg interessant. So diente er sowohl dem Erzherzog Albrecht VI. wie auch Erzherzog Sigismund von Tirol als Rat, 1459 wurde er vom Grafen Ulrich von Württemberg zum Rat erhoben und 1461 diente er dem Grafen als Feldhauptmann. Zuvor hatte von Rechberg allerdings unter den Bestrebungen der Württemberger, ihr Territorium zu erweitern, zu leiden. Die Grafen von Württemberg nutzten ihren Einfluss auf das Hofgericht in Rottweil diesbezüglich gezielt aus. Das Hofgericht konnte zwar Urteile fällen und die Acht verkünden, hatte aber keine Exekutivgewalt. Hier sprangen die Grafen durch einen ihrer Dienstleute hilfreich ein. Von Rechberg wurde so gezwungen, seinen Besitz um Gammertingen auf der Schwäbischen Alb an den Grafen zu verkaufen, und noch nach seinem Tod 1464 wurden seine

Witwe und sein Sohn Heinrich von Gläubigern verfolgt, deren Ansprüche auf Urteile des Hofgerichts in Rottweil zurückgingen.

Insgesamt zeichnet der Autor ein genaues Bild der Verhältnisse im ausgehenden Mittelalter und der Bestrebungen der Territorialfürsten, ihren Einfluss auszuwehnen. Das gleiche Ziel verfolgten die Städte, die sich unter Führung der Reichsstädte wie Ulm oder



Augsburg zu Städtebünden zusammenschlossen. Diese Bestrebungen gingen zu Lasten des Adels, der entweder in die Dienste eines Fürsten trat oder in die Stadt zog. In beiden Fällen war es mit der Selbstständigkeit vorbei. Wer dies, wie Hans von Rechberg, nicht wollte, schloss sich mit Gleichgesinnten kurzfristig oder auch für längere Zeit zu Bündnissen zusammen und sagte dem Gegner die Fehde an. Ursache war dann ein wirklicher oder vorgeschobe-

ner Rechtsbruch, und die Teilnehmer waren meist die engere Familie und Verwandtschaft, die selbst wieder über ein Netz von Freunden verfügte.

Die Darstellung ist flüssig geschrieben und reichlich mit Fußnoten und Zitaten aus den Originaldokumenten versehen. Das Buch richtet sich eher an den Spezialisten als an den interessierten Laien.

Johann Dietrich von Pechmann

SIMONE MENGIS: Schreibende Frauen um 1500 · Scriptorium und Bibliothek des Dominikanerinnenklosters St. Katharina St. Gallen

Scrinium Friburgense – Veröffentlichungen des Mediävistischen Instituts der Universität Freiburg Schweiz, Band 28 · 375 Seiten – 100 Euro · De Gruyter, Berlin 2013.

Simone Mengis möchte am Beispiel des Dominikanerinnenklosters St. Katharina in der Stadt St. Gallen „eine einlässliche, systematische und umfassende Untersuchung des Themas Frauenschrift und weibliche Schreibfähigkeit im Mittelalter“ vorlegen. (S. 27) Dieses Vorhaben erläutert sie in ihrer Einleitung und gibt zugleich einen knappen Überblick über die Geschichte des Klosters von seinen Anfängen als Beginen-Sammlung im 13. Jahrhundert über den Reformprozess des 15. Jahrhunderts bis zu dem durch die Reformation eingeläuteten Ende des Konvents um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Im zweiten Teil geht sie auf den funktionalen „Zusammenhang zwischen (Kloster-)Reform und Schriftlichkeit“ (S. 44) ein und hebt den Stellenwert der Schrift- und Buchkultur gerade im Dominikanerorden hervor, bevor sie die Entstehung eines Scriptoriums in St. Katharina beschreibt. Großen Einfluss hatte dabei das Dominikanerinnenkloster St. Katharina in Nürnberg, das im Ruf „eines vorbildlichen Reformkonventes und Zentrums der Verbreitung der Observanz in der Provinz Teutonia“ (S. 57) stand und dem St. Gallener Kloster vor allem mit der Leihgabe von Vorlagen half.

Mengis legt dar, welche Bildungsvoraussetzungen junge Postulantinnen beim Ein-

tritt in das Kloster mitbringen mussten und wie die weitere Ausbildung verlief. Dazu gehörte auch das Schreiben, das, wie Mengis schreibt, „ausdrücklich als Handwerk aufgefasst“ wurde (S. 66). Die Autorin kann in ihrer Dissertation achtzehn Schreiberinnen des Klosters mit Namen und biographischen Details vorstellen. Eine Gemeinsamkeit der Schriften des Katharinen-Klosters ist die Sorgfalt, mit der sie erstellt wurden und sie lassen „einen gewissen typischen ‚Katharinen-Schreibstil‘“ (S. 115) sowie eine umfängliche Schulung der Schreiberinnen erkennen.

Gegenstand des dritten Teils der Arbeit ist die Bibliothek selbst und die Entwicklung des Bücherbestandes. Demnach besaß das Kloster im Jahre 1484, also zu Beginn der Reform, ungefähr 233 Bände. Der Bestand wuchs durch Schenkungen, aber vor allem durch die rege „Schreibfähigkeit des Konvents“ (S. 129) auf mehr als 300 Bände im Jahre 1507 an. Mengis analysiert akribisch die einzelnen Handschriften im Hinblick auf deren Inhalt, aber auch mit Blick auf deren Entstehung. Ferner werden in diesem Abschnitt die Organisation und die Nutzung der Bibliothek besprochen.

Von besonderem Interesse dürfte für Leser aus der Region Schwarzwald-Alb-Baar der vierte Abschnitt des Buches sein, der

sich mit dem Austausch des Klosters mit anderen Klöstern der Ordensprovinz Teutonia befasst. Hervorzuheben sind das Augustinerchorfrauenstift Inzigkofen und das Klarissenkloster Villingen. Dieses Netzwerk von nicht institutionalisierten Verbindungen ermöglichte den Konventen unter anderem einen Austausch von Büchern, was für den Aufbau der jeweiligen Bibliotheken große Bedeutung hatte. Auch die Verbindungen der Konvente zu der jeweiligen städtischen Oberschicht, aus der ein erheblicher Teil der Konventualinnen stammte, erwähnt Mengis.

Im fünften und kürzesten Teil ihrer Dissertation beschreibt Mengis, wie die Schwestern des St. Galler Katharinen-Konvents weitgehend ohne Unterstützung des Bischofs oder des Dominikanerordens durchführten, im Auftrag des Konstanzer Bischofs Hugo von Landenberg an der Reform des Klosters Zoffingen in Konstanz mitwirkten.



Am Ende des Buches findet der Leser zunächst einen Katalog der „im Katharinen-Scriptorium entstandenen Handschriften“ (S. 273), 31 Handschriften aus dem „Klosterarchiv St. Katharina Wil“ (S. 274 bis 312) und 27 Handschriften aus der „Stiftsbibliothek St. Gallen“ (S. 313 bis 366). Das Buch wird abgerundet von mehr als dreißig sehr schönen Abbildungen von Handschriften.

„Schreibende Frauen um 1500“ ist ein lesenswertes und in einem angenehmen, lesbaren Stil geschriebenes Buch. Wer mehr über die Entstehung des Scriptoriums und der Bibliothek des St. Galler Katharinen-Konvents, aber auch anderer Klosterbibliotheken erfahren möchte, dem kann das Werk nur empfohlen werden. Dass das Buch über kein Register verfügt, ist aufgrund der klaren Struktur und des detaillierten Inhaltsverzeichnisses leicht zu verkraften.

Jürgen Brüstle

ALEXANDER KÄSTNER · GERD SCHWERHOFF (Hg.): Göttlicher Zorn und menschliches Maß · Religiöse Abweichung in frühneuzeitlichen Stadtgemeinschaften

218 Seiten – 29 Euro · UVK Verlagsgesellschaft. Konstanz 2013.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert Teilergebnisse eines am Sonderforschungsbereich „Transzendenz und Gemeinsinn“ der Technischen Universität Dresden angesiedelten Projekts, das unter dem Titel „Gottlosigkeit und Eigensinn. Religiöse Devianz in der Frühen Neuzeit“ den Umgang frühneuzeitlicher Stadtgesellschaften mit religiös abweichenden Verhalten unter-



sucht. Die Städte dieser Epoche verstanden sich nicht nur als Siedlungsgenossenschaften oder politische Verbände, sondern auch als religiöse Erinnerungs- und Heilsgemeinschaften, bei der das Heil des Einzelnen mit der Verfassung der Gemeinschaft eng verbunden war.

Der Band ist in einen allgemeinen Teil „Querschnitte“ und eine Darstellung von

fünf Einzelfällen, den „Fallstudien“, gegliedert. Für Leser, die nicht bei Professor Schwerhoff in Dresden studiert haben, sind die „Querschnitte“ wegen des verwendeten Vokabulars eine mühsame Lektüre. Auch die angeführte Statistik ist nicht unbedingt überzeugend. Das liegt auch an der geringen Stückzahl des zur Verfügung stehenden Materials. Die „Fallstudien“ geben ein gutes Bild über das Verhalten der jeweiligen städtischen Obrigkeit gegenüber echten oder vermeintlichen „Ketzern“.

Für den süddeutschen Raum ist der Artikel von Tim H. Deubel über einen Fall in Basel interessant. Für eine Urteilsfindung soll die Überzeugung prägend gewesen sein, dass das gesamte Gemeinwesen vom gerechten Zorn Gottes getroffen würde, wenn die Obrigkeit die Sünden Einzelner nicht entsprechend sanktionierte. Dafür gibt es jedoch nur vereinzelte Nachweise.

Johann Dietrich von Pechmann

JOACHIM WHALEY: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation · Band 1 (1493 – 1648), Band 2 (1648 – 1806) · Aus dem Englischen von Michael Haupt und Michael Sailer · 1.670 Seiten – 149 Euro · Verlag Philipp von Zabern, Darmstadt 2014.

Nur selten werden noch historische Fachbücher aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Für Joachim Whaleys Gesamtdarstellung von 300 Jahren Deutscher Geschichte hat der Philipp von Zabern Verlag, ein Imprint der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt, diese Anstrengung unternommen. Der englische Originaltitel „Germany and the Holy Roman Empire“ trifft Whaleys Ansatz besser als der deutsche Titel „Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation“. Denn es geht dem Autor nicht nur um die Institution des „Reiches“ und dessen Verhältnis zu den Reichsständen und den Territorien, sondern um eine Gesamtgeschichte der deutschen Länder in jenen 300 Jahren.

Whaleys Darstellung ist durch 13 je etwa 100 Seiten umfassende Hauptüberschriften gegliedert, von denen einige den Territorien gewidmet sind und andere die Perspektive des Reichs einnehmen, so etwa zu Beginn „Deutschland und das Heilige Römische Reich im Jahr 1500“ und zum Schluss „Krieg und Zerfall: das Reich 1792



bis 1806“. Innerhalb dieser Hauptgliederung finden sich die eigentlichen Kapitelüberschriften, 80 im ersten, 67 im zweiten Band, die das schnelle Auffinden klar umgrenzter Themen ermöglichen: Auf 13 Seiten etwa wird der Spanische Erbfolgekrieg abgehandelt und auf 16 Seiten die Schlesischen Kriege. Politische Themen von „Das Reich als politisches Gemeinwesen um 1500“ bis „Der Frieden von Luneville (1803) und

der Reichdeputationshauptschluß (1803)“ werden ergänzt durch kirchen-, kultur- und ideengeschichtliche Themen: Es gibt 13 Seiten über barocken Katholizismus, 15 über „Protestantische, katholische und jüdische Aufklärung“ und 17 über „Humanismus im Reich“. Reflexionen über die bei deutschen Autoren beliebte Geschichte der Geschichtsschreibung sind kurz gehalten: So gelingt Whaley eine zusammenfassende Wertung der Reformation in der deutschen Geschichtsschreibung auf sechs Seiten.

Die beiden Bände sind als Handbuch sehr gut zu gebrauchen. Einen knappen Überblick über den aktuellen Forschungs-

stand – die englischen Originalausgaben sind 2011 und 2013 erschienen – zu dem großen Thema ist sonst nicht auf 16 cm Buchregal unterzubringen. Leider wurde für die deutsche Ausgabe das Register vereinfacht: Wo im englischen Original die Verweise unter dem Stichwort „Baden“ in 15 weitere Rubriken spezifiziert werden, von Badens Waffenstillstand mit Frankreich über die badische Bauernemanzipation bis zur badischen Steuerpolitik, fasst

das Register der deutschen Ausgabe alle diese Punkte unter 21 nicht weiter spezifizierte Seitenverweise zusammen. Die Übersetzungen beider Bände (Michael Sailer, Band 1, und Michael Haupt, Band 2) ragen weit über den Durchschnitt der üblichen Sachbuchübersetzungen hinaus und sind so gut, so dass die Leser leicht vergessen können, dass sie ein ursprünglich auf Englisch geschriebenes Buch in Händen halten.

Friedemann Kawohl

ALEXANDRA BLEYER: **Das System Metternich · Die Neuordnung Europas nach Napoleon** 160 Seiten mit 3 Karten – 20 Euro • Primus Verlag, Darmstadt 2014.

Nach dem Sieg über Napoleon brach in Europa das Zeitalter der Restauration an, das heißt, der Versuch wurde unternommen, die Umwälzungen der französischen Revolution und der Koalitionskriege zu revidieren. Beginnend mit dem Wiener Kongress versuchten die Großmächte England, Russland, Österreich und Preußen gemeinsam durch ein gerechtes Gleichgewicht den Frieden zu sichern. Metternich nahm als Vertreter des Gastlandes eine Sonderstellung ein. Da der Teufel bekanntlich im Detail steckt, war an rasche Ergebnisse des Kongresses nicht zu denken. Treffend scherzte der alte Fürst von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas“. Wien hatte zur Kongresszeit etwa 265.000 Einwohner, und im Herbst 1814 trafen rund 30.000 Gäste ein, die untergebracht werden wollten. Die Wohn- und Lebenshaltungskosten stiegen in der Stadt enorm, die Spionage und die Überwachung durch die Wiener Polizeihofstelle blühten auf, ebenso das älteste Gewerbe der Welt.

Zunächst kam es zu einem Streit über die Übergabe Sachsens an Preußen und Polens an Russland. Aber dann floh Napo-



leon von Elba und landete am 1. März 1815 an der französischen Küste. Der gemeinsame Gegner schweißte die Kongress Teilnehmer wieder zusammen, die nun gegen Napoleon militärisch vereint voringen und am 18. Juni 1815 bei Waterloo dessen Schicksal endgültig besiegelten. Nun verfolgten die Alliierten einen deutlich härteren Kurs gegen Frankreich als 1814: Das Staatsgebiet wurde auf die Grenzen von 1790 be-

schränkt, hinzu kam eine Kriegskontribution von 700 Millionen Francs, und Frankreich wurde von den Siegermächten für fünf Jahre ihrer militärischen Kontrolle unterstellt. Im Sommer 1815 erfolgte die Gründung des Deutschen Bundes und mit dem sogenannten 2. Pariser Frieden vom 20. November 1815 endete der Wiener Kongress.

Dem Konzert der fünf Großmächte gelang es für fast hundert Jahre, von 1815 bis 1914, einen gesamt europäischen Krieg zu vermeiden. Was Metternich und seinen Mitstreitern weder auf dem Wiener Kongress noch in den Jahren danach gelang, war ein Ausgleich mit den liberalen und na-

tionalen Kräften, die ihnen als revolutionär galten.

Bis hier ist das Buch kenntnisreich und stringent geschrieben, nun aber folgt ein Bruch: Auf den dreißig folgenden Seiten beschreibt die Autorin unter der Kapitelüberschrift „Von der Wartburg nach Karlsbad“ minutiös und viel zu ausführlich die Entwicklung und den Aufstieg der Burschenschaften und der Turnvereine als Vertreter eines neuen deutschen Nationalgefühls, das angeblich für Metternich und seine Helfer zur Revolution führen musste und damit zum Feind Nummer 1 hochstilisiert wurde. Eher war es doch so, dass die Universitäten mit ihren Studenten und Professoren von Metternich als revolutionäre Schreckgespenster aufgebaut wurden und die galt es mit allen Mitteln der Restauration zu bekämpfen. Nach der Beschreibung des Mörders August von Kotzebues, des Studenten Karl Ludwig Sand, wird das Attentat vom März 1819 auf den als Vertreter des Establishments verstandenen Dichter detailliert beschrieben. Nun erscheinen die Burschenschaften und Turner als potentielle Gewalttäter. Hinzu kommen antijüdische Ausschreitungen im Deutschen Bund, und diese gefährliche „revolutionäre“ Mischung führt schließlich zur reaktionären Wende 1819 / 1820 mit den Karlsbader Beschlüssen, deren Folgen nun wieder sehr kompetent von der Autorin dargestellt werden. Metternich schlägt mit allergrößter Härte zu gegen die liberalen und fortschrittlichen Gegner, denn er war geprägt durch die traumatische Erfahrung der Französischen Revolution, die er als Urkatastrophe empfand. Sein Dienstherr Kaiser Franz von Österreich gab die restaurativ-konservative Richtung der Maßnahmen vor, die sein Staatskanzler nur zu willig ausführte. Daher müsste das „System Metternich“ korrekterweise den Namen des Kaisers tragen.

Gegen demagogische Umtriebe folgten die Karlsbader Beschlüsse mit dem Verbot der Burschenschaften, dem Universitätsge-

setz zur Reglementierung der liberalen Professoren und dem Pressegesetz, das eine Vorzensur aller Schriften bis zu einem Umfang von 20 Druckbögen einführte. Bekämpfung revolutionärer Umtriebe und der Erhalt der Wiener Ordnung um nahezu jeden Preis – das waren die Leitmotive der Politik Metternichs von Anfang an.

Im folgenden Jahrzehnt ging es um die Haltung der fünf Großmächte gegenüber den Revolutionen im Mittelmeerraum: Spanien, Neapel, der griechische Unabhängigkeitskrieg. Die konservativen Ostmächte Preußen, Russland und Österreich sahen in Revolutionen den Versuch, die monarchischen Regierungen zu stürzen und stimmten für eine automatische Intervention bei Revolutionen in Nachbarstaaten. Die Westmächte Frankreich und vor allem England sprachen sich strikt gegen einen solchen Zwang zur Intervention aus. Österreich intervenierte erfolgreich in Italien und auch Frankreich in Spanien zur Unterstützung der Monarchie.

Das europäische Konzert wurde politisch zunehmend pragmatisch, die Interventionsdoktrin ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten. Die Politik der Konzertmächte wurde nun nicht mehr allein von den Regierungen, sondern zunehmend auch von der Presse und der öffentlichen Meinung bestimmt wie im Fall des griechischen Unabhängigkeitskriegs und der Zerschlagung des Osmanischen Reiches.

Der Kampf um politische Rechte, Pressefreiheit und Verfassung prägte den sogenannten Vormärz, die Jahre zwischen 1830 (französische Julirevolution) und 1848. Im Jahr 1833 zerfiel das europäische Konzert in zwei ideologische Blöcke: Die Monarchen der Ostmächte auf der einen Seite, die den Kampf gegen Liberalismus und Umsturz fortsetzen wollten, auf der anderen Seite England, Frankreich, Portugal und Spanien, die einen Vertrag als Gegengewicht zum Bündnis der Ostmächte schlossen. Damit endete das europäische Konzert.

Als Anfang März 1848 Nachrichten von der französischen Februarrevolution beim Deutschen Bund eintrafen, kam es zu jenem Umsturz, den Metternich seit Jahren befürchtet hatte. Die Revolution 1848/49 bildete für den europäischen Kontinent den dramatischen Schlussakt der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Karlsbader Be-

schlüsse wurden aufgehoben, im Mai 1848 wurde die Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche eröffnet. Das „System Metternich“ existierte nicht mehr: Er selbst floh 1848 nach England und kehrte 1851 nach Österreich zurück, wo er 1859 starb.

Hans Keusen

LISA FOEGE: Wessenbergs Herzenskind · Geschichte einer sozialen Fürsorgeinstitution in Konstanz. Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, Band 17 · 158 Seiten – 15 Euro · UVK Verlagsgesellschaft. Konstanz 2014.

Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860), 1802 bis 1817 Generalvikar und 1817 bis 1827 Bistumsverweser der Diözese Konstanz, ist eine Gestalt des Übergangs. Noch ganz dem Ideengut der „katholischen Aufklärung“ zugewandt und an reichskirchlichen Ordnungsvorstellungen orientiert, ließ ihn die ultramontane Neuorientierung der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert gewissermaßen aus der Zeit fallen: Statt der erste Bischof der neuen Erzdiözese Freiburg zu werden, verbrachte er die letzten 33 Jahre seines langen Lebens als Privatmann in Konstanz. Trotzdem war sein Einfluss außerordentlich, und auch die Baar ist auf vielfältige Weise durch die Geisteswelt, für die er stand, geprägt worden. So war das Villingener Benediktinerkloster am Ende des 18. Jahrhunderts ein Hort der katholischen Aufklärung. Und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Priester auf der Baar, ebenso wie ihre Amtsbrüder am Bodensee, in ihrer Mehrzahl „Wessenbergianer“, und es kostete Freiburg einige Anstrengungen, sie seinen Weisungen gefügig zu machen. Von daher kann auch eine Studie, die dem Wirken Wessenbergs an einem Konstanzer Beispiel



nachspürt, für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein.

In ihrer Konstanzer Dissertation von 2012 stellt Lisa Foege Wessenbergs Eintreten für verwahrloste Kinder und Jugendliche und die Geschichte des von ihm begründeten Mädchenheims als „Implementierung seines theoretisch-pädagogischen Konzeptes“ (S. 10) dar. Sie leuchtet dieser Gedankenfigur entsprechend im ersten Teil ihrer Arbeit Wessenbergs geistigen

Horizont aus; im zweiten Teil beschreibt sie die Entwicklung vom „Rettenhaus für sittlich verwahrloste Mädchen“ 1855 bis zum heutigen „Sozialzentrum Wessenberg“. Zwei Exkurse zum sozialen Netz in Konstanz im 19. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts ergänzen die Darstellung.

Wessenberg wird vor allem als Pädagoge vorgestellt, dem die Verbesserung der Volksbildung ein Anliegen ist und dessen Auffassungen eine große Nähe zu Pestalozzi aufweist. Hier werden Aspekte seines Denkens und Wirkens greifbar, die sonst eher selten zur Sprache kommen. Die katholische Aufklärung wird zwar zu Recht als Hintergrund und Rahmen seiner

Pädagogik nur skizzenhaft dargestellt; trotzdem wäre wünschenswert gewesen, die Autorin hätte auch die umfangreiche neuere Forschung zu dieser gerade für den Südwesten so wichtigen Strömung (Klütting, Lehner und andere) zur Kenntnis genommen und manche eher kurzschlüssige Aussagen (zum Beispiel die, dass die katholische Aufklärung im Pietismus wurzele und sich als Freiheits- und Vernunftbewegung verstanden habe, S. 8) überprüft. Im Abschnitt über das Mädchenheim (S. 66 ff.) schildert Foege an anschaulichen Beispielen aus dem Alltag, wie seit dessen Gründung 1855 und Ausstattung mit Finanzmitteln aus Wessenbergs Vermächtnis 1862 über 150 Jahre lang Sozialarbeit für problembeladene Kinder und Jugendliche geleistet worden ist. Dabei sei unberührt von gesellschaftlichen und politischen Wandlungen das Anliegen des Gründers exakt befolgt worden (S. 90 f.), selbst in der Zeit des Nationalsozialismus (S. 83), und auch die Orientierung des heutigen Sozialzentrums an pluralistischen und humanistischen statt an christlich-religiösen Wertvorstellungen sei nur scheinbar eine Abkehr vom Willen Wessenbergs (S. 122).

Solche bündigen Behauptungen von Kontinuität werfen jedoch die Frage auf, ob hier vielleicht ein methodisches Problem allzu großzügig überspielt wird: Eine Institution mag das „Herzenskind“ ihres Gründers sein, sie wird jedoch, je länger desto mehr, auch zum Kind des jeweiligen Zeitgeistes. Dann aber wird es schwierig, das

fortdauernde ideelle Erbe des „edlen Stifters“ angemessen zu identifizieren, und die Darstellung läuft Gefahr, unhistorisch zu werden. Unhistorisch erscheint auch der Umgang mit zentralen Begriffen: Die Autorin lehnt es ab, zwischen „Zögling“ und „Schüler“ zu unterscheiden (S. 12) und verzichtet damit auf einen Ansatzpunkt, Elemente des Wandels innerhalb des beschriebenen Erziehungskonzepts zu erfassen. Erst recht genügt es nicht, einen wertenden Begriff wie „sittliche Verwahrlosung“ in wenigen Zeilen zu definieren (S. 13) und dann durchgängig so zu verwenden. Er bedarf vielmehr der Historisierung durch die Anbindung einerseits an zeitgeistige Moralvorstellungen, andererseits aber auch an demografische und ökonomische Entwicklungen. Es ist nun einmal inhaltlich viel zu quantitativ ein Unterschied, ob man sittliche Verwahrlosung in den Verwerfungen der Industrialisierung oder aus der Sicht von „1968“ untersucht.

So liegt das Verdienst dieser Arbeit darin, dass eine wessenbergische Gedankenwelt vorgestellt wird, die weniger bekannt ist, und dass von diesem Ansatz aus die Geschichte einer wichtigen Konstanzer Sozial Einrichtung erstmals aufgearbeitet wird. Die historische Dialektik, die sich aus der Frage nach dem Fortwirken der Gründungsideen im Wandel der Zeit ergibt, hätte dabei differenzierter herausgearbeitet werden können.

Michael Tocha

WALTER GAUS: Das Rottweiler Konvikt und seine Zöglinge zwischen 1824 und 1924

336 Seiten mit CD-ROM – 45 Euro · Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014.

„Gaus spielt Karten während Studienzeit; bekommt Hausarrest“. Der eben Gestrafte ist allerdings nicht der Autor der vorliegenden Untersuchung. Aber der Eintrag im Strafregister 1837/38 des Konvikts steht exemplarisch für „Verirrungen“, wie sie später in Robert Musils Roman *Zögling Törleß* vorkommen und dafür, dass im

Haus strenge Zucht herrschte, es nicht immer pädagogisch und human zugeht und dass merkwürdigerweise (wie selbstverständlich im früheren Donaueschinger Konvikt *St. Heinrich*) nicht Fußball gespielt wurde.

Fehltritte und Untaten der Rottweiler Zöglinge stehen zwar nicht im Zentrum der Darstellung. Ihnen und ihrer merkwürdi-

gen Ahndung begegnet der Leser aber immer wieder und sieht zu, wie Leid und Furcht sich die Waage halten. Einen glaubwürdigen Zeugen gibt es ja: Der spätere Rottenburger Bischof F. X. Linsenmann (Kurs 1850/51) hatte an der Einrichtung dermaßen viel auszusetzen, dass er das Konvikt regelrecht verdammt und von einer „Kaserne“ spricht.

Um ein Haar wäre der früher in Horb Musik und Geschichte unterrichtende Gymnasiallehrer Walter Gaus im Ruhestand der drohenden Langeweile erlegen, wie er freimütig bekennt. Aber der unterfordert Geglaupte hat der Gontscharow'schen Oblomowerei widerstanden, erst eine Dissertation verfasst und sie zum vorliegenden erstaunlichen Werk umfunktioniert: dezimalklassifiziert gegliedert, verständig und verständlich geschrieben, quellen- und literaturgestützt (aber Dominik Burkard: *B. A. Pflanz*, 2004, fehlt; Johann Uhls *Schulordnung 1563* sollte in der Fassung von 1980 zitiert werden; Autor *Von der Nachfolge Christi* ist Thomas von Kempen [nicht: *Kempten*]).

Mit Rottweils Stadt- und Schulgeschichte wird begonnen. Und an der Geschichte des bis 1972 allein Mädchen vorbehaltenen Droste-Hülshoff-Gymnasiums (die so verlief: 1872 „Neue höhere Töchterschule“; 1889 „Weibliche Fortbildungsschule“; 1905 „Höhere Mädchenschule“) knüpft Walter Gaus an und verweist auf Vinzenz Eraths (Kurs 1922/23) Roman *Das blinde Spiel*.

Rottweils Höhere Mädchenschule trat nämlich 1925 mit ihrem Chor, den Sängern des Konvikts und dem Chor des unteren Gymnasiums in einem gemeinsamen Konzert auf. Konviktooren durften also dem bisher unnahbaren „anderen Geschlecht“ offiziell begegnen. Kontakte zu Mädchen



waren sonst streng verpönt. Der 1896 zu 24 Stunden Karzer verdonnerte und schließlich der Anstalt verwiesene spätere promovierte Chemiker und Regierungsrat († 1956) Joseph Ibele wurde nicht allein wegen „erotischer Lektüre“ bestraft, sondern weil er Beziehung zu einem „israelischen Mädchen“ hatte, was sich offenbar am wenigstens ziemte.

Ganz unverdächtig, ja lebensnotwendig ist freilich dem Konvikt das weibliche Geschlecht, wenn es sich verhüllt, Nonnentracht trägt und der Einrichtung als Küchenpersonal dient. 103 Barmherzige Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul helfen von 1868 bis 1987 den Hunger der Heimbewohner zu stillen und die wichtige Magenfrage zu lösen.

Und noch eine Vinzentinerin verdient Beachtung: Josephine Linder alias Schwester Margarita, Tochter von Franz Joseph Linder (Kurs 1833/34), erhält als Mitgift von ihrem Vater Schloss Untermarchtal, wo Margarita von 1893 bis 1918 als Generaloberin im heute noch bestehenden Mutterhaus des Ordens residiert.

Während der wegen schlechter Zensuren entlassene Franz Joseph Linder (1817–1897) in Rottweil als Konditor, Kaufmann und Zentrumsstadtrat Karriere macht, interessieren den Leser im Baarerer Städtedreieck vermutlich drei weitere Lebensläufe. Erstens: Der Rottweiler Johann Baptist Camerer (*1765) war Direktor des *Königlich Katholischen Kirchenrats* (KKK; Dienstaufsichtsbehörde des Konvikts) und von 1809 bis 1817 gemeinsam mit Elisabeth Fürstin zu Fürstenberg [und nicht: *von*] Vormund über deren Sohn Carl Egon II. [sic] zu Fürstenberg. Zweitens der bei einem Konviktsausflug fast ertrunkene Karl August Barack (Kurs 1844 / 45), der 1860

als Nachfolger seines Veters Viktor von Scheffel F.F. Hofbibliothekar wurde. Und seit 1903 war drittens Hugo Hirt (Kurs 1882/83) später F.F. Domänenrat, Vorstand der mit dem Rentamt Donaueschingen vereinigten Hauptkasse und ab 1907 Oberkammerrat. Walter Gaus berichtet also nicht nur von der Zeit im Heim, sondern zeichnet zudem, so weit die Quellen das hergeben, den weiteren Lebensweg nach.

Nicht leicht hatte es das Personal. Die Repetenten arbeiteten in prekärer Dienststellung und die Verwalter mussten vor allem in Zeiten galoppierender Inflation mit knapp bemessenem Budget auskommen. Und für die Vorsteher war *Anpassung oder Widerstand?* oft die Frage. Hier die kirchliche Obrigkeit in Gestalt des KKK oder die Auseinandersetzung mit den fundamentalistisch-antiliberalen „Ultramontanisten“, dort die staatliche Administration und mitunter elterlicher Protest wie im Fall des wegen „unsittlicher Aufzeichnungen“ bestrafte Karl Gaugele (Kurs 1893/94).

Dienstliche und private Verfehlung der Vorsteher waren nicht selten: Gleich der erste soll „ohne pädagogische Grundsätze“ und Alkoholiker gewesen und trotzdem später Rektor des Gymnasiums geworden

sein. Es „menschelt“ weiter unter seinen Nachfolgern: Die lokale Presse berichtet, der eine habe ein Verhältnis mit der Frau eines Reallehrers, ein anderer sei mit einer „männerlustigen“ Frau bekannt und ein Dritter, selbst mit der Gaugele-Affäre beschäftigt, „liebe die Gesellschaft und den Wirtshausesbesuch“.

Der staatlichen Obrigkeit in Gestalt der NSDAP missfällt später, dass und wie Vorsteher Dr. Karl Funk über Staat und Partei witzelt. Mit Hausarrest kommt er nicht davon. Nicht einmal Verteidiger Lorenz Bock (nicht: *Bok*; der spätere Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern war übrigens ein Jahr jünger als der langjährige Rottweiler NS-Bürgermeister Joseph Abrell [Kurs 1899/1900]) kann verhindern, dass der Vorsteher zu Haft und Geldstrafe verurteilt und zu vorzeitiger Pensionierung genötigt wird.

Solches braucht heute der Konviktsdirektor nicht zu befürchten. Auch wenn er wie Ulrich Fiedler promovierter Historiker, evangelisch, aber kein Theologe ist und Mädchen in das Konvikt mit aufnimmt, das jetzt gar einen Hauch von Mädchenpensionat erhält.

Hugo Siefert

JOHANNES WERNER: Vater Ambros Oswald – Ein Leben als Priester, Heiler, Seher und Gründer in Baden und in Amerika 120 Seiten – 14 Euro · Verlag Regionalkultur. Ubstadt-Weiher 2014.

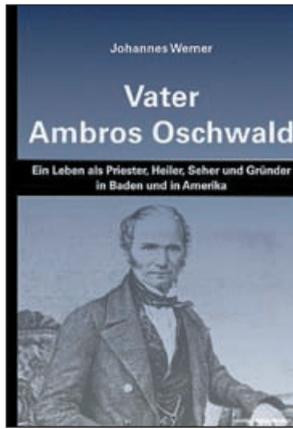
Der Autor Johannes Werner hat bereits in Band 41 (1998, Seite 192–197) unseres Schriftenbandes die nahezu vergessene Person des Ambros Oswald durch einen kleineren Beitrag wieder ins Bewusstsein gebracht. Jetzt hat Werner viele weitere Ergebnisse seiner Beschäftigung mit dem aus Unadingen stammenden Priester und Klostergründer in einem Buch vorgelegt. Ambros Oswald wurde 1801 in der einsam gelegenen Lochmühle an der Gauchach geboren. Als Dreijähriger hat er das schwere Unwetter von 1804 miterlebt, bei dem sein Bruder sowie ein Lehrjunge und ein Knecht

von den Fluten der Gauchach mitgerissen wurden. Im Alter von siebzehn Jahren vernahm er zum ersten Mal eine göttliche Stimme, die ihn aufforderte, sich für das Reich Gottes einzusetzen. Nach weiteren mystischen Erfahrungen, die ihn darin bestärkten, sein Leben Gott zu widmen, studierte er in Freiburg Theologie und war danach in verschiedenen Orten im Schwarzwald als Gemeindepfarrer tätig.

In dieser Zeit entdeckte Oswald, dass er durch Handauflegen Kranke heilen konnte. Sein Ruf verbreitete sich, und bald hatte er eine sehr große Anhängerschar. Die

Wunderheilungen und die mystischen Schriften, die das kommende Ende vorhersagten, führten zu erheblichen Spannungen mit der katholischen Kirche, die er im beidseitigen Interesse durch seinen Entschluss zur Auswanderung zu lösen versuchte. Im Jahr 1854 versammelten sich unter „Vater Ambros“, wie er von seinen Anhängern genannt wurde, 113 Männer und Frauen und traten die Fahrt ins Gelobte Land Amerika an. In New York angekommen, kaufte Oswald ein 15 km² großes, unbewohntes Land in Wisconsin. Unter großen Entbehrungen besiedelte die inzwischen auf 70 Mitglieder geschrumpfte Anhängerschaft das Land und gründete die noch heute existierende Gemeinde Saint Nazianz. Den Namen der Siedlung wählte Oswald nach Gregor von Nazianz, dem aus Kapadokien stammenden Heiligen, der das Privateigentum als Erbsünde ablehnte. Durch regelmäßige gemeinsame Gebete und Gottesdienste war die Siedlung ähnlich einem Kloster organisiert und wuchs auf etwa 400 Bewohner an, die als Landwirte und in verschiedenen Handwerksberufen tätig waren.

Die Gemeinschaft verlor im Jahr 1873 durch den Tod von Ambros Oswald das zentrale geistige Oberhaupt. Die Nachfolger von Oswald konnten seine Persönlichkeit nicht ersetzen. Die Gemeinde zer-



fiel, bis sie im Jahr 1896 unter die Obhut der Salvatorianer genommen wurde, eines katholischen Ordens, der 1881 von dem in Gurtweil (heute Waldshut-Tiengen) geborenen Johann Baptist Jordan (Ordensname Franziskus Maria vom Kreuze Jordan) gegründet worden war. Seit 2011 wird die klösterliche Tradition von Saint Nazianz von der Gemeinschaft Holy Resurrection Monastery weitergeführt, die sich zu der mit

Rom unierten Ruthenischen griechisch-katholischen Kirche bekennt. Die Ruthenische Kirche in den USA ist eine Diasporakirche, deren Mutterkirche in den ukrainischen Karpaten beheimtet ist (Karpaten-Ukraine). Die heutigen Mönche, so der Abt Nicholas Zachariadis in seinem dem Buch vorangestellten Grußwort, folgten zwar anderen äußeren Formen in der Sprache und Liturgie, doch unverändert bleibe der Kern von Vater Oswalds Vision: „Die Nachfolge Christi schickt Männer und Frauen auf viele verschiedene Wege, aber am Ende führt sie sie am selben Ort heim.“

Selbst nach über 150 Jahren wird man von der Energie und dem Willen von Ambros Oswald ergriffen. Wie Moses führte er sein Volk in das Gelobte Land. Allein sein unerschütterlicher Glaube an Gott gab ihm die Sicherheit, den richtigen Weg zu gehen.

Harald Ketterer

ARNULF MOSER: Der Zaun im Kopf · Zur Geschichte der deutsch-schweizerischen Grenze um Konstanz · 200 Seiten – 15 Euro · Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2014.

1992 ist dieses Buch zum ersten Mal erschienen. 2011 ist es überarbeitet neu aufgelegt worden und hat drei Jahre später einen Nachdruck erfahren. Das zeigt, dass das Interesse am Thema nicht nachgelassen hat. Moser hat drei Themen miteinander

verbunden: Zum einen beschreibt er geografisch und lokalgeschichtlich den Verlauf der Grenze um Konstanz. Konstanzer und Kreuzlinger Bürger können die vertrauten Straßen, Zäune und Grenzsteine ihrer Stadt aus einem anderen Blickwinkel betrachten

und erfahren die Geschichte dieser Plätze. Dem dienen auch die sieben Karten vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Eine andere Perspektive liegt in der Betrachtung, was diese Grenze für andere bedeutet hat und noch jetzt bedeutet – für Flüchtlinge, die die Grenze überwinden wollen. Zuerst einmal sind es die jüdischen Flüchtlinge, die im Dritten Reich aus Österreich und dann aus Deutschland vor den Nationalsozialisten flohen und ihr Leben durch Flucht über die Grenze retten wollten. Wie stark den Autor dieses Thema bewegt, zeigt sich schon daran, dass beinahe die Hälfte des Buches der Geschichte dieser Grenze im Dritten Reich gewidmet ist. Und auch daran, dass das anschließende kleine Kapitel die Bedeutung dieser Grenze für Asylbewerber zum Thema hat. Für jüdische Flüchtlinge und für Asylbewerber hatte diese Grenze lebensentscheidende Bedeutung. Hier hätte man sich allerdings mehr Zahlen und genauere Darstellungen darüber gewünscht, wie viele Flüchtlinge an dieser Grenze gescheitert



sind, und auch deutlichere Aussagen darüber, wie man in den Jahren nach 1945 auf deutscher und Schweizer Seite mit dieser Verantwortung und Schuld umgegangen ist. Gerade an der Grenze musste sich jeder fragen, was er getan hat, um Flüchtlingen zu helfen.

Das dritte Thema: Die Bedeutung, die eine Grenze für die Mentalität der Grenzbewohner hat. Immer besteht die Hoffnung, dass Nähe, Nachbarschaft und gegenseitiges Kennen die Fremdenfeindlichkeit verringert. Der Blick auf die deutsch-schweizerische Grenze stellt das in Frage: Die EU-Skepsis war bei den Abstimmungen 2005 und 2010 besonders hoch. Auch wenn es viele lokale Initiativen in den letzten Jahren gab, um die Trennung zu überwinden, bleibt der Schlusssatz des Buches skeptisch: „Die Grenze ist offen, die Mentalitätsunterschiede werden bleiben, und so wird der Zaun in den Köpfen auch nie ganz verschwinden. Aber damit können und müssen Nachbarn leben.“

Heinz Lörcher

JÖRN LEONHARD: Die Büchse der Pandora · Geschichte des Ersten Weltkriegs

1.168 Seiten – 38 Euro · Verlag C. H. Beck. München 2014 (5. Auflage).

„Kaum wurde der Deckel abgehoben“, erzählt Gustav Schwab, „da entflohen der Dose alle Krankheiten, Übel und Schmerzen und verbreiteten sich blitzschnell über die Menschen.“ Jörn Leonhard, Professor für Westeuropäische Geschichte an der Universität Freiburg, führt nun den Leser in Thomas Manns Ferienhaus, wo am 1. August 1914 die Kinder des Dichters die Parabel *Die Büchse der Pandora* aufführen wollen, die Hauptprobe jedoch nach dem Ruf des Kindermädchens „Der Krieg ist

ausgebrochen!“ abbrechen müssen. Ein höchst bildkräftiger Einstieg in ein Geschehen, in dem der Tod vier Jahre lang „seine Schritte beflügelte“ und „reiche Ernte hielt“.

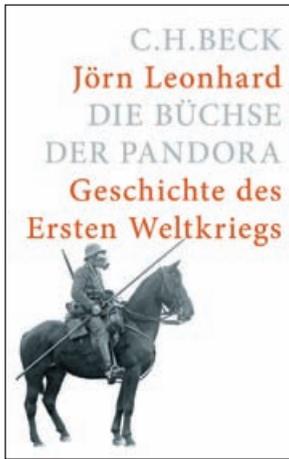
Nun war zuunterst in der Büchse eines verborgen: die Hoffnung. In der Sage des klassischen Altertums hatte Pandora den Deckel schnell zugeschlagen, so dass die Tugend nicht entweichen konnte. In der Wirklichkeit des Weltkriegs, genauer in der Frage der viel diskutierten Kriegsschuld

spielte sie nach Meinung des Autors dennoch eine Rolle.

Die Mittelmächte glaubten nämlich nicht so recht an die Verwirklichung der gegnerischen Aggressionsabsichten. Wien etwa hoffte darauf, dass Russland abwarten und Serbien nicht sofort und ohne Not beistehen werde. Und in Berlin war man zuversichtlich: Großbritannien werde sich wohl zurückhalten, wenn die Deutschen Frankreich über (das neutrale) Belgien angreifen. Die Hoffnung stirbt zuletzt, heißt es. Aber sie starb eben in beiden Fällen.

Und die Frage nach Schuld und Verantwortung war für die Alliierten ohnehin beantwortet: Die deutsche Delegation blickte bei den Versailler Friedensverhandlungen 1919 in das fürchterlich entstellte „*Gesicht der Kriegsschuld*“, in das Antlitz der fünf französischen Soldaten, denen der französische Ministerpräsident Clemenceau wortlos die Hand gedrückt hatte. Dagegen wirkt der Meldereiter mit Lanze auf Leonhards Umschlagbild eher harmlos, verbirgt doch die Gasmaske das möglicherweise verletzte Gesicht.

„Großer Wurf“, „Standardwerk“ – das sagt sich so leicht. Trotzdem verdient *Die*



Büchse der Pandora diese Noten und die Beurteilungen „Problematisierung eines historischen Wendepunktes“ sowie „neue Enzyklopädie des Krieges“.

Sie schreibt nämlich Militärgeschichte („*Totale Schlachten, strategische Sackgassen, neue Taktiken*“), Sozialhistorie, beispielsweise wie die Zivilisten an der Heimatfront leben und leiden, oder Literaturgeschichte – etwa die Thematisierung von Robert Musils „Parallellak-

tion“. Volks- und betriebswirtschaftlich bedeutsam wird die Finanzierung des Krieges durch Anleihen: Mit Staatssekretär Karl Helfferich findet sich der eine Experte, mit Walther Rathenau als Leiter der Kriegsrohstoffabteilung der andere Fachmann. Nicht zuletzt erscheint Kulturgeschichtliches wie die *grey coats* der britischen Offiziere, die später als *Trenchcoats* zivile Mode werden, neben Wissenschaftsgeschichtlichem, wenn Chaim Weizmann in Großbritannien die enzymatische Azeton-Herstellung gelingt oder wenn der Deutsche Fritz Haber das verheerende Chlorgas buchstäblich der Pandora-Büchse entdampfen lässt.

Hugo Siefert

MARCUS G. PATKA (Hg.) im Auftrag des Jüdischen Museums Wien:

Weltuntergang · Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg

256 Seiten – 25 Euro · Styria Premium. Wien 2014.

Was haben im vorliegenden Geschichtsbuch *Baar*, *Schwarzwald* und *Weltuntergang* gemeinsam? Gar nichts, wenn von den Landschaften die Rede ist. Sehr viel dagegen, wenn Leben und Wirken von Arthur Baar und Dr. Eugenie „Genia“ Schwarzwald, geb. Nußbaum, während und nach der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts zu

Wort kommen. In beiden Biografien spiegeln sich nämlich treffend Schicksale anderer Juden an der Front und in der Heimat wider, Schicksale, denen hier mit großem Ernst nachgegangen wird.

Der Artillerist Arthur Baar kann für den jüdischen Soldaten stehen, der sich wie seine 300.000 Glaubensbrüder und Kame-

raden außer den Schrecken des Krieges einem Loyalitätskonflikt ausgesetzt sah: Jüdisch oder patriotisch? musste sich also Arthur Baar fragen und mit diesem Identitätsproblem, das in einer (erfundenen?) Anekdote veranschaulicht wird, fertig werden: Ein russischer Jude versucht einen österreichischen Juden zu bajonettieren, lässt aber davon ab, als dieser die Toraverse *Schma Jisrael!* (Höre, Israel!) anstimmt.

Auch viele der als Minderheit im heutigen Israel lebenden muslimischen Araber leiden an einer ähnlichen Solidaritätsspannung wie ihre Mitgläubigen in den Streitkräften des Ersten Weltkriegs. Nur sind die 14.000 in der k. u. k. Armee dienenden und von toleranten Militär-Imamen und -Muf-tis betreuten Muslime intern nur vereinzelt angefeindet worden. Direkt verachtet, diskriminiert und rassistisch auf Postkarten und Plakaten attackiert wurden dagegen jüdische Militärs, trotz ihrer von Feldrabbinern gestützten glaubwürdigen Treuebekundungen.

Die antisemitische und antijüdische Seuche breitet sich besonders in Mittelost- und Osteuropa aus, wo Pogrome, Massenvergewaltigungen, Plünderungen und Zerstörungen einen Flüchtlingsstrom ausgelöst und 1914 allein in Wien 137.710 Personen, darunter 77.090 Jüdinnen und Juden (in Wirklichkeit waren es viel mehr), einwanderten und aufgenommen werden wollten.



Eugenie Schwarzwald, geborene Nußbaum, reagierte sofort. Für kurze Zeit ließ sie ihre reformpädagogischen Aktionen ruhen und kümmerte sich speziell um die Aufnahme der geflohenen Kinder in ihre „fröhliche Schule“ und ließ sie in ihren „Kriegsküchen auspeisen“. Mit ihr stemmte sich die „Soziale Hilfsgemeinschaft Anitta Müller-Cohen“, spätere Vizepräsidentin des „Weltbundes jü-

discher Frauen“, gegen den Flüchtlings-Tsunami (bald scheint diese Bewegung auch bei uns dieses Ausmaß anzunehmen), schuf Fürsorgeeinrichtungen für Kinder und Mütter, Arbeitsplätze für Frauen und weitere Tee- und Suppenanstalten. Beide feilschten um die Finanzierung einer gerade heute beschworenen und oft missverstandenen „Willkommenskultur“ und retteten viele vor dem Untergang.

Diesem entkamen zum Glück am Ende viele Juden, auch Arthur Baar. Dank ihm sind jüdische Fußballer ein einziges Mal österreichische Meister geworden und haben das berühmte Wiener „Hakoah-Wunder“ geschafft. Und mit seinem jüdischen Nachbarn, dem ehemaligen hochdekorierten Hauptmann Hugo Meisl, hat er den Vorgänger der Champions League ins Leben gerufen, jenen Mitropa-Pokal, dessen Stifter, das Cateringunternehmen Mitropa, bis Mitte des 20. Jahrhundert das Donauschinger *Fürstenberg-Bräu* in seinen Speisewagen ausschenkte.

Hugo Siefert

KONRAD J. KUHN · BÉATRICE ZIEGLER: Der vergessene Krieg · Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg

336 Seiten, 80 Abbildungen – 49 Euro · Hier und Jetzt Verlag. Baden (Aargau) 2014.

Luege / aaluege / zueluege: Eugen Gomringer's *Schwiizer* konnte froh sein und *ruig bliibe* und *nüd znäch / nu vu wiitem* Artil-

lerieattacken und MG-Salven hören, von Schlachtengetümmel und Tod in schlammigen Schützengraben glücklicherweise ver-

schont bleiben. Als die Völker jedoch nicht nur „hinten, weit, in der Türkei“, sondern auch im nahen Elsass „auf einander schlugen“, besetzte die Eidgenossenschaft mit etwa 220.000 Wehrmännern die Grenze und verbesserte dortige Befestigungen.

Wie gespalten dennoch die Bevölkerung war, zeigte sich 1918 im Generalstreik, in dem unter anderem das Frauenstimmrecht und die Einführung einer Vermögenssteuer zum Abbau der Staatsverschuldung gefordert wurden. Umstritten ist, ob dann die in den 1930er-Jahren geschaffene „geistige Landesverteidigung“ tatsächlich zur inneren Festigung der Schweizer Friedensinsel beitrug.

Im vorliegenden Sammelband, der keine bloße Buchbindersynthese darstellt, wollen jetzt an einem „Phasenmodell“ orientierte Geschichtskundige, Militärgeschichtler und Bibliothekare, Kulturwissenschaftler und Kuratoren zeigen, wie der Erinnerung an einen scheinbar *vergessenen Krieg* aufgeholfen und ein „Kollektiv mit gemeinsamem Gedächtnis“ auf die Beine gestellt wurde.

Stell dir vor, es ist Krieg / und keiner geht hin sollte alsbald nicht mehr gelten. Erzählungen und Feldpostbriefe, Soldatenlieder und Bildpostkarten, Denkmäler und Ausstellungen, Fotos und Filme (*Füsilier Wipf und Gilberte de Courgenay*) griffen also multimedial das Thema auf und verarbeiteten es auf ihre Weise, mal verdrängend, mal ausblendend oder neu akzentuierend.

So wurde Attinghausens in Schillers *Wilhelm Tell* appellierendes „Seid einig, einig, einig!“ beschworen wie nach dem Nutzen von Aktiv- und Militärdienst oder nach der Rolle der Frau und einem ihrer Vorbilder, der Stauffacherin, gefragt.

Allein schon der Titel *General Wille un-*



ter Shitstorm. Nikolaus Meienbergs „Wille und Wahn“ in der Medien- und Fachöffentlichkeit der 1980er Jahre mag das Interesse des Lesers wecken. Erstens kann sich dieser ein Bild machen von den Risiken und Nebenwirkungen der Schweizer Konkordanzdemokratie und deren Gretchenfrage: Wie hat es General Wille, ein Bewunderer der Deutschen, mit der Neutralität? Zweitens vermittelt Autor Rudolf Jaun am Beispiel der Meienbergschen

Untersuchung, deren Umschlag beziehungsweise eine Grafik aus Francisco Goyas *Schrecken des Krieges* (1810) schmückt, ein Lehrstück jenes höchst subjektiven „neuen Journalismus“, den die einen als unseriös ablehnen, andere jedoch wegen ihrer Stilsicherheit und der Absicht, Missstände aufzudecken, verteidigen und loben.

Die 700 Briefe, die Ulrich Witte an seine Ehefrau geschrieben hatte, interpretierte Nikolaus Meienberg auf seine Weise. Er führte der Leserschaft einen senilen, antisemitischen „Blähnüsterich“ vor und löste mit seiner Analyse bei den Medien einen Sturm der Entrüstung aus. Geschichtswissenschaftler dagegen erregten sich nicht in demselben Maße, so dass die Auseinandersetzung das Prädikat Historikerstreit nicht verdiente.

Die große Öffentlichkeit selbst hielt es mit Eugen Gomringer: *Schwiizer sii / Schwiizer bliibe / nu luege*. Und doch können die nur scheinbar beiseite stehenden Eidgenossen selbstbewusst und zu Recht darauf stolz sein, mit einer großartigen Geste, dem Rütlichschwur – ob tatsächlich vollzogen oder nicht –, eine Nation geschaffen zu haben, die ihresgleichen sucht.

Hugo Siefert

DANIEL KUHN: Als der Krieg vor der Haustür stand · Der Erste Weltkrieg in Baden und Württemberg · 220 Seiten mit 105 Fotografien und Abbildungen – 23 Euro · Silberburg-Verlag, Tübingen 2014.

Christopher Clark und Jörn Leonhard, Gerd Krumeich und Herfried Münkler – ist über den Ersten Weltkrieg nicht schon alles gesagt und geschrieben? Haben die Historiker-Koryphäen alle Fragen beantwortet und müssen die weniger prominenten des Faches jetzt schweigen? Nein, die Problematik des Großen Krieges ist noch längst nicht voll erfasst: Daniel Kuhns innovative Betrachtung der landesgeschichtlichen, speziell der südwestdeutschen Aspekte schließt eine offen gebliebene Lücke.

Der Autor, Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, untersucht mehr die von den Kriegsfolgen gebeutelte und besonders unter Versorgungsnöten leidende Heimatfront und schildert weniger ausführlich den eigentlichen militärischen Verlauf, mit der Konsequenz, dass manche strittigen politischen Aktionen oder auch Fakten mal vereinfacht, mal schief wiedergegeben werden. Ist Erwin Rommels *Infanterie greift an* nicht eine „militärtaktische“ und keine „militärstrategische“ Schrift? War Clara Zetkin wirklich „Stuttgarterin“ und ist „Schloss“ (und nicht: „Burg“) Langenstein 1918 Großherzog Friedrichs II. Asyl gewesen? Und genügt es schließlich, Sixtus' von Bourbon-Parma merkwürdigen Friedensentwurf als „etwas weltfremd“ zu bezeichnen?

Erstaunt wird ein Rottweiler Leser (und nicht nur er; denn im Groß-Gedenkjahr 2014 interessierte sich wohl die gesamte Leserschaft für die Schicksale der einfachen



Soldaten) von seinem Landsmann Eugen Speth und dessen von Daniel Kuhn erstmals zitierter Feldpost hören. Wie er seine Freundin davor warnt, Kriegsanleihen zu zeichnen, aus dem „höllischen Hexenkessel“ Verdun berichtet oder sich 1918 skeptisch zum Frieden äußert. Möglicherweise kämpfte Speth in jenem von der Front heimkehrenden württembergischen Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 119 (Abbildung Seite 184), dessen

750 Gefallenen im Heilig-Kreuz-Münster Rottweil gedacht wird.

Ein Donaueschinger könnte nach der Lektüre des Kapitels *Gewalt, Gräueltaten, Kriegsverbrechen* auf Generalmajor Carl Stengers Befehl verweisen, gefangene und verwundete französische Soldaten zu erschießen. Im Leipziger Prozess traten nämlich als Zeugen Soldaten des 4. Badischen Infanterie-Regiments *Prinz Wilhelm* Nr. 112 auf. An seine Gefallenen erinnert die Gedenkstätte an der Fürstenbergstraße.

Daniel Kuhn hat das aufschlussreiche Kriegstagebuch des Heidelberger Professors Karl Hampe („Herrschergestalten des deutschen Mittelalters“) ausgewertet und Persönlichkeiten wie den württembergischen Ministerpräsidenten Karl von Weizsäcker, den SPD-Landtagsabgeordneten Ludwig Frank oder den Feldrabbiner Aaron Tänzer treffend charakterisiert. Aber nicht zuletzt wäre es kein Fehler gewesen, ihre Namen und die Tatornte in Registern festzuhalten.

Hugo Siefert

BRUNO CABANES · ANNE DUMÉNIL (Hg.): Der Erste Weltkrieg

Eine europäische Katastrophe · Aus dem Französischen von Birgit Lamerz-Beckschäfer · 480 Seiten mit 532 Abbildungen – 50 Euro · Theiss Verlag, Darmstadt 2013.

Wer weiß noch, warum im Großen Krieg die antibolschewistische „Jeanne d’Arc“ Maria Boschkarewa und die britisch-belgische Krankenschwester und Nonne Edith Cavell als Märtyrerinnen gestorben sind? Und warum ist die dritte Frau, Margaretha Zelle alias Mata Hari, nicht als Opfer in die Geschichtsbücher eingegangen?

Beide Fragen sind zwar nicht die wichtigsten im vorliegenden

Buch. An den drei kleinen Lebensbildern (Prosopographien) lässt sich jedoch zeigen, dass zum Beispiel ein Tagesdatum – 15.10.1917: *Mata Haris Hinrichtung* – die Auseinandersetzung mit einem Problem eröffnet, wie versucht wird, die Exekution der Spionin propagandistisch auszu-schlachten und mit Edith Cavells Ende gleichzusetzen. Außerdem werden exemplarisch Frauenrollen im Weltkrieg dargestellt, in diesen Fällen allerdings überhöht und mythisch verklärt.

Nun lautet der Untertitel des Werks *Eine europäische Katastrophe*, die freilich nicht allein das Schicksal dreier Frauen ausmacht. Das „wahre Gesicht des Schreckens“ wird dem Leser vor allem an Bildern vor Augen geführt. Ein neuer totaler Krieg spricht aus der Feuerkraft von Waffen, die die Körper der Soldaten zerfetzen und verbrannte Erde zurücklassen.

Ein internationales Historikerkollektiv – als einziger Deutscher kommt Gerd Krumeich mit dem Vorwort zum Zuge – hat die lesenswerten Texte verfasst und war



gerade beim Thema Verquickung von Front und Heimat um Objektivität und Multiperspektivität bemüht. Für einen Lander scheinen aber bei der Schilderung deutscher Gräueltaten an der Westfront Hinweise auf ähnliche Untaten der Alliierten zu kurz gekommen zu sein.

Dass ein Hauptmann Charles de Gaulle fünfmal vergeblich versucht hat, aus dem Gefangenenlager auszubrechen, wird ebenso erwähnt

wie die in französischen Feldpostbriefen dokumentierten Meutereien am Chemin des Dames im Jahr 1917.

„Hunderttausende“, so das Kapitel *September 1918*, ähnlicher Nachrichten sollen täglich befördert worden und auch angekommen sein, wenn die Zensur die Glorifizierung der Kämpfe und die Heroisierung der Soldaten durchgehen ließ.

Es mag verfehlt sein, nach einer „Frauenquote“ im Krieg zu fragen. Von den Märtyrerinnen Maria Boschkarewa und Edith Cavell war bereits die Rede. Mata Hari bleibt vielen als eine geldgierige, spionierende, halbseidene, von den Franzosen fallen gelassene Dame und nicht als eine den Opfertod Gestorbene in Erinnerung. Nicht vergessen wurde der Streik der Näherinnen in Paris und die Verschleppung von 30.000 Frauen aus Lille. Doch nicht zuletzt kommt insofern ein positives Signal aus dem Krieg, als 1918 die deutschen Frauen ihr Wahlrecht erkämpfen.

Hugo Siefert

HERFRIED MÜNKLER: Der Große Krieg · Die Welt von 1914 bis 1918

928 Seiten – 30 Euro · Rowohlt Verlag, Berlin 2013.

„Neuentdecker des Ersten Weltkriegs!“ „Unschuldpropagandist!“ Diese Prädikate sind Herfried Münkler, Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin, nach Erscheinen seines „Großen Krieges“ immer wieder angehängt worden. Gefreut haben dürfte er sich, als der „führende deutsche Kriegsforscher“ bezeichnet zu werden; weniger gefallen dürfte ihm, ein „Revisionist“ zu sein, der sich etwa neben Christopher Clark an einem neuen Historikerstreit beteiligt habe.

Von all dem muss sich der Leser freimachen, wenn er zu lesen beginnt und den Autor erstens auf seiner Sinnsuche begleitet: Was ist *der* Krieg? Verfolgt er einen höheren Plan? Ist er Gottes Werk? Verteidigt er Kultur und Zivilisation, zielt er auf die Rettung des Menschengeschlechts und werden in ihm diejenigen belohnt, welche sich hingeben? Wie Österreich, das sich in den Augen des Generalstabschefs Franz Conrad von Hötzendorf an der Ostfront für die Deutschen opferte? Wie Arnold Winkelried 1386 in der Schlacht bei Sempach? 1914 in Langemarck? Stets werde das Janus-Gesicht des Opfers deutlich: einmal als *victima*, das unwillentlich ausgelieferte Opfer,



oder als *sacrificia*, das sichtbare aktive Märtyreropfer.

Für Münkler steht zweifelsfest, dass der Erste Weltkrieg ein Laboratorium des gesamten 20. Jahrhunderts war, jedenfalls was die technischen Errungenschaften betrifft.

Und drittens ist ihm der Konflikt wie ein Lehrbuch für taktisch-strategische Fehlentscheidungen. Nicht strategisch brillante Heerführer seien siegreich; militärische Erfolge kämen

dann zustande, wenn keine Fehler gemacht würden. Überhaupt wäre der Krieg vermeidbar gewesen; Kaiser Wilhelm II. und Kanzler Bethmann Hollweg hätten ihn verhindern können.

Politische Kriegsziele habe das Reich nicht verfolgt; es sei um die Lokalisierung des Konflikts bemüht gewesen und für die Auseinandersetzung nicht hauptverantwortlich, wie es in den 1960er-Jahren der mitunter „unwissenschaftlich“ (Münkler) vorgegangene Fritz Fischer („Griff nach der Weltmacht“), unterstützt von Gerhard Ritter, behauptete und damit „geschichtspolitisch falsch“ gelegen habe. Starke Worte eines Autors, dem nun vorgeworfen werden kann, mit Begriffen wie Schuld und Moral allzu sorglos umzugehen.

Hugo Siefert

STIFTUNG DEUTSCHE HISTORISCHES MUSEUM (Hg.): Der Erste Weltkrieg in 100 Objekten

244 Seiten mit 100 farbigen Abbildungen – 25 Euro · Theiss Verlag, Darmstadt 2014.

Der auf Seite 166 angekommene Betrachter reibt sich erst einmal verwundert die Augen: Vom „Heiligen Krieg“ ist die Rede und von einem Versuch der deutschen Regierung, Muslime für sich und als Dschihadisten zum Kampf gegen ihre Herren zu ge-

winnen – im Jahr 1916!

Der Reiz dieses Panoptikums-ABC – von der Automatendose für Schokolade über den Bierkrug zur Erinnerung an einen Pariser Arbeiterkongress, das chirurgische Lazarettbesteck bis zur Zigarette undose *Wim-*

pel – liegt darin, dass die Exponate oftmals eine Geschichte erzählen. Meist sind sie so aktuell, dass sich der Zuschauer buchstäblich ein Bild machen kann, egal, ob er die Wiedergabe eines Zeitungsausschnitts, eines Gemäldes, einer Waffe oder zum Beispiel eines Feldpostbriefs vor sich sieht, wie dem des Malers Max Pechstein. Doch nicht nur wegen der Post selbst, sondern wegen des Hinweises, dass 1920 die „Mappe 1916“ des Künstlers im Verlag *Fritz Gurlitt* erschienen ist. Jenes Verwandten von Konstantin Gurlitt, dessen Ansammlung sowie ihre Geschichte, die Umstände ihrer Aufbewahrung und Verbreitung 2014 kunstweltweites Aufsehen erregt hatte.

Beim Blick auf das vermehrt 1917 am *Chemin des Dames* eingesetzte MG 08/15 fällt ihm wieder ein, dass hier also die Rendensart für „nichts Besonderes“ wurzelt. Und denkt er bei der *Gasmasken M 1917* nicht an die verfluchte Lehre der Machthaber: *Die Gaswaffe zu haben, macht stark; sie nicht zu haben, kann die Existenz kosten?*

Und woran erinnert *Karl Liebknechts Waffenrock*? Für die atheistische SED zu DDR-Zeiten war er Kultgegenstand, was der Trierer *Heilige Rock*, Altbundeskanzler Helmut Kohls im Kaukasus getragene Strickweste oder die blutige, durchschossene Uniform des in Sarajevo ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand für die jeweils Betroffenen noch sind.

Offenbar überliefern Kleidungsstücke eine Fülle aufschlussreicher Informationen. Hier spiegeln die Uniformen des einfachen britischen, des US-Infanteristen und der Galarock zur britischen Feldmarschalluniform von Kaiser Wilhelm II. den Einsatz des britischen Expeditionskorps, das Eingreifen der Amerikaner in den Krieg 1917 sowie die Tatsache wider, dass auch die engen verwandtschaftlichen Bande



des Reiches zu Großbritannien den Krieg nicht verhinderten.

Symbolisch bedeutsam wie das *Nage-lungskreuz* (dem Stadtadler-Relief im Rottweiler Rathaus vergleichbar) ist die Trophäe, jedenfalls für Eingeweihte. So versinnbildlicht der *Schlüssel von Fort Douaumont* trotz seiner ungeklärten Herkunft für viele die heroische Verteidigung des Forts und beeindruckt die Besucher ebenso wie der seit 1790 in George Washingtons Landhaus Mount Vernon aufgehängte Schlüssel der Pariser Bastille.

Dass trauernde Angehörige der Gefallenen gerne greifbare Andenken mit nach Hause nehmen wollten, wusste man zum Beispiel in der Nähe des hart auch mit Donaueschinger Soldaten umkämpften 156 Meter hohen Kimmel-Hügel nahe Ypern schon bald nach 1918 und kam auf die Idee, „heilige Erde“ des Schlachtfeldes in Urnen abzufüllen und zu verkaufen.

Nun waren weder „Erde“ noch „Krieg“ für einen deutschen Soldaten „heilig“. Aber das jüdische *Feldgebetsbuch* gibt Auskunft darüber, dass Religion und Glauben im Krieg den Juden wichtiger war als im Frieden. Den Kampf im Sinne eines Dschihad zu führen, kam jedoch nie infrage.

„Das Beste, was wir von der Geschichte haben“, meinte Goethe einst, „ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“ *Der Erste Weltkrieg in 100 Objekten* lehrt, dass er wohl Recht hatte.

Hugo Siefert



DWIGHT R. MESSIMER: *Escape from Villingen, 1918*

214 Seiten – 30 US-Dollar · Texas A & M University Press. College Station 2000.

In diesem gut lesbaren, englisch geschriebenen Buch beschreibt der amerikanische Historiker Dwight R. Messimer die Flucht von fünf amerikanischen Offizieren aus dem Gefangenenlager in Villingen im Oktober 1918. Nachdem im Frühjahr 1918 immer mehr US-amerikanische Truppen in das Kriegsgeschehen in Europa eingriffen, nahm auch die Anzahl der amerikanischen Kriegsgefangenen in Deutschland zu. Um eine unstandesgemäße Mischung von Soldaten und Offizieren zu verhindern, verlangte die amerikanische Regierung vom Deutschen Reich, die gefangenen Offiziere separat von den unteren Diensträngen unterzubringen. Das deutsche Militär beschloss daher, in Villingen ein zentrales Gefangenenlager für amerikanische Offiziere zu errichten. Das zuvor hauptsächlich von russischen Gefangenen besetzte Lager wurde nach und nach in ein rein amerikanisches Lager umgewandelt.

Der Autor beschreibt die verhältnismäßig erträglichen Lebensumstände der Offiziere im Gefangenenlager in Villingen. Regelmäßige, über das Rote Kreuz organisierte Lebensmittelpakete sorgten für eine Verpflegung, die im ausgehungerten Deutschland eine Ausnahme darstellte. Der gegenseitige Respekt ging so weit, dass die Gefangenen Ausflüge in die Umgebung durchführen konnten. Sie mussten nur ihr Ehrenwort geben, dass sie die Wanderungen nicht für eine Flucht nutzen. Dieses Gentlemen's Agreement wurde auch tatsächlich von fast allen eingehalten. Es verhinderte aber nicht, dass junge, sportliche und gut genährte Offiziere sich intensiv mit Fluchtplänen beschäftigten, zumal die



Entfernung zur Schweizer Grenze nicht unüberwindbar schien. Bei einer nächtlichen Aktion Anfang Oktober 1918, nur sechs Wochen vor dem Waffenstillstand, wagte eine überwiegend aus Piloten bestehende Gruppe von 13 Gefangenen die Flucht, von denen drei die Schweiz erreichten. Anhand der Vernehmungsprotokolle und der später aufgezeichneten Erinnerungen der Fliehenden beschreibt der Autor deren abenteuerlichen Weg

durch den herbstlich verregneten Schwarzwald. Er überliefert uns dabei auch ein Stimmungsbild der Bevölkerung nach den Entbehrungen von vier Jahren Krieg. Im Vergleich zum Zweiten Weltkrieg, als amerikanische Bomberpiloten aus abgeschossenen Flugzeugen in der gleichen Region erschossen wurden (bei den sogenannten Fliegermorden in Schollach), zeigt dieses Buch auch, dass im Ersten Weltkrieg hier im Westen die grundlegenden Rechte der Kriegsgefangenen geachtet wurden.

Nachdem das Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 2008 einige Fotografien aus dem Villingen Kriegsgefangenenlager erwerben konnte, ist die Geschichte des Lagers in Vorträgen und Führungen (im Frühjahr 2014 auch für den Baarverein) sowie in einem Beitrag für das Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen dargestellt worden (Heinrich Maulhardt, Flucht aus Villingen, Heft 34, Seite 54 bis 65). Messimers Buch „Escape from Villingen“ bleibt aber die wichtigste Quelle für die Geschichte des Villingen Offiziersgefangenenlagers aus der Perspektive der Gefangenen.

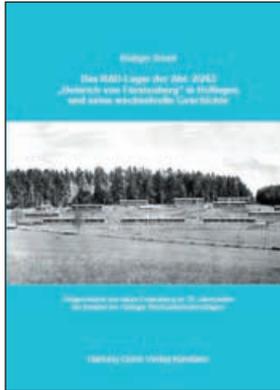
Harald Ketterer

RÜDIGER SCHELL: Das RAD-Lager der Abt. 2 / 263 „Heinrich von Fürstenberg“ in Hüfingen und seine wechselvolle Geschichte · Zeitgeschichte und lokale Entwicklung im 20. Jahrhundert am Beispiel des Hüfinger Reichsarbeitsdienstlagers
 258 Seiten – 24 Euro · Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2014.

Die Untersuchung bietet einen Beitrag zur Hüfinger Lokalgeschichte zwischen 1932 und 1965. Indem sie die lokalen Ereignisse in die „größere“ Geschichte einordnet, macht sie gleichzeitig die Ereignisse im Deutschland dieser Jahre lebendig. Es ist ein gutes Beispiel für Lokalgeschichte: Die Entwicklungen der Ideologien und der Institutionen in der Weimarer Zeit, der NS-Zeit und der Nachkriegszeit waren vor Ort sichtbar und zu spüren.

Der Autor schildert genau den Aufbau des Lagers und die von dort geleistete Arbeit: Es begann mit dem freiwilligen Arbeitsdienst zum Jahreswechsel 1932/1933 in Pföhren. Nur wenige Monate später wurde das Lager wegen Trinkwasserproblemen geschlossen und in Donaueschingen ein neues Lager errichtet. Ursprüngliche Aufgabe war die Donauried-Entwässerung – Entwässerungsaufgaben blieben immer ein Schwerpunkt. Im Juni 1935 wurde gesetzlich die Arbeitsdienstpflicht für Männer und Frauen vom 18. bis zum 25. Lebensjahr eingeführt; die Dienstzeit war auf sechs Monate begrenzt. Der Reichsarbeitsdienst bekam weitere Aufgaben und wurde neu organisiert. Das Donaueschinger Lager wurde zu eng, und gleichzeitig verlagerte sich der Arbeitsschwerpunkt von Donaueschingen weg in die Hüfinger Gegend. So kam es, dass 1937 das RAD-Lager in Hüfingen zur zentralen Unterkunft des Reichsarbeitsdienstes auf der Baar wurde.

Im Zweiten Weltkrieg veränderte sich der Reichsarbeitsdienst: Zur „klassischen“ Arbeit kam die vormilitärische Ausbildung,



Im August 1939 erhielt die Hüfinger RAD-Abteilung den Marschbefehl zum Kriegseinsatz; jetzt stand das Lager für einige Zeit leer und nahm erst im Frühjahr 1941 wieder seinen Dienstbetrieb auf. Mit kurzen Unterbrechungen war das Lager bis März 1945 belegt.

Mit dem RAD-Lager war Hüfingen auch mit dem schlimmsten Teil des NS-Systems verbunden – mit der Geschichte der Konzen-

trationslager. In den letzten Kriegstagen waren die Baracken Unterkunft für KZ-Häftlinge. Von Offenburg kommend, führte der Zug nach Hüfingen und von dort weiter in Richtung Osten. Zeitzeugen erinnerten sich an die Elendsgestalten, und die Franzosen fanden nach der Befreiung Leichen von KZ-Häftlingen im Barackenlager.

Ein besonderer Verdienst liegt darin, dass der Autor die Gelegenheit nutzte und viele Zeitzeugengespräche führte. Er nennt 37 Zeitzeugen, die ihm zugearbeitet haben. Das ist besonders wichtig, weil es immer seltener möglich sein wird, mit diesen Personen zu sprechen (zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war eine Person schon verstorben) und ihre Erinnerungen aufzunehmen. Ohne diese persönlichen Erinnerungen ist unser Bild von Geschichte zweifellos viel ärmer und auch einseitiger.

Erschreckend ist eine Zahl aus der Nachkriegszeit: Das Lager wurde ein Internierungslager der Franzosen für politische Straftäter und belastete Führungspersonen von NS-Staat und Partei. Im Laufe eines Jahres (1945/46) waren das immerhin 732 Personen, vor allem aus dem südlichen Baden. Nicht alle waren politisch belastet,

aber die Zahl lenkt den Blick darauf, dass das Ende des Dritten Reiches nicht in einen absoluten Neubeginn mündete – die Menschen in Deutschland blieben dieselben, und auch viele, die als Täter oder Führungspersonen vor 1945 aktiv waren, haben nach 1945 weiter gewirkt. Die NS-Prozesse, die allenthalben in Deutschland geführt wurden, haben das immer wieder sichtbar

gemacht. Die Angeklagten in diesen Prozessen haben oft viele Jahre als unbescholtene Bürger in Deutschland gelebt und waren sich durchweg keiner Schuld bewusst; und erst in den letzten Jahren beschäftigten sich Firmen und Ministerien verstärkt mit der Kontinuität ihres Führungspersonals von der NS-Zeit in die Zeit nach 1945.

Heinz Lörcher

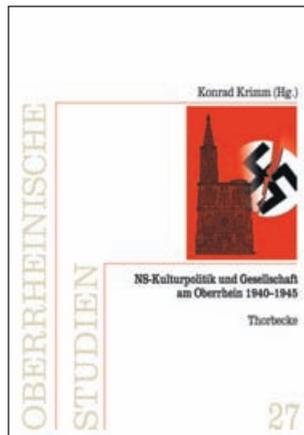
KONRAD KRIMM (Hg.): NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940 – 1945 · Architektorentwürfe zum Ausbau von Karlsruhe und Straßburg 1936 – 1942 (mit CD)

Oberrheinische Studien, Band 27. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V. · 388 Seiten – 34 Euro · Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013.

Der Band geht zurück auf die Tagung der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein und der Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten im Jahr 2006. Ein Schwerpunkt liegt auf den städtebaulichen Beiträgen: Sie beschreiben die Planungen für Straßburg (Dorothea Roos mit zwei Beiträgen) und für Karlsruhe (Ernst Otto Bräunche und Angelika Herkert/Gerhard Kabierske). Karlsruhe war seit 1933 Gauhauptstadt, und es wurden ab 1935 Pläne erstellt für den Ausbau mit neuen Monumentalgebäuden. Nach dem Sieg Deutschlands über Frankreich wurde Elsass-Lothringen am 20. Juni 1940 aus der Zuständigkeit des Militärs herausgenommen, Baden und Elsass wurden verwaltungsmäßig zusammengefasst, und es wurde geplant, den Sitz des neuen Gaues „Oberrhein“ von Karlsruhe nach Straßburg zu verlegen. Welche stadtplanerischen Befürchtungen und Planungen das in beiden Städten auslöste, wird in den Beiträgen ausführlich und anschaulich geschildert. Die beiliegende

CD unterstreicht das Gewicht der stadtplanerischen Gedanken im Gesamtrahmen des Bandes. Es wäre sinnvoller gewesen, diesen Teil des Buches getrennt herauszubringen, denn er gehört weniger in die Rubrik „Kulturpolitik“, sondern zum interessanten Komplex Stadtplanung/Regionalplanung/Architektur im Nationalsozialismus. Nur wenig von den damaligen Planungen wurde verwirklicht, aber der Blick in die Gedankenwelten der Planer zeigt eine der Facetten der nationalsozialistischen Welt: Neues schaffen, ohne viel Rücksicht auf die bestehenden Strukturen, und das Neue muss gigantisch und ehrfurchteinflößend sein.

Die anderen Beiträge befassen sich mit verschiedenen Teilen der Geschichte des Elsass im Rahmen des Dritten Reiches und der NS-Politik. Markus Enzenauer schildert in „‘Deutsches Elsaß kehre heim!’ – Nazifizierung, Germanisierung und Organisationsgrad der elsässischen Bevölkerung während der ‚verschleierte Anexion‘ 1940–1944/45“ den Aufbau der NSDAP, das Sozialprofil der Mit-



glieder und deren regionale Verteilung. Mit seiner Darstellung der NSDAP und der ihr zuzurechnenden Organisationen berichtigt Enzenauer die bisherige Forschung zur elsässischen Zeitgeschichte, die das Nazitum im Elsass „als bloß importiertes ... letztlich irrelevantes Oberflächenphänomen“ oder nur „die Opferrolle des Landes“ sieht. Die Aussage, „keine Diktatur, nirgendwo, sei sie noch so terroristisch ausgestaltet ... kann ohne ein sie tragendes gesellschaftliches Fundament existieren“, sieht er auch für das Elsass bestätigt. Man erfährt in diesem Aufsatz eine Fülle interessanter Daten zur Verankerung der Nationalsozialisten in der elsässischen Gesellschaft; das ist gleichzeitig eine nachdrückliche Aufforderung, die Jahre 1940–1945 in der eigenen Geschichtswahrnehmung differenzierter zu betrachten.

Konkretisiert wird die Darstellung der Nazifizierung des Elsass durch den ausführlichen Beitrag von Wolfram Hauer „Das Elsaß als ‚Erziehungsproblem‘. Zur Umgestaltung des Schulwesens und der Lehrerbildung jenseits des Rheins nach badischem Vorbild (1940–1945)“. Er stellt die organisatorische Einführung des deutschen Schulwesens im Elsass dar und zeigt, wie inhaltlich – durch Lehrerausbildung, Lehreraustausch, Lehrerumschulung, Stoffpläne und Unterrichtsmaterialien, Schulaufsicht – die nationalsozialistischen Vorstellungen in schulische Erziehungsarbeit umgesetzt wurden. Organisatorisch war eine Besonderheit für das Elsass, dass das gesamte kirchliche Schulwesen aufgehoben wurde. Ein besonderes Verdienst des Autors liegt darin, dass er die Biografien vieler Personen in der Zeit nach 1945 verfolgt, die für das elsässische Schulwesen im Dritten Reich wichtig waren. Mit Erstaunen liest man, wie bruchlos viele Karrieren weitergingen, und man fragt sich, warum Personen, die für junge Menschen Verantwortung übernehmen, sich der Verantwortung

für ihre eigene berufliche Vergangenheit nicht gestellt haben.

Andere Schwerpunkte setzen die Beiträge von Pia Nordblom über Joseph Rossé und den Verlag Alsatia in der Zeit des Zweiten Weltkriegs und von Peter Steinbach über „Reinhold Schneiders Bedeutung für die Geschichte des Widerstands gegen den Nationalsozialismus“. Thema Nordbloms ist der Umgang mit der Vergangenheit: Rossé versuchte seinen Verlag als katholische Bastion im Dritten Reich zu erhalten, und er war deshalb nach 1945 für die einen ein „charakterloser Günstling, der sich aus eigenem Gewinnstreben den Nationalsozialisten anbot, bis selbst diese seiner überdrüssig wurden“, die anderen sehen in ihm aufgrund seiner Hilfe für Verfolgte einen Mann des Widerstandes. Die Wirklichkeit ist komplexer, und die Autorin plädiert für das dialogische Erinnern (Assmann) als „zukunftsweisende Form einer europäischen Erinnerungskultur“. Steinbach schreibt am Beispiel von Reinhold Schneider über den Beitrag christlicher Schriftsteller zum Werteempfinden, über Autonomie als für die Gegenwart wesentliche Grundeinstellung und über notwendige Wertmaßstäbe. Die Notwendigkeit, sich zu Werten zu bekennen und sie zu leben, ist nicht nur in der Zeit der Diktatur immer wieder gegeben. Insofern hilft dieser Aufsatz, sich der Frage der eigenen Werte immer von neuem zu stellen.

Der Beitrag Steinbachs zeigt besonders deutlich, dass der Titel des Bandes nicht glücklich gewählt ist. Zur „Kulturpolitik“ gehört mehr als die Themen der einzelnen Aufsätze; in der Einführung wird vom Herausgeber selbst auf die Mängel des Bandes hingewiesen. Und der Titel lässt unberücksichtigt, wie viele Gedanken zum Umgang mit der Vergangenheit in diesem Buch angesprochen sind.

Heinz Lörcher

WERNER KONOLD · R. JOHANNA REGNATH (Hg.): Militärische Schichten der Kulturlandschaft · Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur

268 Seiten mit 176 Abbildungen – 25 Euro · Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014.

Wie eine Landschaft von Militär und Krieg gezeichnet sein kann, haben die Teilnehmer an der Exkursion des Baarvereins nach Ostfrankreich und Flandern 2014 eindrücklich erlebt (siehe den Bericht von Hugo Siefert in diesem Band). Nicht immer sind die Überreste besonders bedrückend, oft sind es nur überwachsene Ruinen, manchmal einer modernen Nutzung oder Bebauung im Weg. Sind sie als Denkmale erhaltenswert? Für Römerlager oder mittelalterliche Burgen stellt sich diese Frage nicht, wohl aber für militärische Hinterlassenschaften aus jüngerer Zeit. Sie beiseite zu räumen kann dem Bedürfnis entspringen, unbequeme Erinnerungen zu tilgen und die Geschichte nachträglich zu korrigieren.

Auch mit solchen Problemen befasste sich im März 2014 eine interdisziplinäre Tagung des Alemannischen Instituts Freiburg in Endingen am Kaiserstuhl. Ihre Ergebnisse werden im vorliegenden Sammelband der Öffentlichkeit präsentiert. Den Buchumschlag hat Holger von Briel aus Donaueschingen gestaltet. Dem Veranstalter und Tagungsort gemäß befassen sich alle Beiträge, bis auf einen über den Truppenübungsplatz Kummersdorf in Brandenburg, mit Militärbauten in Baden-Württemberg, Ostfrankreich und der Schweiz, und bis auf die jungsteinzeitlichen Grabenwerke bei Heilbronn und Bruchsal stammen alle aus dem 17. bis 20. Jahrhundert. Behandelt werden Kampf- und Führungsbauten der Schweizer Armee, der Zusammenhang von Festung und umgebender Kulturlandschaft an französischen Beispielen,



len, Belagerungswerke um Breisach, die Basler Batterie sowie die Bedeutung ehemaliger Festungsanlagen für das Stadtgrün; allein drei Beiträge handeln vom Westwall im Oberrheingebiet.

Aus Baaremer Sicht ist der Artikel von Andreas Haasis-Berner über Schanzen im mittleren und südlichen Schwarzwald (S. 125–136) von besonderem Interesse. Dabei handelt es sich um Sperranlagen, die

größere Truppenkontingente daran hindern sollten, über den Schwarzwald zu marschieren. Heute meist von Wald überwuchert, bilden sie entlang des Gebirgskamms eine Kette vom Kniebis zum Wiesental. Besonders dicht gestaffelt sind sie entlang des Kinzigtals bis Hornberg und weiter zum Rohrhardsberg, die größte ist der Hohlgraben bei St. Märgen. Bei Gersbach im Südschwarzwald ist vor wenigen Jahren eine Schanzanlage durch die Schüler-Arbeitsgemeinschaft „Minifossi“ unter Leitung von Werner Störk rekonstruiert worden. Die älteste Schanze stammt aus dem Jahr 1638, die meisten wurden 1693–1702 während des Pfälzischen und Spanischen Erbfolgekriegs errichtet, die jüngsten entstanden während der Koalitionskriege um 1800 (zu diesen gehören auch die Schanzen am Ochsenberg bei VS-Tannheim, die nicht eigens erwähnt werden).

Der Autor konzentriert sich auf die Typologie der Befestigungen – Redouten, Sternschanzen und polygonale Anlagen; für die geschichtlichen Hintergründe verweist er auf weiterführende Literatur (siehe dazu auch den Beitrag von Johann Dietrich von Pechmann in diesem Band). Alle Schanzen

im Schwarzwald wurden aus Erde und Holz gebaut; mit ihren Gräben und Wällen und den „Verhacken“, Verhauen aus gefällten Bäumen, waren sie ein wirksames Mittel, um französische Armeen an der Überquerung des Gebirges zu hindern. Sie zeugen zwar nicht von Kampf und Blutver-

gießen wie die Gegend um Verdun und Langemarck, erinnern aber daran, dass auch der Schwarzwald nicht immer die idyllische Landschaft war, als die wir ihn heute wahrnehmen.

Michael Tocha

HERMANN SUMSER · HERMANN BARTH: Riedöschingen · Ein lebendiges Dorf auf der Baar
Interessengemeinschaft Baaremer Baukultur e.V. · Vertrieb über www.ig-baukultur.de ·
88 Seiten – 10 Euro · Donaueschingen 2014.

In der reich bebilderten Broschüre dokumentiert die IG Baukultur die Fotoausstellung „Riedöschingen – Ansicht ohne Aussicht“ vom Juni 1995. Damals trat Ortsvorsteher Hermann Barth von Riedöschingen an die kleine Schar von Bewahrern der regionalen Bauweise heran und schlug vor, die Veränderungen im Ortsbild in den letzten Jahrzehnten in einer Fotoausstellung zu dokumentieren. Anhand des direkten Vergleiches von alten und neuen Bildern der Gebäude und Straßen konnten die Veränderungen aufgezeigt werden. Eine zentrale Stelle nimmt hierbei der Dorfbach ein. Dieser heißt auch offiziell „Kompromißbach“, weil er als Ergebnis von Grenzstreitigkeiten zwischen den Häusern Fürstenberg und Nellenberg im 16. Jahrhundert als Kompromissgrenze anerkannt wurde und lange Zeit auch noch das Dorf gliedert hat. Durch die teilweise Überbauung ging allerdings der Charme des offenen fließenden Gewässers verloren.

Generell zeigen die Bilder, dass durch den Einzug der Moderne das Dorf stadtähnlicher wurde. Dieser Trend und das Entleeren von Baustilen aus anderen Regionen wurde von Hermann Sumser in seiner hier abgedruckten Eröffnungsrede der Ausstellung von 1995 kritisiert. Auch stellte er die Frage, warum in der benachbarten Schweiz die traditionelle Bausubstanz viel besser erhalten wird als bei uns auf der Baar.

Letztendlich konnte die Ausstellung 1995 den raschen Wandel im Ortsbild nicht

verhindern. Es sind inzwischen weitere 20 Jahre vergangen, in denen sich die Gebäude nochmals dramatisch geändert haben. Durch den Wegfall der vielen kleinen Bauernhöfe verloren Dörfer wie Riedöschingen ihre eigentliche Lebensgrundlage. Meist wurden alte Bauernhäuser in reine Wohngebäude ohne gewerbliche Nutzung umgewandelt. Ob dies für die Zukunft der Dörfer ausreicht, ist zu bezweifeln, denn als reine Schlafstätten sind die Dörfer der Baar zu weit von den Arbeitsplätzen in den attraktiven Städten entfernt.

Harald Ketterer

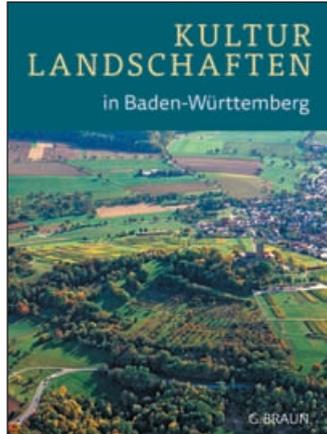


WERNER KONOLD • ROLAND HEINZMANN • WOLFRAM GRÖNITZ (Bearb.): Kulturlandschaften in Baden-Württemberg · Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz (LUBW) und Professur für Landespflege der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Hg.) · 272 Seiten – 45 Euro · G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2014.

Baden-Württemberg besitzt eine besonders große Vielfalt an Kulturräumen mit vielen Landschaften, die seit der Steinzeit von den dort siedelnden Menschen mit geprägt wurden. Die den Naturgegebenheiten wie Böden, Gesteine, Rohstoffe, Geländeprofile, Gewässer, Höhenlagen, Klima und Vegetation angepassten Siedlungstätigkeiten und Erschließungen sowie die land- und waldwirtschaftlichen Nutzungen während eines sehr langen Zeitraumes verändern und „kultivieren“ stetig den zur Verfügung stehenden Landschaftsraum.

Dreißig Fachautorinnen und -autoren haben sich der Aufgabe gestellt, „ihren“ Landschaftsraum in Kürze und Prägnanz darzustellen. Dabei ist auf je vier Buchseiten ein umfassender Überblick über den jeweiligen Kulturräum in verständlicher Sprache und aussagekräftigen Bildern gelungen. Das anspruchsvolle Ziel, die Vielfalt und die Schönheit des Landes ohne Schönfärberei zu vermitteln sowie Probleme anzusprechen, ohne darüber zu klagen, ist in eindrücklicher Weise erreicht worden.

Wie die Herausgeber im Vorwort schreiben, wurden „historische, allgemein landeskundliche, naturräumliche, siedlungs- und nutzungsgeschichtliche, landschaftsästhetische, naturschutzbezogene und auch touristische Aspekte“ miteinbezogen. Am Ende des Buches werden „Eigenarten quer durchs Land“ aufgefächert: Böden, Bergbau, Wald, Hecken, Heiden, historische Wege, Wasserwirtschaft, Wiesenwässerung, Weiher, Obstbau, Mauern und Riegel, Klöster.



Es wird aufgezeigt, dass die biologische Vielfalt in den Regionen auch eine Folge der langjährigen Nutzung und Bewirtschaftung durch Menschenhand ist und der Schutz weiterhin durch pflegende Eingriffe notwendig ist.

Die Fülle an Informationen macht neugierig, sich intensiver mit den Landschaftsteilen in Baden-Württemberg auseinanderzusetzen und sie zu

erfahren oder zu erwandern.

Unter den Autoren befinden sich gute Bekannte des Baarvereins: Prof. Dr. Werner Konold war Referent und Exkursionsleiter zum Thema 200 Jahre Flussgeschichte der Donau bei Hunderingen im Rahmen des Jahresausfluges des Vereins im Jahre 2009,

Dr. Gerhard Bronner (Die Baar – Beckenlandschaft zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb) ist Mitglied und Umweltberater beim Gemeindeverwaltungsverband Donaueschingen – Hüfingen – Bräunlingen, Dr. R. Johanna Regnath (Der Schönbuch – Grüne Lunge des Mittleren Neckarraumes) ist uns als Geschäftsführerin des Alemannischen Institutes Freiburg durch gemeinsame Aktionen bestens bekannt.

Das Werk ist insbesondere für Natur- und Landschaftsführer sowie Wanderführer eine kompakte Quelle, auf die man nicht verzichten darf. „Kulturlandschaften in Baden-Württemberg“ passt genau zu den Anliegen des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar.

Tilman von Kutzleben

REGIERUNGSPRÄSIDIUM FREIBURG · SCHWARZWALDVEREIN (Hg.):

Die Wutach. Wilde Wasser – steile Schluchten

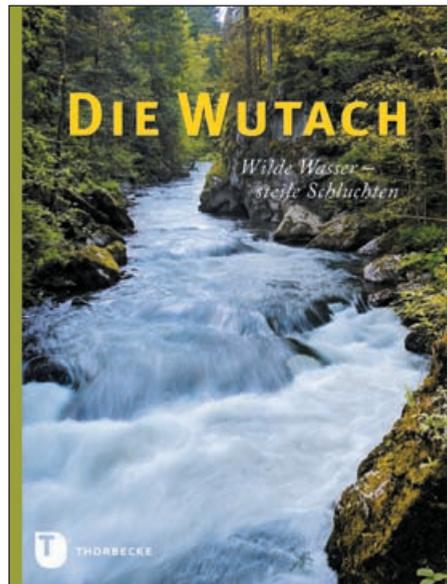
512 Seiten – 35 Euro · Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014.

Aus Anlass der Feiern zu 150 Jahre Schwarzwaldverein und 75 Jahre Naturschutzgebiet Wutachschlucht haben Regierungspräsidium und Schwarzwaldverein ein modernes Nachschlage- und Schmökerverk vorgestellt, das für die nächsten Jahre das Standardwerk zu dieser schönen Flusslandschaft sein wird. Unter den vielen sachkundigen Autoren finden sich Spezialisten für Geologie, Gewässerkunde, Botanik, Fauna und die Besiedlungsgeschichte des südlichen Schwarzwalds.

Das reich bebilderte Buch ist nach einer naturgeschichtlichen Chronologie aufgebaut und beginnt so mit der Beschreibung der geologischen Schichten und dem Einfluss des Wassers, das den Lebensraum Wutachschlucht bis heute ständig verändert. Ein Kapitel ist den Pflanzen der Wutachschlucht gewidmet, von den Flechten und Moosen bis zu den verschiedensten Gehölzen. Ausführlich wird auf das Zusammenwirken von Offenland und Waldbewuchs eingegangen, die beide sowohl für eine intakte Umwelt als auch für eine touristisch interessante Landschaft notwendig sind. In einem weiteren Kapitel wird die Tierwelt der Wutachschlucht erklärt. Die Autoren reisen mit uns zu den Fischen, Insekten, Amphibien, Vögeln und Säugetieren des Naturschutzgebietes. Das letzte Kapitel widmet sich der Nutzung der Schlucht durch den Menschen. Nachdem früher primär die Wasserkraft und der Forst genutzt wurden, überwiegt heute der Tourismus, der jedoch neue Probleme mit sich bringt.

Am Ende des Buches werden auch die Anstrengungen dargelegt, wie in der Zukunft die Nutzung der Wutachschlucht als touristisches Ballungsgebiet mit den Belangen des Naturschutzes in Einklang gebracht werden kann. Das mit hervorragenden Bildern und vielen aufwendig gestalteten Grafiken und Karten ausgestattete Buch zeigt die einzigartige Schönheit und Komplexität dieser Schluchtenlandschaft und appelliert so an den Leser, sich für die Erhaltung jeder einzelnen dort vorkommenden Pflanzen- und Tierart einzusetzen.

Harald Ketterer



Hinweise für Autoren

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz: „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im März. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres. Der Schriftenband kostet 20,- Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25,- Euro enthalten.

Themenvorschläge oder fertige Manuskripte nehmen die rechts genannten Schriftleiter gerne entgegen. Die Beiträge sollen in der Regel nicht mehr als etwa 10.000 Wörter oder 60.000 Zeichen umfassen. Bitte senden Sie Texte in den Formaten .doc oder .docx, Tabellen und Abbildungen als gesonderte Dateien, Bilder möglichst im Format .tif oder .jpg in hoher Auflösung.

Die Autoren sind damit einverstanden, dass wir ihre Beiträge einige Zeit nach Erscheinen des gedruckten Jahresbandes in elektronischer Form auf von uns vertriebenen Datenträgern verbreiten und zum kostenlosen Herunterladen z. B. über unsere Website www.baarverein.de und über den Südwestdeutschen Bibliotheksverbund www.swb.de bereitstellen.

Nach Erscheinen des Jahresbandes stehen die im Rezensionsteil besprochenen Bücher in der Donaueschinger Bibliothek des Baarvereins für Vereinsmitglieder und Gäste bereit. Die Öffnungszeiten und den Link zur Onlinerecherche in den Beständen unserer Bibliothek finden Sie über unsere Homepage: www.baarverein.de.

Für naturkundliche Beiträge wenden Sie sich bitte an
Dr. Helmut Gehring
Königsberger Str. 30
78052 Villingen-Schwenningen
gehring.vs@t-online.de

Für geschichtliche Beiträge und Buchbesprechungen wenden Sie sich bitte an
Michael Tocha
Langes Gewann 33
78052 Villingen-Schwenningen
tocha.vs@gmx.de